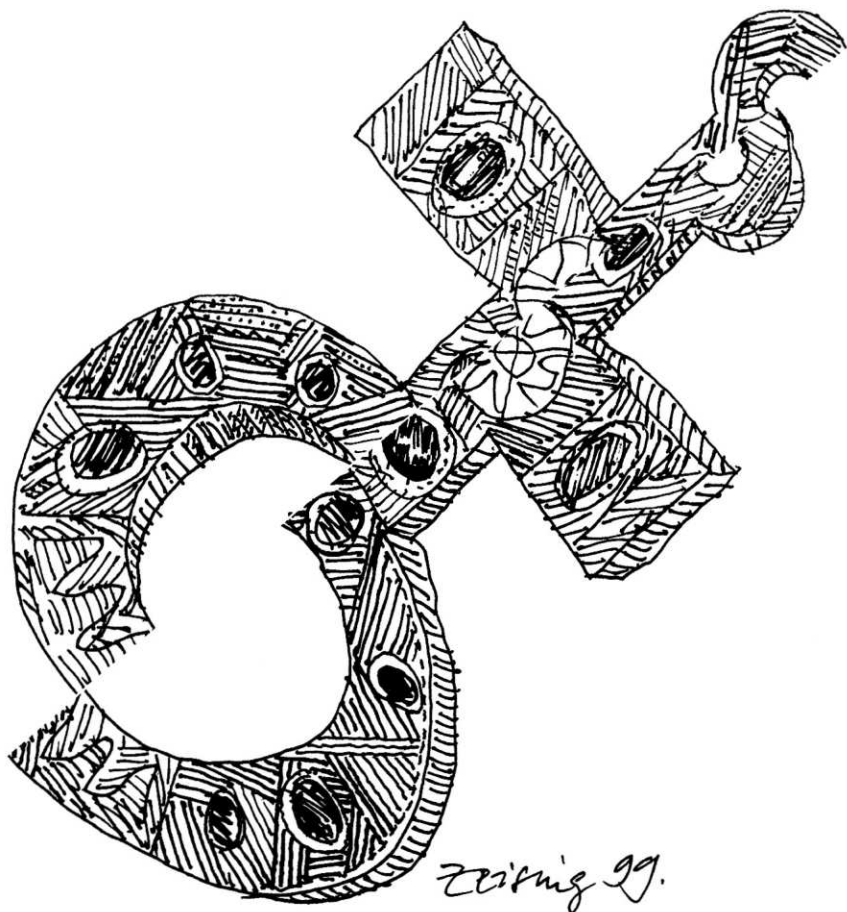


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/99



Zeitung 99.

Jahrg. 11, Heft 3, September 1999



ISSN 0947-7233

Titelbild: Zeichnung von Dr. Gert Zeising (Variation über ein sogen. "Votivkreuz" [♀] in der Paderborner Ausstellung; II, 800)

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(vormals 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 <gheins@uni-bremen.de>

Druckerei: Difo-Druck GmbH 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 70,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 75,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 1999 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (DM-Preise je nach Umfang zwischen 10,- und 18,-). **Jahrgänge: 1989 = 35,-; 1990 - 1991 je 40,-, 1992 - 1994 je 45,-, 1995 = 55,-, 1996 = 60,-, 1997 = 65,-, 1998 = 70,-** . Porto im Preis enthalten, so daß Bestellung per Einzahlung möglich ist.

Copyright: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortl. im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung)

Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 11, Heft 3
September 1999

Editorial

Das hat es noch nicht gegeben: ein ganzes *Zeitensprünge*-Heft zu einem einzigen Themenbereich. Aber besondere Ereignisse verlangen auch spezielle Reaktionen. In diesem Falle war es die fast zum Jahrhundertereignis hochstilisierte Karolinger-Ausstellung in Paderborn, die ein intensives Eingehen erforderte. Auf sie beziehen sich Artikel von Bohrer, Zeising und mir (eine parallel gesendete, fast konträre TV-Sendung über Karl wird von Geiser besprochen).

Im engen wie im erweiterten Umfeld gab es verstärkte Angriffe gegen einzelne unserer Autoren und sogar die Diffamierung aller LeserInnen. Insofern galt es, die gegnerischen Kampflinien gründlich zu rekonoszieren und ihre Strategien wie ihre Finten aufzudecken. Sie bemerken, daß sich hier ein kriegerisches Vokabular zeigt, das allerdings nur der Klarstellung einiger offener wie versteckter Attacken dient, nicht aus der eigenen Befindlichkeit erwächst. Eine weitere Folge ist die zwangsläufige Überlänge zweier Artikel, die ich nicht nur zu entschuldigen, sondern aus denen ich auch keine neuen Gewohnheitsrechte abzuleiten bitte.

Unabhängig vom Tagesereignis sind die Aufsätze zur Frage, wie weit die Karlsruferfindung mit der Kalenderumstellung zusammenfiel (Albrecht), zur stratigraphischen Situation im einstigen Palästina (Heinsohn), zur mittelalterlichen Minne (Müller), zur erschreckenden Fundarmut in Thüringen (Weißgerber) und über die "karolingische" Reiterstatuette (Zeising).

Alle LeserInnen und vor allem alle AutorInnen, die zu anderen Themenbereichen Artikel oder Leserbriefe eingesendet haben, bitte ich um Verständnis für diese vermutlich einmalige Konzentration aufs frühe Mittelalter. Das Dezemberheft wird sich wieder bunt gemischt präsentieren. Es wird hoffentlich auch wieder mehr Abbildungen bringen. Diesmal lagen fast alle Rechte bei der Paderborner Katalogredaktion, die ich nicht in Versuchung führen wollte, ausgerechnet mit den *Zeitensprüngen* Geschäfte machen zu müssen. Ihr

Helmut Klug 6.9.99

Jüdisches Leben im frühmittelalterlichen Palästina

Ist die von den Kreuzfahrern 1099 zerstörte Synagogenkultur
archäologisch wirklich unauffindbar?

Gunnar Heinsohn

I. Ein neuer Gedanke und die schwierigen Wege zu seiner wissenschaftlichen Diskussion: Das Beispiel der Illigschen Hypothese von dreihundert fiktiven Jahren zwischen dem 7. und 10. Jh. u. Z.

Ein neuer Gedanke provoziert. Das tut er unabhängig davon, ob er im Lauf der Debatte Standfestigkeit beweist oder als unhaltbar verworfen werden muß.

Wer einen neuen Gedanken formuliert, kann nicht auch noch allgemein beliebt sein. Er mag sich das wünschen. Wenn er jedoch einen kurzen Blick auf die Geschichte der Wissenschaften geworfen hat, dann wird er auf Wohlwollen niemals rechnen.

Im ersten Zorn auf einen neuen Gedanken mögen die von ihm Provozierten versuchen, seine ernsthafte *Diskussion von vornherein zu verhindern*. Das absichtsvolle Übergehen des Gedankens, sein *Totschweigen* ist dafür das probate Mittel. Es ist auch ein oberflächlich nobles Verfahren, weil der lediglich durch absichtsvolle Stummheit Aktive nichts sichtbar Anstößiges tut. Dieses Totschweigen kann auch für den Erzeuger des neuen Gedankens eine Gnade bedeuten. Sollte er nämlich selbst beizeiten erkennen, daß seine Idee unhaltbar ist, dann kann er ohne allzu großen öffentlichen Gesichtsverlust aus der Sache wieder heraus.

Mißlingt das Totschweigen, folgt als Mittel zur Verhinderung der Diskussion des neuen Gedankens gerne sein *Lächerlichmachen*. Der Autor wird als Narr vorgeführt. Deshalb hat Arthur Koestler eine bestimmte Art des Wartenkönnens als eine der wichtigsten Tugenden eines Gelehrten bestimmt. Der Verfasser eines neuen Gedankens muß die Frist aushalten können zwischen dem allgemeinen Ersturteil "Das soll ja wohl ein Witz sein" und ersten zaghaften Stimmen, die sagen "Ja, das hat Witz!"

Wer das Gelächter nicht ertragen kann, ist gut beraten, sich aus großen Streitfragen herauszuhalten. Das gilt auch für diejenigen, die sich lediglich zu dem Verlachten stellen, denn man wird erbarmungslos auch ihre Reputation zu unterminieren trachten.

Warum wird dieser Rat des Heraushaltens hier sehr ernsthaft erteilt? Diejenigen, die ihr extremes öffentliches Beschämtwerden selbstzerstörerisch bearbeiten, müssen auf psychosomatische Krankheiten und selbstsuizidäre Anwandlungen gefaßt sein. Die Scham kann sich aber auch in wüste Rundumschläge nach außen transformieren. Diese erzeugen dann jene Lächerlichkeit, die von den Opponenten angestrebt wurde.

Hält der Autor eines neuen Gedanken den Spott aus und setzt seine Arbeit in Richtung auf eine sachliche Diskussion fort, dann wird ihn häufig genug der *Vorwurf des Wahnsinns* treffen. In totalitären Staaten folgt daraufhin leicht die Einweisung in psychiatrische Anstalten und die für sie typische Zwangsmedikamentierung. In demokratischen Systemen bleibt es meist bei einem kollektiven Zurückweichen des Publikums vor dem so Geächteten, aber auch vor denen, die sich weiter mit ihm zeigen und dafür als *verrückte Sekte* etikettiert werden.

Heribert Illig [1991; 1998; 1999], auf den die These von etwa 300 Phantomjahren zwischen dem 7. und 10. Jh. unserer Zeitrechnung zurückgeht, hat Totschweigen, Gelächter und Wahnsinnsanwürfe hinter sich und höchst wahrscheinlich auch weiterhin vor sich. Diejenigen, die wissenschaftliche Überprüfungen seiner These vorgeschlagen haben und davon auch in Zukunft nicht ablassen wollen, fahren - wenn auch in geringerem Ausmaß - eine ähnlich schmerzhaft ernte ein. Dennoch wirken all diese Vorhalte vergleichsweise harmlos gegenüber dem Versuch der *Kriminalisierung* des Autors eines neuen Gedanken. Auch diese Versuche sind nicht an sich neu. Man erinnere sich nur an den Beginn des 20. Jhs., als die Psychoanalyse Sigmund Freuds damit bekämpft wurde, daß sie kein Fall für die Wissenschaft, sondern für die Polizei sei.

De omnibus dubitandum lautet seit dem Altertum der Leitsatz, der die Wissenschaft von der Religionsausübung unterscheidet. Jede Position muß sich bezweifeln lassen. Solange sie dieses Befragtwerden unbeschadet durchsteht, gilt sie - wenn auch nur vorläufig - weiter. Im 20. Jh. hat Karl Popper diesen Satz dahingehend modernisiert, daß sich jede Aussage jederzeit und von woher auch immer Falsifizierungsversuche gefallen lassen muß. Gültigkeit hat sie immer nur bis zur erfolgreichen Falsifizierung, weshalb das Konzept einer ewigen Wahrheit wissenschaftsfremd ist.

Für die 300 Jahre vom 7. bis 10. Jh. in unseren Geschichtsbüchern wollen manche Zeitgenossen die Leitsätze des wissenschaftlichen *procedere*

außer Kraft setzen. Wer diese drei Jahrhunderte bezweifelt, wende keineswegs die Grundregel der Wissenschaft an, sondern sei so schändlich wie diejenigen, die an der *Existenz von Auschwitz zweifeln* und damit die deutschen Verbrechen am jüdischen Volk in Abrede stellen.

Für Gelehrte - und ganz besonders für die deutschen unter ihnen - kann kaum etwas einschüchternder wirken, als mit den Auschwitzleugnern zusammengeworfen zu werden. Das rührt nicht allein daher, daß in Deutschland - und leider fast nur in Deutschland - seit 1985 das Leugnen des Genozids an den europäischen Juden unter Strafe steht (§ 194 StGB). Die ungeheure Perfidie der Auschwitzleugner besteht doch in dem Versuch, die ohnehin traumatisierte Existenz der Überlebenden immer weiter zu vergiften. Während diese ihre Toten beweinen, müssen sie sich anhören, daß es den Anlaß ihrer Trauer gar nicht gebe, ihr leidvolles Tun also Wahnsinn sei.

Anerkannt seriöse Medien und überregional renommierte Gelehrte haben nicht gezögert, Heribert Illigs chronologische Zweifel nebst ihren archäologischen, kunsthistorischen, epigraphischen, architektonischen und ideengeschichtlichen Begründungen wie die schändliche Tat eines Auschwitzleugnern zu verleumden. Andere haben sich diebisch gefreut über diese Schläge und kommen immer wieder gerne auf sie zurück, damit das *semper aliquid haeret* nur ja seine Wirkung entfalte. Auch der Autor dieser Zeilen ist - sogar durch Menschen, die er für Freunde hielt - in diesen Rufmordversuch einbezogen worden. Nur wenig im Leben vermochte ihn tiefer zu betrüben als dieses Vorgehen. Und dennoch würde er sich im Streitfall für die Verleumder verwenden. Die Sorge, daß Auschwitz oder irgendein anderer Völkermord geleugnet wird, ist ihm so tief verwurzelt eine ganz persönliche, daß er im Zweifel auch ihre überzogene Äußerung ein Stück weit verteidigen würde. Allerdings könnten Warnungen vor wirklichen Auschwitzleugnern um so schwerer Gehör finden, je öfter Wissenschaftler, die einen alten Glaubenssatz bezweifeln, mit denselben Vokabeln angegriffen werden.

Analog zur Gleichsetzung mit der Auschwitzleugnung ist für die Anschuldigung Illigs und seiner *Thesen* behauptet worden, sie *würden Neonazis gefallen oder hätten Altnazis erfreut*. Die ursprünglichen Arbeiten zur Bezweiflung der Authentizität vieler Texte zu Taten und Abenteuern Karls des Großen - als der größten Gestalt der von Illig bezweifelte Jahrhunderte - stammen bereits dem 19. Jh. und sind von Franzosen und Deutschen jener Zeit entwickelt, dann aber auch wieder vergessen worden. Keiner dieser

Autoren hat allerdings die Jahrhunderte selbst in Frage gestellt. Auch ihre Aussagen sind als solche eigenen Rechts zu prüfen und nicht schon dadurch erledigt, daß sie jemand übernimmt, mit dem man nun wahrlich nichts zu tun hat und haben will. Eine richtige Aussage wird also nicht dadurch falsch, daß sie von einem Stalin oder einem Hitler ebenfalls vertreten wird. Das "2 + 2 = 4" muß auch dann angstfrei vertreten werden dürfen, wenn die blutigsten Figuren der Geschichte es ebenfalls verwendet haben. Umgekehrt wird ein unsinniger Gedanke nicht dadurch richtig, daß sich ein allgemein anerkannter Heiliger hinter ihn stellt.

Die Versuche zur Verhinderung einer nüchternen Überprüfung der Illigschen Hypothese von den 300 Phantomjahren haben sich nicht auf Totschweigen, Verlachen, Psychiatrisierung, Kriminalisierung und Nazifizierung beschränkt. Da ist noch ein weiterer Zugang gewählt worden. Nicht nur die Geschichte Europas, des Islam, Indiens oder Chinas verliere durch Illigs Annahme 300 Jahre, sondern auch die Bücher zur Geschichte des Judentums sollen diese 300 Jahre abgeben. Wer eine Epoche bestreitet, von der auch jüdische Geschichtsbücher überzeugt sind, der *stelle einen Teil des Judentums zur Disposition* und betreibe damit eine böswillige Vernichtung jüdischer Erinnerung. Überdies beschuldige er Juden nicht etwa als irrtumsfähige Gelehrte, sondern als Geschichtsfälscher. Wer so etwas tue, stehe nicht nur in bloßer Analogie zu Auschwitzleugnern, sondern mache - wenn auch für einen anderen Zeitraum - genau dasselbe wie diese.

Der Autor dieser Zeilen hat vor acht Jahren der Illigschen These ein Stück Plausibilität zugeschrieben [Heinsohn 1991a], weil sie eine höchst merkwürdige Behauptung zur Geschichte des Judentums in Frage zu stellen erlaubte. Diese Behauptung besagt, daß es im zentral- und westeuropäischen Judentum eine über drei bis vier Jahrhunderte laufende Versteinerung des Denkens sowie eines Lebens ohne nachweisbare Synagogen, Chroniken sowie Bibel- und Talmudtexte gegeben habe. Als dann der jüdische Intellekt von neuem erwacht sei, habe er sich keineswegs langsam wieder hocharbeiten müssen, sondern in ungebrochener Frische und unveränderter Diktion genau dort wieder eingehakt, wo er drei Jahrhunderte früher storniert worden sei.

Als der Autor im Jahre 1993 auf eine ähnliche Versteinerungsbehauptung für die Geschichte Armeniens stieß, konnte das seine Verblüffung keineswegs verringern. Die beiden Schriftvölker *par excellence* sollten gleichzeitig in geistige Umnachtung gefallen sein - das eine in Europa, das

andere fern im Kaukasus an der Grenze Asiens. Bei schlichter Nichtexistenz der drei so verdunkelten Jahrhunderte würden diese Zumutungen über jüdische und armenische Geschichte entfallen. Deshalb hat der Autor, als er 1997 von einer unabhängigen Zeitschrift dazu eingeladen wurde, ein weiteres Mal für eine seriöse Prüfung der Illigschen Hypothese geworben - und zwar durch Grabungen, die direkt auf die Schichten zielen, die für das 7. bis 10. Jh. u.Z. zu erwarten stehen [Heinsohn 1997b].

Nicht zuletzt hat der Autor mögliche Versuche, die Massaker an Muslimen und Juden durch die Kreuzritter im Jahre 1099 damit in Zweifel zu ziehen, daß die archäologischen Schichten direkt vor dieser Zeit schwer nachzuweisen seien, schon prophylaktisch zurückgewiesen. Wer immer solche Leugnungen versuche, wird sich dann entgegenhalten lassen müssen, daß die Schichten *direkt* unter denen der Kreuzritter auf die vernichtete Synagogenkultur zu durchleuchten und nicht etwa deshalb auszuschneiden sind, weil sie heute mehrere Jahrhunderte vor den Kreuzrittern datiert werden [Heinsohn 1998]. Immerhin hatte der Autor Erfahrungen mit entsprechenden Leugnungen durch die herrschende Lehre: So werden die imperialen Dimensionen der Ninios-Assyrer, Meder und Achämeniden seit über einem Jahrzehnt bestritten, weil für sie angeblich die Schichten fehlen [zuletzt dazu Heinsohn 1996; 1997a]. Schon sehr viel länger werden historisch beschriebene Epochen des antiken Israel in Abrede gestellt, weil zu ihnen ebenfalls keine Schichten vorlägen [dagegen etwa Heinsohn 1991b; 1992].

Des Autors Vorschläge für eine ernsthafte Prüfung der Illigschen Epochenkürzung sind nun im Sommer 1999 von einem alten Freund nicht etwa als wissenschaftlich legitim angesehen, sondern als Versuch zur Vernichtung jüdischer Geschichte beklagt worden. Wenn diese in Zentral- und Westeuropa dunkel wirke, dann sei das - in Anschluß an Victor Clube [dazu Peiser 1994] und Mike Baillie [zuletzt 1999] - einschlagenden Himmelskörpern geschuldet. Diese hätten zwar einen schweren kulturellen Rückgang, keineswegs aber ein wirkliches Verschwinden der Kultur eingeleitet. Daß die auch für so geschundene Jahrhunderte zu erwartenden kulturellen Primitivformen bisher nicht gefunden werden konnten, sei ungenügender Suche anzulasten. Dagegen hätte ein Blick auf andere - von diesen kosmischen Katastrophen nicht betroffene - Regionen jüdischen Lebens sehr schnell von seiner artefaktreichen Existenz und ungemainen geistigen Frische in den fraglichen Jahrhunderten überzeugen können. Daß der Autor diese andere Evidenz nicht von vornherein herangezogen und - vor allem -

ohne weitere Prüfung geglaubt habe, sei bereits eine judenfeindliche Tat gewesen.

Die Sorge um mögliche Leugnungen jüdischen Lebens, Leidens und Leistens ist so ausgeprägt des Autors eigene, daß er umgehend eingewilligt hat, für einen Test der Illigschen These den Blick von Europa nach Israel (Palästina) zu wenden. Dort soll zwischen dem 7. und 10. Jh. - anders als in Zentral- und Westeuropa - das jüdische Leben in bedeutender Blüte gestanden haben und so eine Streichung von 300 Jahrhunderten *ad absurdum* führen. Er hat also zugesagt, einen Falsifikationsversuch an der Illigschen Hypothese anhand der materiellen jüdischen Evidenz im frühmittelalterlichen Israel/Palästina vorzunehmen. Der Autor hat sich ungeachtet der Vorabverdächtigung durch diesen Freund, daß er selektiv, also unwissenschaftlich *pro* Illig recherchieren werde, zu dieser Untersuchung entschlossen. Auch lebhafte Drohungen des Freundes, an der Vernichtung des beruflichen Existenz des Autors mitwirken zu wollen, wenn er die Illigsche These weiterhin für eine ernsthafte Möglichkeit halte, konnten ihn nicht gut dazu bringen, die Recherche einzustellen. Solche Unterstellungen und harschen Wünsche lassen sich in der Hitze eines wissenschaftlichen Streites nicht immer vermeiden. Sie entspringen überdies einer Sorge, die der Autor mit seinem Ankläger teilt.

Es kam schließlich zur Zielsetzung, daß der Autor die archäologischen Schichten Palästinas für die bestrittenen Jahrhunderte anschaut und sich dabei - vorerst - auf das archäologische 'Leitfossil' jüdischen Lebens in diesen Straten - die Synagoge also - konzentriert.

Man hat sich weiterhin darauf geeinigt, die als Standardwerk geltende historische Arbeit von Moshe Gil [1992] - *A History of Palestine 634-1099* (hebräisch 1983) - als das Buch zu akzeptieren, das zu kritisieren habe, wer drei Jahrhunderte jüdischer Geschichte nicht nur für Europa, sondern auch für Palästina - mit seiner berühmten jüdischen Metropole Hammath bei Tiberias - in Zweifel ziehen wolle.

Moshe Gils gewichtige Arbeit mit 968 Seiten in der englischen Fassung von 1992 gilt auch unter seinen Kollegen und wissenschaftlichen Konkurrenten als ein Meisterwerk über die Geschichte Palästinas zwischen 634 und 1099, also für jenen Zeitraum, aus dem Illig einen Teil von drei Jahrhunderten herauschneiden will. Gils Buch wird jetzt als diejenige Studie zum Thema angesehen, deren "Kenntnis künftig unumgänglich sein dürfte" [Bendkower 1985, 38]. Der einzig gravierende Vorwurf, der Gil von anderen

israelischen Gelehrten gemacht wurde, berührt einen gewissermaßen nationalistischen Aspekt:

"Gils Annahme, die Juden hätten zu jener Zeit die Mehrheit in den palästinensischen Städten gebildet, erscheine unhaltbar" [Bendkover 1985, 38].

Wir wollen gerade von einem so kritisierten Autor erhoffen, daß er nichts an harter Evidenz ausgelassen hat, was für die Bezeugung jüdischen Lebens auch vom frühen 7. bis frühen 10. Jh. spricht und somit für die Widerlegung der Illigschen These von der Nichtexistenz dieser Geschichtsbücherepoche herangezogen werden kann. Der Vorhalt zu großen nationalen Eifers an Gil wird uns weiter unten noch beschäftigen.

Ungeachtet der Kritik an ihm darf Moshe Gil - nach Shelomo Goitein [1982] - als der geistige Erbe Simon Dubnows gelten, der die Bände drei und vier seiner zehnbändigen *Weltgeschichte des Jüdischen Volkes* der fraglichen Epoche gewidmet hat [Dubnow 1926a, b]. In jedem Fall hat sich jener Freund von Gils Beweisen für ein reiches jüdisches Leben im frühmittelalterlichen Palästina tief überzeugt gezeigt.

Mit der Gil-Lektüre und der palästinischen Synagogenstratigraphie wird hier nur ein kleiner Ausschnitt des frühen Mittelalters angeschaut. Und selbst dafür können nur erste Etappen absolviert werden. Der Autor hofft in einer Fortsetzung zu diesem Text die theologischen Sendschreiben gaonischer Rabbiner untersuchen zu können, aus denen Hinweise auf das jüdische Leben im frühmittelalterlichen Palästina gezogen worden sind. Dabei können auch Ereignisse aus arabischen Chroniken näher angeschaut werden, die man heute in die fraglichen Jahrhunderte datiert. Eine irgendwie erschöpfende Aussage *pro* oder *kontra* dreier frühmittelalterlicher Jahrhunderte kann hier also in keinem Fall getroffen werden.

Die Illigsche These ist von Portugal über China bis Japan und von Nordafrika bis nach Indochina und Indonesien zu überprüfen. Mit jedem Geschichtswerk für diesen riesigen Raum steht seine These von nichtexistenten Jahrhunderten auf dem Prüfstand. Für Europa liegen zwar viele Detailuntersuchungen bereits vor. Jedoch von überall her werden Historiker ihre Einwände vorbringen. Kräftige Schneisen - vor allem in islamischen Raum, sowie nach Indien, Ceylon und China hinein - sind von den gerne als Sekte geschmähten Kollegen Illigs bereits geschlagen worden. Dennoch bleibt sehr viel Arbeit zu leisten. Ein paar Facetten aus einem jüdischen Teilgebiet der frühmittelalterlichen Geschichte müssen also immer im Gesamtrahmen der Geschichtsrekonstruktion gewichtet werden.

II. Die Fundlage zu jüdischen Texten und Chroniken aus dem 7. bis 10. Jh. in Palästina

"Aus den ersten drei Jahrhunderten der musulmanischen Ära dringen zu dem Geschichtschreiber fast gar keine Nachrichten über die Geschehnisse der Juden im arabischen Palästina" [Dubnow 1926a, 486 - Einleitungssatz des Kapitels "Die autonomen Zentren in Palästina und Ägypten bis zu den Kreuzzügen (X.-XI. Jahrhundert)"].

Warum wird in diesem Aufsatz der Blick vorrangig auf die archäologische Evidenz für das Judentum vom frühen 7. bis frühen 10. Jh. Palästinas gerichtet? Warum wird nicht in erster Linie auf jüdische Texte des politischen, religiösen, wirtschaftlichen und familialen Lebens aus dieser Zeit geschaut? Der Grund ist einfach. Solche Originaltexte sind für diese Periode bisher nicht eindeutig nachweisbar.

Der Leser wird womöglich auf die Genisa-Texte der Ben Esra-Synagoge aus Fostat (Alt-Kairo) verweisen. Hunderttausende von Seiten, die in ganz unterschiedlichen Sprachen, aber hebräischen Buchstaben geschrieben wurden, sind doch dort seit 1890 gesichert, übersetzt und ausgewertet worden. Das ist richtig. Sie liefern denn auch für Moshe Gil das entscheidende Material seines Buches über die Zeit von 634-1099:

"Were it not for these documents and the dedicated work of these researchers, we would know very little about the Jews of Palestine during this period" [Gil 1992, XVI].

Nun kann ein einziger einschlägiger Textfund für die Zeit von 634-1099 zwar verwundern, aber aufgrund seines ungeheuren Volumens dann auch gleich wieder beruhigen. Wo gäbe es Vergleichbares für irgendein Volk? Die Kairo-Funde bieten für die Falsifikation der Illigschen Hypothese ein anderes Problem. Sie stammen "mostly from the eleventh to the thirteenth centuries" [Barnavi 1990, 90]. Der älteste datierte Text - ein unfertiger Ehekontrakt - wird von modernen Historikern auf den 5. Oktober 871 u. Z. gesetzt. Auf dem Kontrakt selbst steht allerdings keine Jahreszahl, sondern lediglich "Freitag [sechster Tag], der 16. im Monat Tischri" [Barnavi 1998, 90].

Illig bestreitet nicht das aus den Genisatexten gut belegte jüdische Leben vom 11. oder auch schon späten 10. bis 13. Jh., sondern einen Zeit-

raum vom 7. bis an den Beginn des 10. Jhs. Es wäre gleichwohl voreilig, die Illigsche Annahme schon dadurch als erhärtet hinzustellen, daß für die behauptete jüdisch-palästinensische Blüte der bezweifelten Jahrhunderte jüdische Texte bisher nicht gefunden werden konnten - und zwar in einem Territorium, in dem mehr Ausgrabungen als in irgendeinem anderen vergleichbar großen der Erde stattgefunden haben. Schließlich könnte morgen die Ausgrabung niedergebracht werden, welche die vermißten Texte endlich ans Licht bringt. Diese Möglichkeit darf nicht prinzipiell ausgeschlossen werden. Dennoch geht es nicht an, Texte, die man sich lediglich wünscht, die es bisher aber nicht gibt, für die Widerlegung von Illigs Hypothese heranzuziehen. Vorläufig - so viel darf man zu behaupten wagen - werfen die fehlenden jüdischen Textfunde mehr Fragen der Illigschen Art auf, als daß sie für eine Leugnung jüdischer Funde sprechen.

Zu ergänzen ist auch, daß aus dem 7. bis. 10. Jh. Palästinas jüdische Chroniken über jüdische oder nichtjüdische Geschichte als direkte Sekundärquellen nicht aufgefunden worden sind. Überdies wird - so weit bisher erkennbar - von niemandem behauptet, daß es zu dieser Zeit jüdische Chronisten im Prinzip gegeben habe, ihre Werke dann aber zu hundert Prozent verloren gegangen seien:

"Unwillkürlich erfaßt ihn [den Geschichtsschreiber] ein Gefühl der Beschämung bei dem Gedanken, daß eine Nation, die der Welt in der Bibel die ersten großen Musterbeispiele aller Historiographie gegeben hatte, nunmehr die Kraft eingebüßt hat, ihre Erlebnisse sogar in schlichten Chroniken festzuhalten. Erklärt sich doch das Fehlen dieser Chroniken nicht dadurch, daß sie verschollen, sondern dadurch, daß sie nie geschrieben worden sind; das erhaltengebliebene Schrifttum weiß jedenfalls über solche annalistischen Werke nichts auszusagen. [...] Unerwähnt blieb in dem jüdischen Schrifttum sogar ein so bedeutsames geschichtliches Ereignis wie die Eroberung Palästinas durch die Araber im Jahre 638 und ihr weiterer siegreicher Zuge durch den ganzen Orient, ein Ereignis, welches das Los des Judentums auf viele Jahrhunderte hinaus entscheidend bestimmte. Auch die Zeit der drei östlichen Kalifate: der Omajaden, der Abbasiden und der Fatimiden [640-1170] wird von dem damaligen jüdischen Schrifttum völlig mit Schweigen übergangen. / Wie kann nun der Geschichtsschreiber bei einer solchen Dürftigkeit und Einseitigkeit des Stoffes seiner Aufgabe gerecht werden? Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als den Mangel an Stoff durch dessen intensive Verarbeitung auszugleichen" [Dubnow 1926a, 556f/558].

Zum Chroniken-Aspekt liefert das jüdische Palästina also kaum ein anderes Bild als Europa, das von Himmelskörpern verwüstet worden sein soll, die gerade den Nahen Osten verschont hätten. Für unseren Kontinent hat Simon Dubnow den betreffenden Zeitraum als "*Die Periode der Organisierung der Judenheit in Westeuropa bis zu den Kreuzzügen (711-1096)*" gefaßt [Dubnow 1926b, 469, Kursive im Original]. Zu ihr schreibt er im quellenkundlichen Anhang:

"Bei der Darstellung des ersten Abschnitts der *Organisierungsperiode* sind wir einzig und allein auf die von den christlichen Quellen vermittelten einseitigen Nachrichten angewiesen. / Die jüdische Chronographie kommt in Europa erst im *Zeitalter der Kreuzzüge* zur Entstehung. Zwei Augenzeugen der im Jahre 1096 über die rheinländischen Juden hereingebrochenen Katastrophe, R. Elieser ben Isaak und Salomo ben Simon aus Mainz, verewigten die grauenhaften Ereignisse in erschütternden Schilderungen" [Dubnow 1926b, 470/471, Kursiven im Original].

Etwas anders sieht die chronographische Situation für Süditalien aus. Da ist ein einzelner Fund vorhanden. Es handelt sich um die "Familienchronik des Achimaaz". Sie stammt von einem Namensvetter, Achimaaz ben Paltiel aus Oria, und soll im Jahre 1054/55 abgefaßt worden sein. In ihr wird vom Familienstammvater und Jerusalempilger Achimaaz gehandelt. Seine Zeit wird auf "um 850" und danach angesetzt [Dubnow 1926b, 164; Zobel 1928, 728; Gil 1992, 497]. Das Original der in Reimen geschriebenen Familienchronik ist zu hundert Prozent verloren. Auch Fragmente von zwischenzeitlichen Abschriften sind nicht gefunden worden. Der heute vorliegende Text ist eine Abschrift, die im 19. Jh. im spanischen Toledo aufgefunden wurde [abgedruckt in Neubauer 1889].

Für die Endzeit der von Illig bezweifelten Periode könnte man also eine Erinnerung an einen süditalienischen Achimaaz aus dem 9. Jh. durchaus heranziehen. Das hat bisher womöglich auch deshalb niemand getan, weil diese Erinnerung selbst nun einmal aus dem 11. Jh. stammt. Die Forschung glaubt zwar, daß ihr "ein historischer Kern zugrundeliegen" dürfte [Zobel 1928, 728]. Sie räumt aber unumwunden ein:

"Einige weitere Einzelheiten, die der Chronist über diesen A.[chimaaz] mitzuteilen weiß, tragen sagenhaften Charakter" [Zobel 1928, 728].

Dennoch müssen angesichts des auffälligen Mangels jüdischer Chroniken aus der seit Illig [1991] umstrittenen Zeitperiode die viel späteren Reime aus Oria hier wenigstens zur Kenntnis gebracht werden.

Noch etwas an den Achimaaz-Versen muß unser Interesse hervorrufen. In ihnen selbst wird der erste Pilgerzug des jüdischen Italieners nach Jerusalem auf das 800. Jahr nach der Zerstörung des Tempels datiert [Gil 1992, 497]. Die modernen Historiker fügen diese Zeitangabe einfach in die allgemein akzeptierte christliche Zeitrechnung ein. Sie addieren zur Angabe also 68 Jahre hinzu, weil die Zerstörung des Tempels durch Titus in das 68. Jahr nach Christus datiert wird. Der Pilgerzug des Achimaaz liegt dann im Jahre "868" [Gil 1992, 497]. Der jüdische Text selbst jedoch nimmt keinerlei Bezug auf irgendeine christliche Zeitrechnung, mit der man ihn dann umstandslos synchronisieren könnte. Die modernen Historiker wiederum stellen keinerlei Überlegungen zur wissenschaftlichen Zuverlässigkeit der von ihnen übernommenen christlichen Chronologie an. Sie werfen nicht einmal Fragen zu ihr auf.

Im Streit um Illigs Hypothese ist bereits ein anderer italienischer Fund mit einer Jahresangabe nach der Tempelzerstörung aufgetaucht. Es handelt sich um einen Grabstein aus dem apulischen Venosa, der folgende Inschrift trägt:

"Pergoro, Sohn des Teodoro, 4589 Jahre nach der Erschaffung der Welt, 761 nach der Zerstörung des Tempels und 63 Jahre (?) des Allerheiligsten, Amen" [Ben-Sasson, 1979, Legende zu Abb. 2].

Auch hier hat man 68 Jahre hinzu addiert und ist so auf das Jahr 829 nach Christus gekommen, obwohl auf dem Stein keinerlei Hinweis auf christliche Zählungen verzeichnet ist. Da ein Grabstein - es gibt weitere der Art - nun einmal ganz harte Evidenz ist, muß er im Jahre 829 ganz entschieden gegen Illigs Bezweiflung dieses Jahres sprechen. Der Autor hat in etlichen Korrespondenzen - anders als der da noch unentschlossene Illig [1999, 131] - darauf beharrt, daß die betreffenden Grabsteine keine Fälschungen sind, sondern echte und unstrittige Artefakte jüdischer Existenz darstellen. Er hat allerdings darauf verwiesen, daß jede Chronologie - also auch die Illigsche - ein Jahr 829 oder 868 nach Christus enthält. Der Streit geht ja nicht um schiere Zahlen, sondern um den historischen Inhalt der betreffenden Jahre, also um einen jetzt auf 800 datierten karolingischen Kontext oder solchen der jetzt um 1100 datierten Sachsenkaiser. Da nun weder die Grabsteine noch die Achimaaz-Verse inhaltliche Hinweise auf das historisch-politische Umfeld geben, hat der Autor vorgeschlagen, sie bis auf weiteres weder für die eine noch für die andere Seite als Beweis heranzuziehen.

Diese Position des Autors ändert nichts an seiner hohen Neugier an den italienischen Datierungen. Er muß bezüglich ihres Zustandekommens seine Unkenntnis einräumen. Wie sind die Jahre nach der Schöpfung gezählt worden? Da kann man sich noch die Addition bibelinterner Genealogien vorstellen. Wie aber ist die Zeit nach der Tempelzerstörung ermittelt worden? Die Frage wirkt so schwierig aufgrund der Situation im Talmud. Er wird gegen 500 u.Z. fertiggestellt und verblüfft ja gerade durch seine - die Forschung immer wieder ratlos machende - chronologische Unklarheit:

"Im Talmud [wird] nicht einmal der wichtigsten Ereignisse der für ihn zeitgenössischen Epoche direkt Erwägung getan. [...] Über die mit dem Namen Bar Kochba verknüpfte nationale Tragödie haben sich im Talmud nur vereinzelte Sagenfragmente erhalten, in denen überdies nicht einmal die einzelnen Momente des Falles von Jerusalem unter Titus und des Falles von Betar unter Hadrian genau auseinandergehalten werden. Auch über die Lage der Juden im persischen Babylonien gibt uns der Babylonische Talmud nur höchst verworrene Nachrichten, so daß diese ganze Epoche, wenigstens was die äußeren Geschehnisse der Nation anbelangt, in fast völliges Dunkel gehüllt bleibt. [...] Der Geschichtsschreiber, dem es hinsichtlich dieser an Krisen so überreichen Epochen vor allem um die Erscheinungen der sozialen Dynamik zu tun ist, wird von einer tiefen Enttäuschung ergriffen, wenn er in den hundert Bänden des talmudischen Schrifttums nichts als dunkle Anspielungen auf die Erlebnisse der ersten fünf Jahrhunderte der christlichen Ära findet und sie vergeblich nach chronologischen Anhaltspunkten durchsucht" [Dubnow 1926a, 556].

Wann und anhand welcher Evidenzen bei solchen chronologischen Ungewißheiten in Italien die Tempelzerstörung rückgerechnet worden ist, wird weiter von erheblichem Interesse sein. Gibt es dazu vielleicht Aufklärungen von Südwesteuropa, also von der Pyrenäenhalbinsel her? Bisher nicht.

"Ein historiographisches Problem für sich bildet das arabische Spanien. Über die Lage der Juden zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Araber sowie in den folgenden anderthalb Jahrhunderten des Kalifats von Cordoba ist weder von den jüdischen noch von den arabischen Chronisten Genaueres zu erfahren, so daß in der Kette der Entwicklung eine unausfüllbare Lücke klafft. So scheint denn das uns in der ersten Hälfte des X. Jahrhunderts, in der Zeit des Kalifen Abdurrahman III. und des Chasdai ibn Schaprut, auf der Pyrenäischen Halbinsel entge-

gentretende große jüdische Kulturzentrum gleichsam aus dem Nichts hervorgesprossen zu sein. Im XI. Jahrhundert setzt bereits die arabisch-jüdische Renaissance ein" [Dubnow 1926b, 471].

Nun bieten eine "unausfüllbare Lücke" oder gar ein "Nichts" keine sonderlich starke Möglichkeit, die Illigsche These von den nicht existenten Jahrhunderten zu widerlegen. Diese Befunde könnten sogar als Unterstützung der Illigschen Position gedeutet werden und sind womöglich gerade deshalb in der bisherigen Kontroverse nicht vorgebracht worden. Wer es sich mit der Falsifizierung Illigs leicht machen will, könnte einfach auf Dubnow und Kollegen verweisen und sagen: Die These von drei Phantomjahrhunderten ist durch jüdischen textlichen Stoff aus dem jüdischen Herzland Palästina nicht auszuhebeln. Der Altmeister hält sich auch mit Schelte gegenüber Versuchen nicht zurück, auf geduldigen Buchseiten nachzuschaffen, was die Quellen nicht hergeben:

"Unsere [jüdisch-]scholastisch eingestellten Geschichtsschreiber waren gewohnt, diese Lücken durch die Behandlung literarischer Erzeugnisse unbestimmten Datums [die uns in einer Anschlußarbeit interessierenden gaonischen Sendschreiben] auszufüllen, so die sich auftuenden Abgründe gleichsam mit einem Papiergerüst überdeckend" [Dubnow 1926a, 561].

Wer es sich bei der Falsifikation Illigs schwer machen und ihn nicht einfach mit den Urteilen der bisherigen Literatur unterstützen will, der muß auf archäologische Fakten setzen, also auf die Synagogen - "judaism in stone" [Shanks 1979] - als überragendem archäologischem Zeugnis jüdischen Lebens. In Europa fehlen sie ja in den umstrittenen Jahrhunderten. Wie jedoch steht es um diese zentralen Beweisstücke jüdischen Lebens in Palästina?

III. Moshe Gil über Karl den Großen und dessen Freund Harun al-Raschid in Jerusalem

Vor dem Übergang zu den palästinischen Synagogen sei hier einmal mehr die versprochene Auseinandersetzung mit dem Werke Moshe Gils gesucht. Bekanntlich stellt die Bezweiflung Karls des Großen als historischer Figur immer noch das am meisten empörende Kernstück der Illigschen Abarbeitung am 7. bis 10. Jh. dar. Läßt Karl sich vielleicht von Palästina und Jerusalem her bestätigen? Provinz und Stadt sollen damals unter "Aron dem

Perserkönig" geblüht haben. Dieser Aron sei niemand anders als der Abbasiden-Kalif Harun al-Raschid gewesen.

Immerhin soll Karl neben vielen Klöstern im Heiligen Land eine Marienkirche mit Bibliothek, zwölf Wohnanlagen, Feldern, Weinbergen und Hainen finanziert haben [Gil 1992, 285]. Im 11. Jh. schließlich berichtet der Mönch Benedictus sogar von einer gemeinsamen Pilgerfahrt Karls und Harun al-Raschids zur Grabeskirche in Jerusalem. Karl habe dabei alles mit Gold verzieren lassen, während Harun ihm dafür alles als Besitz (*potestas eius*) überschrieben habe [Gil 1992, 287]. Niemand vermag bisher zu erklären, warum - durch jenen Benedictus - erst Jahrhunderte nach Karl über seine geradezu kumpelhaften Unternehmungen mit Harun berichtet wird.

Was sagt nun Moshe Gil zu diesen Überlieferungen? Die Beziehung zwischen Karl - nebst seinem Vorhänger Pippin - und den Abbasiden

"is not mentioned in eastern sources at all and one is attempted to ask to what extent the western sources are faithful to events or whether they were not inclined to exaggerate. / The reports on the connections between Charlemagne and Harun al-Rashid gradually assumed the proportions of a myth. / This myth developed a long time after the Crusaders' campaigns, in the fifteenth and sixteenth centuries, and grew out of an inclination to view Charlemagne as the first of the Crusaders" [Gil 1992, 285/287/288].

Anstatt den Annahmen Illigs über "Karl den Fiktiven" mit eigenen harten Jerusalemer Fakten entgegenzutreten, findet sich bei Gil die These, daß die Palästina und Abbasiden betreffenden Karlsgeschichten späte Erfindungen seien. Man wird auch diese Aussage nicht umstandslos als Bestätigung Illigs heranziehen können. Sie wirft jedoch einmal mehr die Fragen auf, die gerade er gestellt hat.

Was mögliche Originaltexte aus dem frühen Mittelalter Palästinas angeht, ist Gil insgesamt nicht weiter als Simon Dubnow sechs Jahrzehnte vor ihm. Erst für das 11. Jh. liegen ihm mehr Genisatexte vor, als Dubnow damals zugänglich waren. Sie werden uns unten im Kapitel V über die Stratigraphie von Hammath bei Tiberias noch beschäftigen.

950 Paragraphen umfaßt Gils Buch für die Zeit von 634 bis 1099. Lediglich zwei davon - § 732 und § 734 - betreffen jüdischen Stoff zu jüdischem Leben in Palästina von der Zeit nach der arabischen Eroberung

Jerusalems bis an den Beginn des 10. Jhs. In § 734 [Gil 1992, 497f] wird die bereits angesprochene Familienchronik des Achimaaaz mit dem Datum 868 u.Z. vorgestellt, das durch Einfügung des 800. Jahres nach der Tempelzerstörung in die herrschende christliche Chronologie gefunden wurde. Da dieser Text aus Italien stammt und in Toledo gefunden wurde, kann er nicht als aus Palästina stammend eingestuft werden. Überdies datiert er aus dem 11. Jh., das ja niemand bestreitet.

In § 732 zieht Gil [1992, 496f] ein rabbinisches Sendschreiben des Gaonen Scherira heran. In ihm wird von einem theologischen Machtstreit zwischen Babylonien und Palästina berichtet. Dieser Streit wird in das Jahr 825 plaziert. Der Scherira-Text soll uns in einer späteren Fortsetzung dieser Untersuchung intensiver beschäftigen. Als palästinisch-jüdisches Dokument kann er selbstredend nicht herangezogen werden, da Scherira aus Pumbadita (arabisch el-Anbar) in Südmesopotamien stammt. Da Scheriras Todestag auf das erste Jahr des 11. Jhs. (1001) datiert wird, behauptet auch niemand, daß der Brief ein Dokument aus der umstrittenen Zeit darstellt.

Auch für die frühmittelalterlichen Jahrhunderte Europas - mit Karl dem Großen als ihrem über allem leuchtendem Stern - hat Gil dem Lückenbefund von Simon Dubnow nichts hinzuzufügen:

"The Jewish communities of Western Europe, at that time the barbarian and most backward part of the continent, were small and insignificant" [Gil 1992, 491].

So hat wohl noch kein Historiker aus der herrschenden Lehre die strahlenden und zahllosen zivilisatorischen Pionierleistungen des überlebensgroßen Karolingers einfach beiseite geschoben. Nicht einmal erwähnt wird von Gil [1992, 286] die berühmte Elefantengeschichte Einhardts. Unter einer von Karl dem Großen im Jahre 797 nach Bagdad geschickten Dreierdelegation befindet sich auch Isaac Judaeus (der Jude Isaak). Ein halbes Jahrzehnt sind die Boten unterwegs. Am Ende überlebt nur Isaak. Ihm gelingt nicht nur die feierliche Rückkehr nach Aachen, sondern er führt sogar jenen weißen Elefanten Abul Abbas mit in die Pfalz, den Harun für den fränkischen Freund ausgesucht hat.

Interessanterweise versucht Gil gar nicht erst, irgendwelche Beweise dafür vorzulegen, daß es wenigstens "kleine und unbedeutende" jüdische Gemeinden in jener europäischen Barbarei gegeben habe. Da gibt es nur Schweigen. Einen Unterschied zwischen Dubnow und Gil gibt es allerdings. Der Gelehrte aus der Diaspora - 1941 von einem Gestapo-Offizier und

ehemaligen Schüler in Riga ermordet - ist voller Fragen und Verwunderungen über die Quellenlosigkeit der drei Jahrhunderte. Gil - als der große mediävistische Emeritus aus dem modernen Israel - hingegen läßt sich diesbezüglich nur wenig anmerken.

IV. Frühmittelalterliche Synagogenstratigraphie in Palästina

"Wenn die Bücher schweigen, gilt es die Steine zu befragen. [...] So gewinnen denn die erst vor kurzem in Palästina entdeckten Synagogenüberreste und Inschriften [Watzinger/Kohl 1916; Klein 1920; Krauß 1922], die die früher zutage geförderten spärlichen epigraphischen Daten in nicht unwesentlichen Stücken ergänzen, eine ganz besondere Bedeutung" [Dubnow 1926a, 562].

Fehlende Texte auf jüdischer Seite und - oft mit Erfindungen arbeitende - späte Texte von anderer Seite für die Zeit des 7. bis 10. Jhs. in Palästina bringen uns nun zu den Synagogen dieser Periode als möglichem - und dann auch härtestem - Falsifikator der Illigschen Hypothese von 300 Phantomjahren.

Nach der Zerstörung des Tempels durch Titus im Jahre 68 u.Z. beginnt eine neue Diaspora des Judentums. Gleichwohl bleiben die meisten Überlebenden des jüdisch-römischen Krieges aus Jerusalem und anderen Städten - soweit sie nicht als Sklaven verschleppt werden - in Palästina. Durch kein Zeugnis kann diese Entwicklung überzeugender belegt werden als durch die - opferfreie - Synagoge (*Beth Knesset*). Sie entsteht - als *Proseuche* (griechisch für Bethaus) gegen -248 im ptolemäischen Ägypten [Griffith 1995]. Sie ist also nicht - wie lange auch vom Autor geglaubt - ein Geschöpf des -6. Jhs. aus dem babylonischen Exil [dazu Oppenheimer 1995]. Diese "illustrious past was created by the rabbis themselves" [Urman/Flesher 1995, XXV], ist aber ohne Basis in der archäologischen und historischen Evidenz.

In Palästina selbst bleibt die Synagoge ohne Bedeutung, solange der Tempel seine Aufgaben wahrnimmt. Noch streiten die israelischen Archäologen, ob vor der Zeitenwende auch nur eine einzige Synagoge in Palästina nachweisbar ist. Harte Evidenz dafür fehlt bisher. Für die erste Hälfte des 1. Jhs. u.Z. sieht das Bild nicht so negativ aus. Zumindest belegen schriftliche Quellen wie die christliche Bibel - etwa in Tiberias und Kapernaum - Synagogen im jerusalem- und damit tempelfernen Galiläa. Archäologische

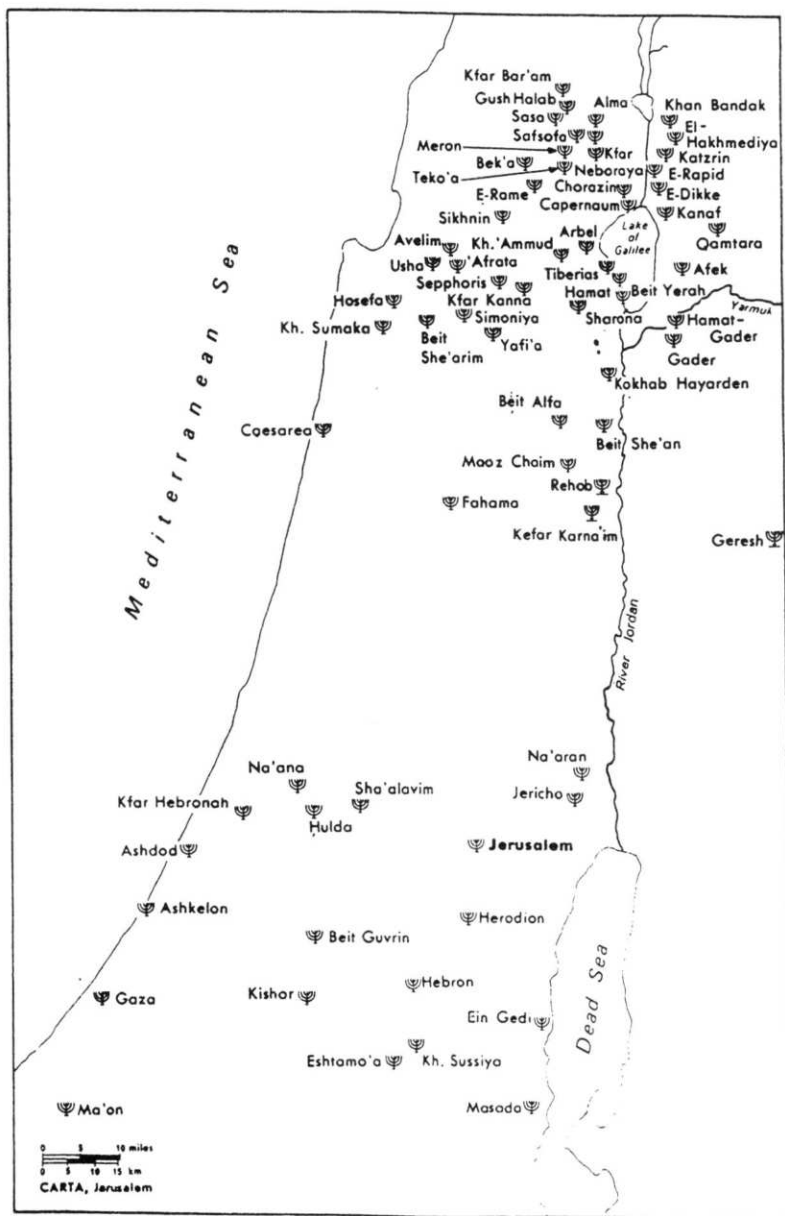
Funde liegen in jedem Fall für Gamala vor [Flesher 1995]. In Jerusalem selbst gibt es ähnliche Einrichtungen für jüdische Besucher und Dauergäste aus der Diaspora, eine Art "religious boarding house" [Flesher 1995, 33].

Nach der Zerstörung des Tempels setzt im 2. und 3. Jh. eine regelrechte Explosion des Synagogenbaus ein. Bis 1971 sind 131 davon archäologisch ermittelt worden [Saller 1972]. Danach erzwingen permanente Neuentdeckungen immer weitere Gesamtübersichten [Hüttenmeister/Reeg 1977; Gutman 1981; Levine 1981; Hachlili 1989]. Mittlerweile wird für die Zeit vom 1. bis zum 8. Jh. Palästinas von "hundreds of synagogues known in Israel" gesprochen [Urman/Flesher 1995, XXVIII]. Dagegen konnten im gesamten übrigen Mittelmeerraum nebst Nahem Osten nur ungefähr ein Dutzend Synagogen für diesen Zeitraum ergraben werden [Foerster 1981].

Das alte Land Israel bleibt also auch nach Schleifen des Tempels und nach Erklärung Jerusalems zu einer verbotenen Stadt für die Juden ganz unangefochten das jüdische Herzland. Die Synagoge wird deshalb zum archäologischen Leitfossil für jüdisches Leben in Palästina ab dem 1. Jh. u.Z.. Nach den schriftlichen Quellen nicht nur der Christen, sondern auch der Araber [Maalouf 1997] und der Juden [Neubauer 1997] kommt diese ungemein reiche jüdische Kultur im Jahre 1099 schlagartig an ihr Ende. Zu diesem Zeitpunkt erobern europäische Kreuzritter das Land. Ihre Massaker kosten allein in Jerusalem "20,000 to 30,000" Moslems und Juden das Leben [Gil 1992, 827]:

"For the Jewish population, the Crusaders' conquest was a mortal blow; it was almost completely uprooted and this marked an end of an uninterrupted history of a continuous Israelite and Jewish entity in Palestine for a period of some hundred generations, starting from Joshua bin Nun" [Gil 1992, 826].

So berichtet die Geschichtsschreibung. Was weiß nun die lokale Archäologie von diesem Herausreißen des Judentums aus Palästina? Nach herrschendem Verständnis so gut wie nichts. Nicht eine einzige der unter den Schlägen der Kreuzritter aufgegebenen Synagogen konnte bis heute gefunden werden. Die letzte große Baublüte erleben die Synagogen gegen Mitte des 7. Jhs. Irgendwann in "the eighth century" [Urman/Flesher 1995, XXVII], im ersten Zeitabschnitt der arabischen Herrschaft, die 634 einsetzt, kommen diese letzten Bauten an ihr Nutzungsende. Dieser Zeitpunkt liegt mindestens drei Jahrhunderte vor dem Jahre 1099, in dem Jerusalem gestürmt wird.



Wichtige Synagogen aus dem 1. bis 8. Jh. in Palästina [Shanks 1979, 14].

Jüdische Synagogenstratigraphie und - chronologie in Palästina

Herausreißen der Synagogenkultur durch die Kreuzritter 1099
nach Schriftquellen und Chroniken, aber archäologisches Fehlen
von Synagogen, denen das widerfahren sein könnte

Archäologische Abwesenheit von Synagogen 750 - 1099
aber Schriftquellen (Genisa Fostat/Alt-Kairo) über Synagogen-
leben und jüdisch-arabische Symbiose im 10. und 11. Jh.

Synagogenblüte in Palästina 50 - 750
Über 200 Bauten; im 7. und 8. Jh. eine jüdisch-arabische
Symbiose mit arabischer Schrift sogar auf Gefäßen, aber ohne
Schriftquellen aus der Zeit

Eher aus chronologischer Not denn aus wirklicher Überzeugung werden - das aber nur sehr indirekt - die Abbasiden der Zerstörung der Synagogenkultur beschuldigt. Nach herrschender Chronologie lösen sie die Omaisiden gegen 750 ab. Um diesen Zeitpunkt herum sollen in Palästina nicht nur Aufstände der omaisidenfreundlichen Beduinen stattgefunden haben, sondern auch ein jüdischer Wegelagerer namens Yahya ben Irmiya (=Jeremias) aktiv gewesen sein. Darüber gibt es nur einen einzigen Bericht, der durch den Araber Ibu Asakir (1105-1176) festgehalten worden ist. Gil [1992, 282] äußert sich bezüglich dieses Wegelagerers mit großer Vorsicht über "A Jewish Uprising (?)". Das Fragezeichen verweist auf die mögliche Überinterpretation des Textes. Da er keineswegs aus dem 8. Jh. stammt, sondern bald 400 Jahre nach jenem Yahya geschrieben wurde und niemand sonst über den Wegelagerer etwas weiß, erscheint Gils Skepsis gut begründet.

Einen Grund für die Auslöschung aller Synagogen Palästinas sieht Gil in diesem Yahya ohnehin nicht. Das kann er schon deshalb nicht, weil ja gerade unter den Abbasiden von Mesopotamien bis Ägypten das religiöse Leben der Juden einen raumausgreifenden Höhepunkt erleben soll. Theologische Sendschreiben der - uns in einer späteren Arbeit beschäftigenden -

gaonischen Rabbiner gehen hin und her. Eine solche jüdische Kultur ist ohne Synagogen und ohne direkt in die Zeit gehörende Schriften nicht zu haben. Wir werden weitere Zweifel Gils an einem endgültigen Verschwinden der Synagogenkultur im 8. Jh. in den beiden Abschlußkapiteln dieses Textes noch kennenlernen.

Gil schreckt möglicherweise auch deshalb vor der Konstruktion einer tödlichen, ja eliminatorischen Feindschaft von Arabern gegenüber Juden zurück, weil die Eroberung Palästinas durch die Anhänger Mohammeds nach 630 von den Juden im Lande keineswegs gefürchtet wurde:

"One can assume that great messianic hopes were aroused among the Jews of Palestine. [...] The Muslims certainly did not appear to them as the instruments of salvation, but only as its harbinger. The Muslim conquests were perceived as an essential stage determined in advance by Providence for the coming of the Messiah" [Gil 1992, 61].

Die Auslöcher des Synagogenkultur, die stratigraphisch ins 8. Jh. datiert wird, sind mithin noch dingfest zu machen. Festzuhalten bleibt, daß mit dem Synagogenende ohne überzeugenden Täter im 8. Jh. und dem Synagogenende mit klarem kreuzritterlichen Täter, aber ohne archäologische Evidenz, im Jahre 1099 ein Problem für die jüdische Geschichte Palästinas vorliegt, das noch niemand lösen konnte.

V. Musterstratigraphie Hammath bei Tiberias mit Caesarea zum Vergleich

Eine Meile vom jüdisch-palästinischen Zentrum Hammath, das uns hier in der Hauptsache interessieren soll, lag das römisch-heidnisch, danach byzantinisch-christlich und am Ende arabisch-islamisch dominierte Tiberias. Es ist systematisch in den Jahren 1973 und 1974 ausgegraben worden.

In den Arealen A und B dieses Ruinenbezirks hat man islamische Münzen gefunden,

"which attest that the area south of the walls enjoyed an era of prosperity in the three centuries between the eight and the eleventh centuries A.D." [Foerster 1978, 1171].

Für diese Zeit werden zwar keine jüdischen Artefakte angegeben, aber es ist doch die Periode, die Illig bestreitet. Hier wird abzuklären sein, ob die

islamischen Münzen - wie so häufig - auf christliche Chronologie umgerechnet wurden, aus sich heraus also gar kein absolutes Datum erlauben, oder ob tatsächlich ein veritabler Einwand gegen die These von den Phantomjahren vorliegt.

Für die Illigsche These könnte sprechen, daß der Gräberbefund in den Arealen A und B - also die harte Evidenz - nur "to the end of the Byzantine period or beginning of the Early Arab period" reicht [Foerster 1978, 1172], wodurch ein Ende zwischen 614 (Niederlage von Byzanz gegen Persien) und 750 (Übergang von Omaisjaden zu Abbasiden) indiziert wäre.

Gewichtiger wird es im Areal C. Dort sind fünf regelrechte Schichten aufgefunden worden. Davon hat man die letzten drei (III-I) den "eight to tenth centuries A.D." zugeschrieben, während V und IV für Römer- und Byzantinerzeit angewiesen wurden. Allerdings stehen nur jeweils neue Fußböden für die unstrittig harte Evidenz der Schichten III, II und I zur Verfügung: "The floors were raised, but no other significant alterations were made" [alles Foerster 1978, 1175]. Fußböden werden gewöhnlich nicht nur einmal in hundert, sondern einmal in zwanzig bis vierzig Jahren erneuert, so daß rein stratigraphisch womöglich wieder nicht mehr als die frühe arabische Periode (640-750) zusammenkommt. Ob die Entschlossenheit, mit der drei Fußbodenrenovierungen in einem ansonsten unveränderten Haus für die Füllung von 300 Jahren herangezogen wird, dem verständlichen Wunsch entspringt, endlich einmal etwas für die dunklen Jahrhunderte Palästinas vorweisen zu können? Schließlich sahen die Ausgräber der siebziger Jahre keinerlei Anlaß, die christliche Chronologie anzuzweifeln, über deren zeitlichen Leisten man auch die Vorgänge in Palästina geschlagen hatte.

Die im Ausgrabungsareal D-1 von Tiberias gefundene Färberei, die mit einer imponierenden 300-jährigen Geschäftszeit "from the eight to the eleventh centuries" angesetzt wird [Foerster 1978, 1176], gewinnt diese ungewöhnliche Länge vom Ende der Periode her. Ein der Werkstatt nicht so sehr angehörender, sondern in ihr gefundener Münzhort ist nämlich in die "tenth und eleventh centuries" datiert worden [Foerster 1978, 1176] Diese Datierungen für das nichtjüdische Tiberias mögen kräftige Fragezeichen verdienen, dürften als Einwand gegen die Illigsche These aber erst einmal weiter vorgebracht werden.

Für Illig könnte wiederum sprechen, daß die unpublizierten, aber wichtigen "large-scale excavations" vor den Jahren 1973/74 für die bauarchäologische Abfolge - für die harte Evidenz also - bei einem "Byzantine bathhouse with a magnificent mosaic pavement" sowie einem "marketplace (?) of the Early Arab period" zum Abschluß gekommen sind [Foerster 1978, 1171]. Diese münzfrei ermittelte "frühe arabische Periode" spricht einmal mehr für die Zeit zwischen 614 und 750.

Doch nun zu den Zentren jüdischen Lebens im frühmittelalterlichen Palästina. In der Nähe des römischen Tiberias entstanden im 3. Jh. u.Z. in der Stadt **Hammath** das große jüdische Lehrhaus (die Yeschiwa) und der jüdische Gerichtshof (das Sanhedrion). Unrein durch seine Friedhöfe kam Tiberias selbst für diese Aufgaben nicht in Frage. Hammath wurde zum geistigen Zentrum der Juden Palästinas und der Disapora, zur "Jewish capital" [Dothan 1978, 1181]. Im palästinischen Talmud [Megillah 1, 70] heißt dieser Ort, die bis zum Jahre 429 u.Z. den Sitz des jüdischen Patriarchats beherbergt, "Hammath-Hammatha".

Als der Sassanidenkönig Chosrau II. sich an die Eroberung des byzantinischen Syrien macht, ist es Hammath-Tiberias, von wo man die jüdische Unterstützung für den Perser leitet. Ein gewisser Benjamin organisiert die jüdischen Truppen für den Angriff auf Jerusalem, das Juden bestenfalls einmal im Jahr als Pilger betreten durften, um ihre Vertreibung zu beweinen. Im Juli 614 schließlich

"standen jüdische Krieger neben der Persern zum Sturmangriff auf diese Stadt bereit. [...] Die Sieger richteten unter den Christen ein Blutbad an (die kirchliche Überlieferung nennt die übertriebene Zahl von neunzigtausend Umgekommenen); die Kirchen, darunter auch die des Grabes Christi, wurden in Asche gelegt. [...] Die jüdischen Kriegerscharen mordeten oder vertrieben die Mönche und zerstörten Kirchen und Klöster in Jerusalem und anderen Städten in ebenso zügelloser Weise, wie der byzantinische Mob ehemals die Synagogen zu demolieren pflegte. [...] Die Wiederherstellung eines jüdischen Jerusalem schien der Anfang vom Ende des Christentums zu sein, denn dadurch wurden die Argumente der Kirchenväter Lügen gestraft, die den Glauben an die Messianität Christi mit der Behauptung zu begründen suchten, daß die heilige Stadt nie wieder in den Besitz der Juden kommen werde" [Dubnow 1926a, 268f].

Noch aber ist es nicht das verheerte Jerusalem, sondern Hammath-Tiberias, wohin man sich wendet, wenn man jüdische Autoritäten erreichen will:

"So kam der damals weitberühmte 'Sinai-Einsiedler', ein christlicher Mönch, der viele Jahre in einem Kloster auf dem Berge Sinai zugebracht hatte, eigens nach Tiberias, um den Übertritt zur jüdischen Religion zu vollziehen, worauf er einer ihrer eifrigsten Bekenner wurde" [Dubnow 1926a, 270f].

Bald darauf erlebt auch Hammath den Rückschlag, der mit der Wiedereroberung Jerusalems durch die Byzantiner im Jahre 629 eintritt. Jetzt

"setzte in Palästina ein Judengemetzel ein, das an manchen Orten von gewaltsamer Taufe begleitet wurde" [Dubnow 1926a, 271].

Die Zerstörung der prächtigen Hammath-Synagoge in Schicht IB wird mit diesen Ereignissen in Verbindung gebracht [Dothan 1978, 1178]. Damit jedoch kommt Hammath archäologisch noch keineswegs an sein Ende. In Schicht IA wird gegen 640 eine neue Synagoge gebaut, der die Ausgräber ungefähr eine hundertjährige Blüte unter arabischer Herrschaft bis zum Jahre 750 zugemessen haben. In dieser Zeit wird für Inschriften neben dem Aramäischen auch das Arabische verwendet [Dothan 1978, 1184]. Nach 750 gibt es Hammath archäologisch bis ans Ende des 11. Jhs. nicht mehr und auch danach wird es nur marginal genutzt. Wer den Untergang von 750 verursacht hat, wird nicht wirklich klar. Aufgrund von Münzen werden die Abbasiden verdächtigt. Das wird dann aber nicht vertieft, weil ja gerade deren Zeit die synagogale gaonische Blüte Palästinas umfassen soll, die ohne Synagogen nicht gut vorstellbar ist.

1921 und dann wieder 1961-1963 ist Hammath ausgegraben worden (Stratigraphie siehe Folgesseite). Seine wichtigsten jüdischen Zeugnisse liefern die vier einander ablösenden Synagogenbauten

"beginning in the fourth century and terminating in the middle of the eighth century A.D. [...] at the beginning of Arab rule in Palestine" [Dothan 1978, 1184].

Im 12. Jh. schreibt Michael der Syrer (1126-1199) über Tiberias und spricht von dreißig dort existierenden Synagogen, die einem Erdbeben zum Opfer gefallen seien. Des Syrers Befund wird heute in das Jahr 748 datiert. [Gil 1992, 175]. Archäologisch spricht nichts für die Synagogenfülle, von der merkwürdigerweise erst vier Jahrhunderte später geschrieben wird. Der weltreisende Bischof Willibald soll in Tiberias neben vielen Kirchen auch

Stratigraphie von Hammath bei Tiberias [Dothan 1978; 1983]

Silos und Nomadenunterkünfte in den Ruinen	11. - 15. Jh.

Archäologische Lücke von 750 bis ins 11. Jh. (Gemäß Texten aus der Genisa von Fostat/Alt-Kairo blüht Hammath jedoch im 11. Jh. [Gil 1992, 174f])	

Stratum I-A / Frühe arabische Zeit (Neue Synagoge im Stil der I-B-Baus am Beginn der arabischen Zeit, die mit Machantritt der Abbasiden gegen 750 endgültig untergeht.)	640 - 8. Jh.

Stratum I-B (Neue basilikaartige Synagoge, die bei Wiedereinnahme Palästinas durch die Byzantiner zerstört wurde.)	ca. 450 - 629

Stratum II-A (Weiterentwicklung der II-B-Synagoge, die am Ende der Periode zerstört wird.)	ca. 300/350 - 450

Stratum II-B (Sicher nachgewiesene Synagoge)	ca. 200 - 300/350

Zwischenstratum III/II	ca. 150 - 200

Stratum III (am Ende der Periode vielleicht früheste Synagoge in gymnasiumähnlichem Bau)	ca. -50 bis +150

Hellenistische Reste	-2. Jh.

eine Synagoge gesehen haben [Gil 1992, 175]. Dieser Befund wird heute auf das Jahr 723 gelegt, das zum archäologischen Befund immerhin passen würde.

Anders als diese schwer einzuschätzenden Aussagen hat etwas anderes die Historiker von Hammath in Verwunderung versetzt. Dabei werden jetzt hier arabische Chroniken und karaitische Quellen aus dem 11. Jh. und danach, die Juden in Tiberias erwähnen, gar nicht weiter herangezogen [dazu Dubnow 1926a, 488; Gil 1992, 174-187]. Es fließt zu Hammath nämlich in beträchtlichem Volumen jüdischer Stoff aus den - auf Arabisch in hebräischen Buchstaben verfaßten - Texten der Genisa von Fostat/Alt-Kairo. Mindestens seit "around the year 1000" [Gil 1992, 176] und womöglich - über Rückrechnungen aus den Angaben in Briefen - bis zurück auf "AD 939/940" [Gil 1992, 176] ist Hammath-Tiberias nachweisbar. Ein Genisabrief aus dem frühen 11. Jh. erwähnt ausdrücklich "the holy communities who sit in Hammath" und bestätigt damit die ungebrochen wichtige religiöse Funktion der Stadt [Gil 1992, 175].

Marktoperationen, Grundstückskäufe - etwa durch einen gewissen Benjamin -, die Lage der Leprakranken, das Herstellen von Buchkopien etc. - all das steht gemäß Genisatexten im frühen 11. Jh. in Hammath-Tiberias in Blüte. Deshalb

"it *appears* that in the eleventh century it [Tiberias] was still the centre of Northern Palestine. [...] It *seems* that Tiberias remained a Jewish city to a large extent, even as late as the eleventh century AD" [Gil 1992, 174f; Kursiven G.H.].

Mit seinem "es sieht so aus" (*appears*) oder "es scheint" (*seems*) drückt der Historiker eine Unentschlossenheit aus, die sich durch die Genisaschriftstücke nicht begründen läßt. Wer könnte bessere und unverdächtigere Quellen vorweisen als diese weggeworfenen Dokumente zu mehr oder weniger banalen Alltagsvorgängen? Und dennoch das *appears* und das *seems*.

Es ist die Stratigraphie von Hammath, die den Historiker zur Rücksichtnahme auf die Archäologen zwingt. Wo er über allen Zweifel erhabene Schriftdokumente über die Siedlung Hammath hat, müssen die Archäologen auf eine ebenso beeindruckende Siedlungslücke in der Stratigraphie von Hammath verweisen.

Stratigraphie Caesareas [Frova et al. 1965; Negev 1975]

Zerstörung durch Sultan Malik al-Aschraf im Jahre 1291

Kreuzritterzeit 1101 - 1291
(1,2 km Stadtmauerlänge)

Archäologische Lücke vom 8. bis Ende des 11. Jhs.
(*Schriftliche* Erwähnung Caesareas in jüdischen Briefen aus der Genisa von Fostat/Alt-Kairo in den Jahren 1025, 1053 und 1060 [Gil 1992, 217f])

Frühe arabische Zeit 638 bis 8. Jh.
("The Early Arab Period" [Negev 1975, 282]; Stadt kaum kleiner als in byzantinischer Zeit; zwei Töpfe mit Geschmeide und Edelsteinen aus dem 10. Jh., für das eine eigene Schicht fehlt, waren unter der Schlacke einer Eisenschmiede der frühen arabischen Zeit versteckt worden. "*At the beginning of the Arab period the floors (of the Synagogue) were repaired*" [Negev 1975, 279].)

Byzantinische Zeit ab 5. Jh.
(**Stratum V** der gesonderten Ausgrabung am Synagogenstandort *mit zweiter Synagoge*; 2,5 km Stadtmauerlänge)

Römische Zeit ab +1. Jh.
(Stratum II und III der gesonderten Ausgrabung am Synagogenstandort sowie ebendort *Stratum IV mit erster Synagoge im +3. Jh.*)

Mögliche Besiedlungslücke im -1. Jh., da keine zugehörige Keramik

Hellenismus -3./2. Jh.
(Stratum I der gesonderten Ausgrabung am Synagogenstandort)

Phönizische Zeit vor dem -3. Jh. (nur sehr geringe Reste)

Auch die zweite jüdische Hochburg Palästinas hat für den harten jüdisch-synagogalen Stoff ein Bild ergeben, das dem von Tiberias ungemein ähnelt. Es handelt sich um Caesarea, das auf Hebräisch Migdal Scharschon genannt wurde. Im 6. Jh. war die Stellung des jüdischen Bevölkerungsanteils so bedeutend, daß sogar - im Jahre 548 - ein Aufstand gegen den byzantinischen Gouverneur gewagt werden konnte. Bei der Einnahme der Stadt durch die Muslime im Jahre 640 sollen nach einer arabischen Chronik 200.000 Juden in Caesarea gelebt haben. Einer der ihnen - ein gewisser Joseph - soll die Streiter des Propheten durch einen unterirdischen Wasserkanal in den schwer befestigten Mittelmeerhafen geführt haben [Gil 1992, 59; insgesamt Raban 1996].

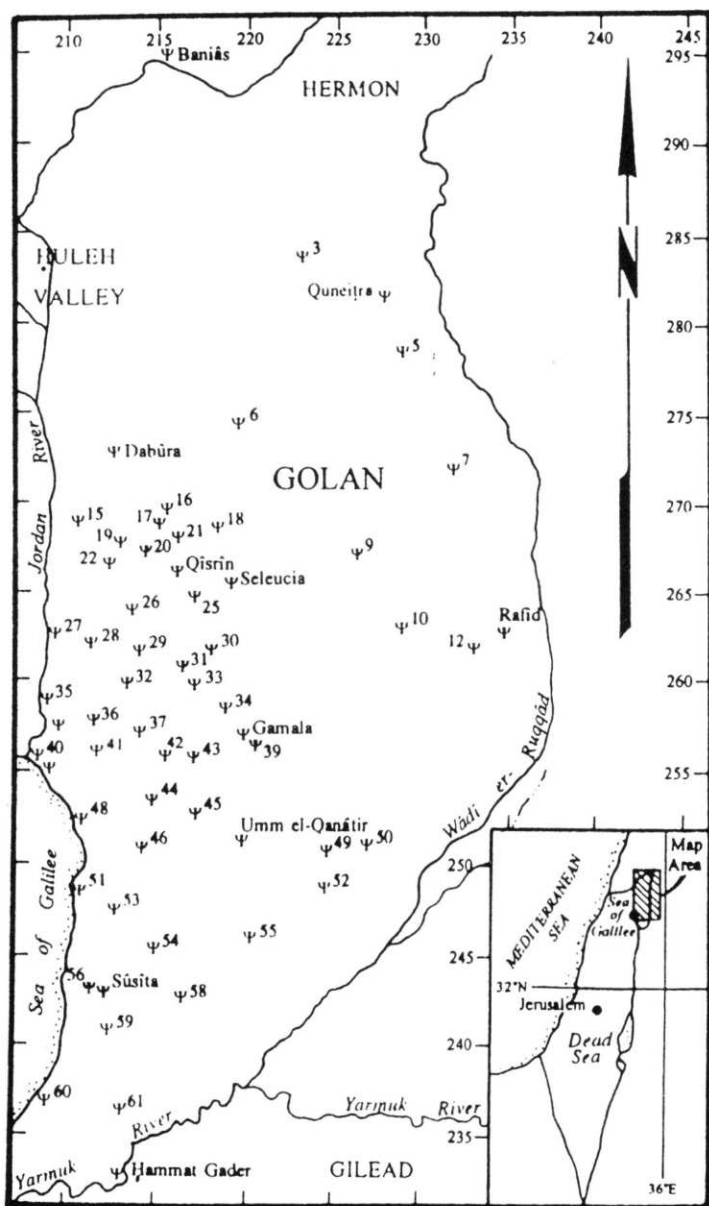
Auch in der Stratigraphie Caesareas klafft eine archäologische Lücke vom 8. bis zum 11. Jh. Und dennoch gehören auch hier in diese Lücke - mitten in die Zeit der Wüstenei - Schriftdokumente aus der Fostat-Genisa, die ein blühendes Leben verbürgen [s. etwa Gil 1992, 217f].

VI. Der Streit unter den Israelis:

Archäologischer Synagogenuntergang im 8. Jh. ohne erkennbaren Täter und die Auslöschung der jüdischen Synagogenkultur durch kreuzritterliche Täter im Jahre 1099 ohne archäologischen Befund

Die Archäologen Israels haben reiche steinerne Zeugnisse und Inschriften für eine jüdisch-arabische Symbiose im 7./8. Jh. vorgelegt. Die Historiker Israels präsentieren reiche schriftliche Zeugnisse für eine jüdisch-arabische Symbiose im 10./11. Jh., ohne die dazu gehörenden harten Belege für Synagogen, Gefäße, Metallarbeiten usw. vorlegen zu können. Für eine sich gegenseitig bestätigende Kombination der beiden Fundtypen liegt man schlicht drei Jahrhunderte zu weit auseinander. Deshalb bleiben die Aussagen der papierenen Dokumente ohne hartes Fundament und müssen mit dem *it appears* oder *it seems* relativiert werden.

Selbstverständlich ist es der Historiker, der vorsichtig sein muß. Die Archäologen können viel eindeutiger formulieren. Ihre Arbeitsweise läßt ihnen keine andere Wahl. Sie ermitteln die Stratigraphie jüdischer Bauten von unten nach oben. Römerzeit ist Römerzeit, Byzantinerzeit ist Byzantinerzeit, frühe Araberzeit ist frühe Araberzeit. Alle drei Zeiten gehen materiell vom 1. bis zum 8. Jh. ineinander über. Die Stufen der Synagogenentwicklung sind unabtrennbar in diese Zeiten eingebettet. Die Archäologen



Überwiegend nach 1967 entdeckte Synagogen im Golangebiet [Urman 1995, 387]

können nicht einfach den oberen Teil der Stratigraphietorte aus dem 7./8. Jh. abheben und den Historikern für das 10./11. Jh. servieren. Sie sind Wissenschaftler. Ihr Sachverstand verbietet eine solche Manipulation. Selbstverständlich respektieren die Historiker das. Aber auch sie haben Quellen, von denen sie nicht gut lassen können. Im Resultat widerstehen sie den Archäologen mit einer Spur wissenschaftlichen Trotzes.

Wir erinnern daran, daß Moshe Gil nach der 1983er Veröffentlichung der hebräischen Fassung seines großen Buches über die Jahre 634 bis 1099 von israelischen Kollegen kritisiert wurde, weil er im 10./11. Jh. blühende jüdische Siedlungen sah, wo die Kritiker jede Menge archäologische Lücken gegen ihn ins Feld führen konnten. Seitdem ist der Beigeschmack eines jüdischen Chauvinisten an dem großen Gelehrten hängen geblieben. Seitdem sieht er sich genötigt, seine Schriftquellen - und niemand auf der Welt hat doch bessere - in die Formeln des Anscheins und damit der Fragwürdigkeit zu kleiden. Kann diesem Historiker geholfen werden?

Ungeachtet ihrer Kontroverse haben Gil und seine Kritiker auch etwas wesentliches gemeinsam. Beide glauben gänzlich unbekümmert an die herrschende christliche Chronologie und daran, daß ihr auch die jüdischen Funde und Ereignisse unterworfen werden müssen. Keine der beiden Fraktionen würde auf den Gedanken verfallen, die sie trennenden drei Jahrhunderte einfach aus den Büchern zu streichen.

Was würde durch eine solche Streichung passieren? Das 7./8. Jh. der Synagogenstratigraphie aus früh-arabischer Zeit würde plötzlich zum harten Unterfutter für die jüdisch-arabischen Schriftstücke des 10. und 11. Jhs. Aus diesen - und weiteren - Texten wissen wir, daß es die Kreuzritter waren, die das jüdische Leben im Palästina der Genisatexte schlagartig vernichtet haben. Mit Wirkungen für Jahrhunderte haben sie das Judentum aus dem Boden des alten Landes Israel blutig herausgerissen.

Noch wissen wir nicht, wer der jüdischen Synagogenkultur des 8. Jhs. ihren schlagartigen Untergang bereitet hat. Wenn wir jedoch einen Moment mit Heribert Illig drei frühmittelalterliche Jahrhunderte als bloß fiktive ins Auge fassen und aus der Chronologie herausnehmen, dann sind die Täter der Synagogenvernichtung einwandfrei identifiziert. Es waren nicht die bisher mehr oder minder offen verdächtigten Araber, sondern die europäischen Kreuzfahrerheere.

Durch einen solchen Schrift würde Moshe Gil Gerechtigkeit widerfahren. Es gab in der Tat ein blühendes und überwiegend jüdisches Palästina direkt vor dem Einfall der Kreuzfahrer. Aber auch den ihn kritisierenden Archäologen muß Hochachtung bezeugt werden. Nach ihrem harten Befund muß die wirkliche Geschichte 300 Jahre kürzer gewesen sein, als die modernen Geschichtsbücher behaupten. Von diesem Befund müßten sie nichts abstreichen. Sie haben als Ausgräber bewunderungswürdig genau gearbeitet.

Insgesamt muß die vorläufige Bilanz lauten, daß die jüdische Geschichte Palästinas im frühen Mittelalter die Illigsche Geschichtsbücherkürzung um drei Jahrhunderte nicht etwa in Frage stellt, sondern - im Gegenteil - durch diesen Schritt endlich von tiefgreifenden Fragwürdigkeiten befreit werden kann.

VII. Literatur

- Baillie, M. (1999), *Exodus to Arthur: Catastrophic Encounters with Comets*, London: Batsford
- Barnavi, E., Hg. (1998), *A Historical Atlas of the Jewish People From the Time of the Patriarchs to the Present*, London: Kuperard
- Bendkover, S. (1985), "Juden, Christen und Muslime zwischen 634 und 1099 in Palästina: Zum Erscheinen einer hervorragenden historischen Arbeit", in *Neue Zürcher Zeitung*, 9. Mai 1985, S. 37 f.
- Ben-Sasson, H.H., Hg. (1979), *Geschichte des jüdischen Volkes. Zweiter Band: Vom 7.-17. Jahrhundert. Das Mittelalter*, München: Beck
- Dothan, M. (1978), "Tiberias, Hammath", in M. Avi-Yonah, E. Stern, Hg., *Encyclopedia of Archaeological Excavations in the Holy Land, Vol. IV*, Oxford: Oxford University Press & Jerusalem: Israel Exploration Society and Massada Press, 1178-1184
- Dothan, M. (1983), *Hammath Tiberias*, Jerusalem: Israel Exploration Society & Haifa: Department of Antiquities and Museums
- Dubnow, S. (1926 a), *Weltgeschichte des jüdischen Volkes. Von seinen Ursprüngen bis zur Gegenwart. In zehn Bänden. Orientalische Periode. Band III: Vom Untergange Judäas bis zum Verfall der autonomen Zentren im Morgenlande / Die Geschichte des jüdischen Volkes im Orient: Vom Untergange Judäas bis zum Verfall der autonomen Zentren im Morgenlande*, Berlin: Jüdischer Verlag

- Dubnow, S. (1926 b), *Weltgeschichte des jüdischen Volkes. Von seinen Ursprüngen bis zur Gegenwart. In zehn Bänden. Europäische Periode. Band IV: Das frühe Mittelalter / Die Geschichte des jüdischen Volkes in Europa: Von den Anfängen der abendländischen Diaspora bis zum Ende der Kreuzzüge*, Berlin: Jüdischer Verlag
- Flesher, P.V.M. (1995), "Palestinian Synagogues before 70 C.E.: A Review of the Evidence", in: Urman, D., Flesher, P.V.M., Hg., *Ancient Synagogues: Historical Analysis and Archaeological Discovery*, 2 Bände, Leiden et al.: E.J. Brill, 27-39
- Foerster, G. (1978), "Tiberias", in M. Avi-Yonah, E. Stern, Hg., *Encyclopedia of Archaeological Excavations in the Holy Land, Vol. IV*, Oxford: Oxford University Press & Jerusalem: Israel Exploration Society and Massada Press, 1171-1177
- Foerster, G. (1981), "A Survey of Diaspora Synagogues", in Levine, L.I., Hg., *Ancient Synagogues Revealed*, Jerusalem: The Israel Exploration Society, S. 164-171
- Frova, A. et al. (1965), *Scavi di Caesarea Maritima*, Milano: Cassa di Risparmio delle Province Lombarde / Istituto Lombardo, Accademia di Scienze e Lettere
- Gil, M. (1992), *A History of Palestine 634-1099* (hebr. 1983), Cambridge et al.: Cambridge University Press
- Gotein, S.D. (1982), *Jews and Arabs: Their Contacts through the Ages* (1955²), New York: Schocken
- Griffith, J.G. (1995), "Egypt and the Rise of the Synagogue", in: Urman, D., Flesher, P.V.M., Hg., *Ancient Synagogues: Historical Analysis and Archaeological Discovery*, 2 Bände, Leiden et al.: E.J. Brill, 3-16
- Gutman, J., Hg. (1981), *Ancient Synagogues: The State of Research*, Chico/CA: Scholars Press (Brown Judaic Studies 22)
- Hachlili, R., Hg. (1989), *Ancient Synagogues in Israel. Third-Seventeenth Century C.E.*, BAR International Series 499, Oxford: British Archaeological Reports
- Heinsohn, G. (1991a), "Jüdische Geschichte und die Illig-Niemitzsche Verkürzung der christlichen Chronologie des Mittelalters. Eine Notiz", in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, Bd. III, Nr. 5, 1991, S. 35f.
- Heinsohn, G. (1991b), "Stratigraphische Chronologie Israels. Ein Kurzauszug zur Rehabilitation historischer Informationen aus den biblischen Legenden", in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, Bd. III, Nr. 5, , S. 37-52
- Heinsohn, G. (1992), "Von Abraham zu Salomo: Hat es das Alte Israel tatsächlich nicht gegeben?", Vortrag am 13. Mai 1992, *Universität Salzburg*
- Heinsohn, G. (1996), *Assyryerkönige gleich Perserherrscher! Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich*, Gräffelfing: Mantis

- Heinsohn, G. (1997a), "Imperienbeseitigung in der herrschenden Lehre: Zu Amélie Kuhrt's "The Ancient Near East c. 3000-330 BC", in *Zeitensprünge*, Bd. IX, Nr. 3, 1997, S. 184-188
- Heinsohn, G. (1997b), "Armenier und Juden als Testfall für die Streichung von drei Jahrhunderten durch Heribert Illig", in: *Ethik und Sozialwissenschaften: Streitforum für Erwägungskultur (EuS)*, Bd. 8, Nr. 4, S. 13.
- Heinsohn, G. (1998), "Byblos von +637 bis 1098 oder: Warum so spät zum Kreuzzug?", in *Zeitensprünge*, Bd. 10, Nr. 1, 1998, S. 113-116.
- Hüttenmeister, F., Reeg, G. (1977), *Die antiken Synagogen in Israel*. Bd. 1: *Die jüdischen Synagogen, Lehrhäuser und Gerichtshöfe*; Bd. 2: *Die samaritanischen Synagogen*, Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert (Beihefte zum Tübinger Atlas des Vorderen Orients)
- Illig, H. (1991), "Die christliche Zeitrechnung ist zu lang", in: *Vorzeit - Frühzeit - Gegenwart*, Bd. III, Nr. 3/4, 69
- Illig, H. (1998), *Das erfundene Mittelalter*, München-Düsseldorf: Econ (aktualisierte Taschenbuch-Fassung der Ausgabe bei Econ von 1996; die 96er Ausgabe hat Vorstufen in *Hat Karl der Große je gelebt?* [Gräffelfing: Mantis, 1994] und *Karl der Fiktive, genannt Karl der Große* [Gräffelfing: Mantis, 1992])
- Illig, H. (1999), *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*, München: Econ & List
- Klein, S. (1920), *Jüdisch-palästinisches Corpus Inscriptionum: Ossuar-, Grab- und Synagogeninschriften*, Wien - Berlin: Löwit
- Krauß, S. (1922), *Synagogale Altertümer*, Berlin - Wien: B. Harz
- Levine, L.I., Hg. (1981), *Ancient Synagogues Revealed*, Jerusalem: The Israel Exploration Society
- Maalouf, A. (1997), *Der Heilige Krieg der Barbaren: Die Kreuzzüge aus der Sicht der Araber*, München: Diederichs
- Negev, A. (1975), "Caesarea", in: M. Avi-Yonah, E. Stern, Hg., *Encyclopedia of Archaeological Excavations in the Holy Land, Vol. I*, Oxford: Oxford University Press & Jerusalem: Israel Exploration Society and Massada Press, 270-285
- Neubauer, A. (1889), *Mediaeval Jewish Chronicles and Chronological Notes: Part II*, Oxford: Clarendon Press
- Neubauer, A. (1997), *Hebräische Berichte über die Judenverfolgung während der Kreuzzüge* (1892), Hildesheim et al.: Olms
- Oppenheimer, A. (1995), "Babylonian Synagogues with Historical Associations", in: Urman, D., Fleisher, P.V.M., Hg., *Ancient Synagogues: Historical Analysis and Archaeological Discovery*, 2 Bände, Leiden et al.: E.J. Brill, 40-48
- Peiser, B. (1994), "'Cometary Collisions': Bericht über eine Tagung der *Royal Astronomical Society*", in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, Bd. II, Nr. 2, S. 4

- Raban, A., Hg. (1996), *Caesarea Maritima: A Retrospective after two Millennia*, Leiden: Brill
- Saller, S.J. (1972), *Second Revised Catalogue of the Ancient Synagogues of the Holy Land*, Jerusalem: Studium Biblicum Franciscanum. Collectio Minor 6
- Shanks, H. (1979), *Judaism in Stone: The Archaeology of Ancient Synagogues*, Vorwort Y. Yadin, New York et al. Harper & Row; Washington D.C.: Biblical Archaeology Society
- Urman, D. (1995), "Public Structures and Jewish Communities in the Golan Heights", in: Urman, D., Flesher, P.V.M., Hg., *Ancient Synagogues: Historical Analysis and Archaeological Discovery*, 2 Bände, Leiden et al.: E.J. Brill, 373-617
- Urman, D., Flesher, P.V.M., Hg. (1995), *Ancient Synagogues: Historical Analysis and Archaeological Discovery*, 2 Bände, Leiden et al.: E.J. Brill
- Watzinger, C., Kohl, H. (1916), *Antike Synagogen in Galiläa*, Leipzig: Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft

Prof. Dres. Gunnar Heinsohn Adresse s. Impressum

Sperrfeuer vor Paderborn

Methodische Korrektheit und emotionale Begleiterscheinungen

Heribert Illig

Versetzen wir uns in folgende Situation: Wir halten ein Symposium ab und stellen fest, dass unsere Geschichtsposition massiv in Frage gestellt wird, zumal die neuen Thesen ausgerechnet jene interessieren, die wir als intelligent oder als immun eingeschätzt haben. Nun soll eine Ausstellung beginnen, die unsere Geschichtssicht präsentieren soll. Wir geraten in eine unangenehme Situation: Sollen wir auch die Zweifel deutlich machen, woran uns nichts liegt? Oder sollen wir so tun, als ob keine Zweifel bestünden, auf die Gefahr hin, daß sie trotz aller Retuschen erkennbar werden?

Die Mediävisten einigten sich wohl auf eine Verschweigetaktik samt flankierenden Maßnahmen. Es war sicher ein leichter Entschluß, daß die Ausstellung und ihr üppiges Beiwerk in Gestalt von 1.738 Seiten an Katalog-Handbüchern auf keinen Fall irgendeinen Hinweis auf eine abweichende These oder gar den Namen irgendeines 'populistischen' Autors bringen dürfe. Dies wurde vom Herausgeber- und Veranstaltungsteam konsequent durchgehalten. Dementsprechend nennen die Katalog-Handbücher der Paderborner Ausstellungen keinen einzigen Autor dieser Zeitschrift, obwohl das Frühmittelalter in seiner ganzen Fülle, also auch mit seinen ganzen Problemen darzustellen war.

Im Vorfeld aber sollten konträre Meinungen nicht nur zurückgewiesen, sondern möglichst 'verteufelt' werden. Wie zufällig fand sich dann in einem fachspezifischen Periodikum genauso ein Artikel gegen die Phantomzeitthese wie in einem populärwissenschaftlichen Heft; in einer landesweit geachteten Tageszeitung wurde ein Leserbriefdisput entfesselt, und als 'Krönung' gab es ein Interview in einer Berliner Tageszeitung, das den Kontrahenten 'erschlagen' sollte.

Prof. Matthias Becher

Die Zeitschrift '*Archäologie in Deutschland*' hatte mit dem ersten Heft dieses Jahres die Reklametrommel für Paderborn gerührt. Als sie daraufhin einen Leserbrief erhielt, der das völlige Verschweigen der Gegenposition ankreidete, druckte sie ihn, mobilisierte aber mit Prof. Matthias Becher aus

Bonn einen Mitautor und wissenschaftlichen Berater der Ausstellungen (Verfasser des zentralen Aufsatzes "Karl der Große und Papst Leo III"). Er machte mir in seinem Diskussionsbeitrag gleich den Vorwurf der Unredlichkeit.

"Es gehört jedoch zu einer redlichen Arbeitsweise, nicht nur ein altes Lehrgebäude zu zerstören, sondern auch ein neues zu formulieren. Aber wie sollte er [Illig] den westfränkischen König Karl III. (898-923) bewerten, als teils gefälscht, teils echt? Warum soll ausgerechnet die karolingische Epoche mit ihren zahllosen Schriftzeugnissen gefälscht sein? Welche Organisation hätte hinter..."

Er hat mir diesen Vorwurf der Unredlichkeit zum letztmöglichen Zeitpunkt gemacht, erschien doch seine Kritik taggleich mit meinem (längst angekündigten) zweiten MA-Band. Würde er allerdings die *Zeitensprünge* lesen, hätte er selbstverständlich schon Jahre früher meine Antworten auf seine Fragen gekannt, hätte dann aber auf den ungerechtfertigten Vorwurf verzichten müssen.

Er kommt dann meinem Standpunkt näher, indem er Karl den Großen als "Lichtgestalt" bezeichnet, hat aber diesen Standpunkt nicht gut verstanden, sonst könnte er nicht behaupten, ich hätte mich nicht zu dem Schicksal verschiedener Langobardenkönige geäußert.

Anschließend zitiert er aus meinem Kapitel über den verschlammten Kirchenstaat [*Das erfundene Mittelalter*; i.w. nur 1998, 146], um damit zu zeigen, wie ich tatsächliche oder nur unterstellte Ungereimtheiten in den Aussagen moderner Wissenschaftler auflisten würde, um daraus kurzerhand auf Nichtexistenz zu schließen. Er hat Recht damit, daß der von mir zitierte W. Goetz an die innere Herrschaft über die Stadt Rom denkt. Laut Goetz war vergessen worden, daß der Papst dank der Pippinschen Schenkung über die Stadt Rom herrschen sollte, weshalb nur noch Adelsfamilien um die Macht stritten. Gleichwohl kann es nicht mehr weit her gewesen sein mit dem *patrimonium petri*, wenn auch Papst und Kurie ihren Machtanspruch vergessen hatten. Daß diese 'Schlamperei' durch weitere Fakten belegt wird, übergeht Becher wohlweislich.

So kann er mit dem Befund schließen, daß meine These "allein dazu dient, Aufsehen zu erregen und publicity-trächtig vermarktet zu werden". So schließt sich leicht, wenn man die damit verbundene Herausforderung an die Mediävistik ohnehin negiert.

Warum aber verteidigt hier - es geht immerhin um *Archäologie in Deutschland* - ausgerechnet ein Historiker und Diplomatiker das Karlsreich?

Warum werden bei dieser Verteidigung die Worte Archäologie und Architektur gar nicht benutzt? Aufgabe gerade dieser Zeitschrift wäre es doch, mit Hilfe der Archäologie unser Urkunden- und Chronikwissen zu prüfen. Offensichtlich sind die Archäologen als 'Hilfswissenschaftler' denn doch nur Knechte der Historiker.

Nun hat aber Becher noch eine Entschuldigung vorgebracht, die Aufmerksamkeit verdient.

"Illig baut seine These mithilfe von Argumenten auf, die sämtlichen betroffenen Disziplinen entnommen sind. Der einzelne Historiker, Archäologe, Kunsthistoriker oder Byzantinist steht aber aufgrund seiner Spezialisierung und wissenschaftlichen Sorgfaltspflicht Behauptungen aus anderen Fachbereichen meist hilflos gegenüber. So könnte ein Historiker und Spezialist für das frühe Mittelalter nur die sein Fachgebiet berührenden Argumente hinterfragen und kritisieren. Dies würde Illig dann ohne sachliche Auseinandersetzung mit dem Hinweis auf die Fülle seiner anderen Argumente einfach vom Tisch fegen."

Hier wird der morsche Zustand eines engstirnigen Wissenschaftsbetriebes weniger bedauert, als vielmehr als Entschuldigung dafür verwendet, daß die Zuständigen meiner These so schwer begegnen können. Offenbar ist die gewählte Breite meines Ansatzes unfair! Wirklich unfair ist jedoch, was Becher in seine Entschuldigung einfließen läßt. Der Vorwurf, daß ich "ohne sachliche Auseinandersetzung" das Argument eines Spezialisten verwerfen würde, ist schlichte Diffamierung. Bislang habe ich mich jedem Argument der Historiker gestellt, auch wenn sie es mir - wie meist - gar nicht direkt mitgeteilt haben. Wenn in diesem Streit jemand Argumente reihenweise übergeht oder umgeht, dann sind es die Spezialisten aller Couleurs.

Nehmen wir nur die Abbildung des Aachener Oktogons, mit der Becher seinen Diskussionsbeitrag schmückt. Ich habe gerade zu diesem Bau eine fast ausschließlich architekturhistorische Argumentation von nahezu 100 Seiten vorgelegt. Wo sind all jene Spezialisten, die gerade hier dank ihres Fachwissens meine Argumentation fragmentiert hätten? Allein Jan van der Meulen hat geantwortet, aber die "karolingische Kuppel" mit keinem Wort verteidigt.

Wenn Becher behauptet, meine Argumentation würde den einzelnen Spezialisten überfordern, dann hat er Recht — aber nicht nur deshalb, weil der nicht über seinen flachen Tellerrand blicken kann, sondern auch deshalb, weil er nicht einmal den eigenen Teller überblickt.

So ist immerhin klargestellt: Meine These überfordert die jeweiligen Spezialisten genauso wie die Vereinigung aller Spezialisten. So bleibt ihnen nur das Verschweigen oder Diffamieren meiner These.

PD Dr. Amalie Föbel

Das aktuelle Magazin "*Damals*" pflegt die populäre Darstellung. Gerade hier hat Frau Föbel Auszüge ihres Referats vom Leipziger Mediävisten-Symposium abdrucken lassen, um 'das Volk' über "Karl den Fiktiven?" zu informieren. Insofern kann ich nun kompetenter antworten als im letzten Heft, damals allein nach dem Gedächtnisprotokolls eines Dritten.

Nach einer fairen Darstellung der Grundzüge meiner Thesen rügt Föbel meinen Ansatz ein erstes Mal. Daß

"sich aus der Zeit eines mit dem Epitheton *Magnus* ausgezeichneten Herrschers heute noch architektonische oder generell archäologische Zeugnisse in einem seiner Bedeutung adäquaten Umfang erhalten haben müßten, ist methodisch mehr als problematisch. Vor allem nimmt er [Illig] nicht zur Kenntnis - was Grabungen immer wieder bestätigen -, daß die im Frühmittelalter nur rudimentär vorhandene Steinbauweise sowie die Bautätigkeit späterer Jahrhunderte nicht allzu viel bauliche Überreste übrigließen."

So haben wir es also nun amtlich: Im Frühmittelalter kann der Archäologe einfach nicht mehr finden, als er findet - nämlich für die einstige Glanzzeit viel zu wenig. Vor allem wird offiziell bestätigt, daß die Fülle der damaligen Holzbauten keine Spuren hinterlassen konnte, im Gegensatz etwa zu neolithischen Pfahlbauten oder slawischen Palisadenbauten, deren Holzbalken oder Pfostenlöcher die Archäologen mühelos nachweisen können! Offenbar läßt ein Naturgesetz gerade das Holz des frühen Mittelalters dermaßen schwinden, daß allzulange nicht einmal genug Holz für eine dendrochronologische Reihe bereit lag (s.a. S. 421).

Was wäre der "adäquate Umfang" der Karlszeitzeugnisse? Adäquat könnten je nach Blickwinkel 70, 30 oder auch nur 10 Prozent Überreste vom einstigen Bestand sein. Läßt man die schon auf den ersten Blick zweifelhaften oder aussagelosen Überreste weg, dann geht es aber allenfalls um Promilleanteile, in Wahrheit um die Asymptote gegen Null. Wenn nicht einmal das auffällig ist, was dann?

Um die Schwierigkeiten der frühmittelalterlichen Archäologie zu demonstrieren, stellt Föbel die Fossa Carolina vor. Ich hätte mich hier

voreilig auf den archäologischen Befund bezogen, obwohl die einzige Grabung von 1910 buchstäblich ins Grundwasser fiel, und seitdem nur noch Bohrungen durchgeführt worden wären. Die Archäologie

"kann damit die Aussagen der schriftlichen Quellen verifizieren, nicht aber eine von diesen unabhängige Datierung vorlegen."

Als einzige Verifikation wird ein rasch versandeter Graben in einem Roggenanbauggebiet genannt. Wer mein kritisiertes Buch wirklich liest, wird eine ganze Seite mit archäologischen Streufunden der Karolingerzeit entdecken [1998, 109], die zwar vielerorts zu Tage treten, nur nicht in der Nähe des Karlsgrabens. Gehören sie nicht zur Archäologie? Die hier beschworene orale, auf Karl bezogene Tradierung verblaßt gegenüber den technischen Anachronismen, die ein Scheitelkanal zur Karolingerzeit bedeuten würde. Aber dieser Blickwinkel ist der Kritikerin entgangen.

Frau Föbel beschwört nicht nur beim Karlsgraben zukünftige positive archäologische Befunde, sondern auch bei der Aachener Pfalzkapelle, in deren Fundamenten seit 1880 immer wieder gegraben worden ist. Hier wird auf 'das Prinzip Hoffnung' gesetzt! Gewichtiger wirkte der Hinweis auf die Paderborner Pfalzbefunde, die allerdings seit Eröffnung der einschlägigen Ausstellung keineswegs mehr eindeutig auf karolingische Zeiten verweisen (passim hier im Heft).

Damit wendet sich die Autorin den 'eigentlichen Zeugnissen' einer Zeit zu, nämlich den schriftlichen Quellen als Basis jeder historischen Arbeit. Mein Umgang mit ihnen ignoriere die bisherige Forschung und sei "methodisch hilflos". Sie weiß auch, wie es richtig wäre:

"Ein solch simples Argumentationsmuster wird dem wissenschaftlichen Begreifen komplexer Vorgänge nicht gerecht. Wirklichkeiten lassen sich nur dann adäquat erfassen, wenn alle Quellen Berücksichtigung finden und sie zudem mit den Techniken und Erkenntnissen anderer Disziplinen konfrontiert werden."

Während ich laut Prof. Becher die Spezialisten mit meinem unfairen Breitbandangriff überfordere, werde ich hier wegen Schmalspurigkeit gerügt, würde ich doch weder die Schriftquellen noch die Ergebnisse anderer Disziplinen beachten. Bevor die beiden über mich ernstlich in Streit geraten, möchte ich den wesentlichen Punkt noch einmal klarstellen: Ich ignoriere nicht die Schriftquellen, sondern vergleiche ihre auf Faktisches bezogenen Inhalte - z.B. die Weihe einer Kirche - mit den archäologischen Befunden. Diese Vergleichsmöglichkeit liegt längst vor und liefert eindeutige Aussa-

gen, wird aber von den Diplomatikern geflissentlich übergangen: Denn die Schriftquellen berichten eine ganz andere Realität, als sie Archäologen und Architekturhistorikern entgegentritt. Hierin liegt das eigentliche Problem. Dankenswerterweise hat das Frau Föbel so knapp wie nur möglich formuliert: "Geht man dagegen *methodisch korrekt* vor, dann stellt sich die eingangs zitierte Frage ['Karl der Fiktive?'] nicht" [Vvhg. H.I.].

Was sollen wir von einer Methode halten, die nicht zu Fragen ermuntert, sondern von ihnen abhält? Hören wir hier die alten Meistersinger, denen das Gedrechsle ihrer Stollen und Abgesänge wichtiger war als der Inhalt? Wie eng und hilflos ist diese Disziplin geworden?

Dergestalt immunisiert wird der methodisch korrekte Wissenschaftler keine Herausforderung allein sachlich beantworten, sondern wie Frau Föbel mit einer Art von Glaubensbekenntnis schließen:

"Denn natürlich hat Karl der Große gelebt, ist am Weihnachtstag des Jahres 800 zum Kaiser gekrönt und schon von seinen Zeitgenossen als 'pater Europae' gefeiert worden!"

Die Debatte in der *Frankfurter Allgemeinen*

Dem Rezensenten Hartmut Hänsel fiel ein seltsamer Umstand auf.

"Da die Wissenschaft sich selbst korrigiert, indem sie ihre Erkenntnisse immer wieder in Frage stellt, sollte man erwarten, daß es etablierten Wissenschaftlern leicht fällt, entweder die absonderlichen Gedankengänge Illigs ad absurdum zu führen oder diese neue Anregung so aufzunehmen, wie es Gelehrten ziemt. Beides ist jedoch bisher weithin ausgeblieben."

Deshalb verfolgte Hänsel die aktuellen Neuerscheinungen und präsentierte Toppers Buch 'Erfundene Geschichte', wobei eine zusätzliche Provokation in der vorwiegend referierenden, auf kritische Einwände verzichtenden Darstellung lag.

Das machte den universitären Lehrkörper munter, vor allem in Köln. Dr. Sven *Schütte* wollte in seinem Leserbrief belegen, daß 'unbequeme' Meinungen nicht deshalb unterdrückt würden oder unbeantwortet blieben, weil sie zu 'revolutionär', sondern weil sie schlicht falsch wären. Diese Attacke stieß in luftgefüllte Säcke, weil auf die Phantomzeitthese mittlerweile mehr als 50 Spezialisten öffentlich geantwortet haben.

Die Argumentation, es existiere keineswegs eine dendrochronologische Lücke in der Standardsequenz, stieß - bleiben wir beim Bild - in Holzwolle.

Denn nirgendwo ist behauptet worden, daß für die 297 Jahre *keine* Jahrri-
nge vorlägen. Statt dessen wird vermutet, daß die fragliche Teilsequenz
durch Verdoppelung erzeugt worden sein dürfte. Gründe und Ursachen hat
Prof. Hans-Ulrich Niemitz in seinem Antwortbrief ("Schummelei bei der
Baumring-Chronologie") klargestellt.

Weiter empörte sich Schütte darüber, daß behauptet würde, es gebe in
Köln, London oder Frankfurt keine archäologischen Funde der Karolinger-
zeit. Natürlich gibt es welche, weil sie in die fragliche Zeit datiert worden
sind. Trotz derartiger Korrekturen gibt es aber noch längst nicht genug für
die glanzvolle Karolingerzeit, wie jedes Lehrbuch bedauernd konstatiert.
Einmal in Fahrt stellte Schütte mich als eine Art Rosstäuscher dar:

"Heribert Illig geht sogar so weit, Ergebnisse von Forschern ins Gegen-
teil zu verkehren, so schreibt er, Ulrike Wehling habe nachgewiesen,
daß die Mosaiken der Aachener Pfalzkapelle aus Jahrhunderte späterer
Zeit stammten. Das stimmt nicht, sie datiert sie in die erste Hälfte des
9. Jahrhunderts (Ulrike Wehling, 'Die Mosaiken im Aachener Münster
und ihre Vorstufen'; Köln 1995, Seite 39)."

Schütte hat hier wie im Falle der Dendrochronologie Verwirrung stiftende
Leseschwierigkeiten. Wer meine Ausführungen [1998, 259f] nachliest, wird
feststellen, daß ich die durchaus qualifizierte Meinung von Frau Wehling
korrekt wiedergegeben habe. Auf der angemahnten S. 39 steht ihre Sentenz:

"Für die Mosaizierung der Kuppel kommen die Regierungszeiten der
Herrscher, die ihre Verehrung für Karl den Großen besonders betonten,
in Frage. Es sind dies vor allem Ludwig der Fromme (814-840), Karl
der Kahle (840-877) und in besonderem Maße Otto III. (983-1002) und
Friedrich I. Barbarossa (1152-1190)."

Bei Würdigung des Aachener Befundes fällt das Kuppelmosaik also in die
Zeit zwischen 814 und vielleicht 1160 - eine überraschend große Spanne.
Nicht zitiert habe ich nur den letzten einschlägigen Satz von Wehling, weil
er erkennbarerweise auf keinem Argument fußt, sondern eine persönliche
Überzeugung bringt:

"Obwohl es keine Belege und keine stringenten Argumente gibt, kann
daher wohl von einem karolingischen Kuppelmosaik des 9. Jahrhun-
derts ausgegangen werden" [Wehling 39].

Kann man deutlicher ausdrücken, daß es kein Argument für die von Schütte
favorisierte "erste Hälfte des 9. Jahrhunderts" gibt? Er nennt dabei eine
stärkere Eingrenzung, als sie Wehling irgendwo vornimmt. So hat er nicht
nur Wehlings persönliche Einschätzung falsch wiedergegeben, sondern vor

allem meine Ausführungen in ihr Gegenteil verkehrt. Er praktiziert also genau das, was er mir unredlicherweise vorgeworfen hat. Aber Projektion ist der Wissenschaft kein unbekanntes Phänomen.

Dr. Marco *Schöller* hat sich in derselben Zeitungsnummer mit Toppers Islaminterpretationen auseinandergesetzt, die ich weder teile noch verteidige. Mein Leserbrief, in dem ich mich von Toppers einander widersprechenden Büchern distanziert habe, ist ebenfalls von der *FAZ* abgedruckt worden.

Auf derselben Seite trat der Aachener Mediävist Prof. Walter *Oberschelp* mit einem Leserbrief in finalem Ton hervor.

"Es gibt aber ein bisher nicht genanntes Argument, mit dem Illig und Topper endgültig schachmatt gesetzt werden: Die Himmelsmechanik beweist nämlich, daß vor etwa 1190 Jahren, genauer am 11. Februar 807, am 30. November 810 und am 14. Mai 812, Sonnenfinsternisse stattgefunden haben, die in Mitteleuropa sichtbar gewesen sind. Und die sogenannten Reichsannalen und andere Dokumente der Karolingerzeit nennen die Daten dieser - sehr ungewöhnlichen - Konstellation in einer damit übereinstimmenden Weise."

Oberschelp ist der Meinung, daß die Astronomen frühestens vor etwa 300 Jahren das Know-how besaßen, um diese Konstellationen zu berechnen, legt aber noch eine Schaufel nach, indem er die rhetorische Frage stellt: "Die Reichsannalen eine Fälschung des späten 19. Jahrhunderts?", um sich dann über den Neid einiger Aachener Mitbürger lustig zu machen.

Nur wer früh genug lacht, kann auch zum falschen Anlaß lachen. Zunächst stürzt Oberschelp die halbe Antike in den Orkus, soll doch bereits Thales von Milet eine Sonnenfinsternis vorausgesagt und so die Schlacht am Halys entschieden haben. Folglich müßte die klassische Altertumswissenschaft 'einpacken', vertraute sie doch bislang auf Saros-Zyklen und sonstige Astronomie der Antike. Aber sie hat auf Oberschelp mit keinem Wimpernschlag reagiert.

Auch der mittelalterliche Verfasser fiktiver Reichsannalen hätte nicht auf Oberschelp gewartet, sondern sich auf eine alte schriftliche Quelle und damit auf das gestützt, was gerade Oberschelp heilig ist. Wenn er dort eine Sonnenfinsternis erwähnt fand - zum Beispiel bei Gregor von Tours eine für 590 -, dann addierte er die erfundenen 297 Jahre hinzu und konnte dieselbe Sonnenfinsternis in seiner eigenen Schrift für das fiktive Jahr 887 vermerken. So fand sich ohne viel Phantasie Füllmaterial und so ließ sich rückwir-

kend für Aufsehen sorgen. Und die Rückrechner à la Oberschelp wären es zufrieden, weil sich am Abstand zur Gegenwart und damit an ihrer Retrokalkulation nichts geändert hätte.

Insofern hat Oberschelp sein Schachmatt auf dem falschen Brett erzielt. Gerhard Anwander, dessen hier nachvollzogener Konter in der *FAZ* gedruckt worden ist, hat im Gegensatz selbst ein Schach geboten, das Oberschelp nicht abwenden konnte: Wer sich auf die karolingischen Himmelergebnisse beruft, muß auch erklären können, wieso die damaligen Präzisionsangaben nach Tierkreiszeichen und Grad so schnell vergessen wurden und erst Ende des 12. Jhs. wieder oder erstmals auftreten. Da Oberschelp darauf nicht geantwortet hat, obwohl ihm das Problem seit drei Jahren bekannt sein könnte [1998, 93ff], können wir feststellen, daß tatsächlich er schachmatt ist.

So ist auch dieser dreifache Angriff nach allen Regeln wissenschaftlicher Argumentation abgewehrt worden, obwohl er keineswegs in rein wissenschaftlicher Form vorgetragen worden ist.

Michael Borgolte

Angesichts der Mediävisten Not stürmte, Hagen gleich, der Berliner Professor Michael Borgolte in die Schlacht, um ohne fliegende Fahnen in Peinlichkeit unterzugehen. Aber wir greifen den Ereignissen voraus. Der *Berliner Tagesspiegel* ging der Frage nach: "Ist das frühe Mittelalter eine Erfindung?" und führte dazu Interviews zunächst mit mir und dann auch mit Borgolte. Ich darf gleich vorwegschicken, daß abgedruckte Leserbriefe von Angelika Müller und Hans-Ulrich Niemitz dem Interview von Borgolte entschieden widersprochen haben.

Borgolte ist kein Neuling in der Debatte; er hat die Anfrage der Zeitschrift *Ethik und Sozialwissenschaften* [1997 = VIII (4) 486f] zu "Enthält das frühe Mittelalter zu viel Zeit?" als einer von wenigen angesprochenen Professoren beantwortet, auch ein Proseminar zu diesem Thema gehalten, von dem aber keine Ergebnisse vorliegen. Ende 1997 bezeichnete er mich als "Objektivist, der nur die Tatsachen sprechen lassen will", als einen, der "damit dem positivistischen Denken des 19. Jahrhunderts" folgt, "das seinen Kredit in der Geschichtswissenschaft längst eingebüßt hat". Er wandte sich anschließend zwei selbst gewählten Fragen zu, wobei er "ausschließlich die schriftliche Überlieferung beigezogen" hat, wie er betonte. Er hat so die Kernfrage, wie weit sich die schriftliche Überlieferung

durch Archäologie und Architektur bestätigen und korrigieren läßt, schlicht unterlaufen oder gar nicht bemerkt.

In dem Interview ließ er weitere Facetten aufleuchten. Befragt nach unlösbaren Rätseln des Mittelalters, erklärte er, daß es da sehr wohl unge löste Geheimnisse gebe.

"Manchmal kann auch die Fachwissenschaft noch keine befriedigende Lösung anbieten. Im Gegensatz zu Illig können wir damit leben, manchmal eben keine Antworten zu haben. Doch Heribert Illig hängt einem Mythos aus dem 19. Jahrhundert an, wenn er glaubt, die Welt sei grundsätzlich erklärbar."

Ich darf hier an Prof. Becher erinnern, der mich der Unredlichkeit zieh, weil ich nicht stante pede sämtliche aus meiner These resultierenden Fragen im Rahmen meines ersten Buches beantwortet hätte. Dem Herausforderer darf offenbar deutlich mehr abverlangt werden als einer ganzen Fakultät, die seit 200 Jahren ihr Wissen zusammenträgt und formt. Außerdem darf ich an Borgoltes Berliner Kollegen Emil Du Bois-Reymond erinnern, der 1872 in seiner Rede "Über die Grenzen des Naturerkennens" die berühmten Worte sprach: "Ignoramus et ignorabimus" [Wir wissen es nicht, und wir werden es nicht wissen]. Nur soviel zum Mythos des 19. Jahrhunderts. Borgolte aber vertraute dem Tagespiegel Intima an: Karl der Große gibt ihm ebenso Rätsel auf wie das plötzliche Anwachsen der europäischen Bevölkerung im 11. und 12. Jahrhundert.

Daß sich die Erklärung für die Bevölkerungsexplosion zwanglos aus meiner These ergibt (s.S. 420), ist ihm freilich entgangen, während er seine positive Sicht Karls dadurch bestätigt sieht, "daß nur wenige Impulse nach Karls Tod fortgeführt wurden". Dem folgt ein 'Donnerwort' zur Aachener Pfalzkapelle. Ihre architektonische Unmöglichkeit, ihr Entstehen außerhalb jeder Bautradition, ihre erratische chronologische Position ist ihm deshalb kein Problem, weil nicht nur Aachener Quellen Karl als ihren Schöpfer nennen, sondern auch eine Urkunde des späteren Kaisers Karl II. Sie "gilt als Original", womit ihre Fälschung und eine "gigantische Fälschungsaktion" widerlegt seien. Nachdem Borgolte auch noch die Globalisierung dieser unserer Welt bemüht, um die Empfänglichkeit der Bevölkerung für meine These zu motivieren, findet er zu einem Schlußwort, das erhöhte Aufmerksamkeit verdient.

"Die Mediävisten haben sich fünf Jahre lang intensiv mit Illig auseinandergesetzt. Ich denke, nun ist Zeit, über ihn zu schweigen. Um Illig ist mittlerweile eine pseudoreligiöse Gemeinde entstanden, die langsam

Sektencharakter annimmt. Er kann gar nicht mehr von seinen merkwürdigen Thesen zurücktreten und muß weiter für Nachschub sorgen, um seine Gemeinde nicht zu enttäuschen. Das hat mit Gedankenfreiheit nichts mehr zu tun."

Ich will Punkt für Punkt darauf eingehen.

— Die fünf Jahre waren dreieinhalb Jahre, da am 12.1.1996 mit den Professoren R. Schieffer und F. Prinz (Rundfunkdiskussion im Südwestfunk Baden-Baden) die Auseinandersetzung mit den Mediävisten begann.

— Wenn Borgolte hier von "intensiv" spricht, dann kann es nicht verwundern, zu welchen Ergebnissen die Mediävistik kommt. Immerhin räumt er gleichzeitig ein, daß sie sich mehrheitlich gar nicht mit meiner These, sondern mit meiner Person beschäftigt hat.

— Das große Schweigen, das Borgolte am 29.6.99 scheinbar ausruft, war längst beschlossene Sache; die Paderborner Katalog-Handbücher, die die Phantomzeitthese und die einschlägig Publizierenden durchweg übergehen, hatten damals mit Sicherheit bereits Redaktionsschluß. Borgolte war sich allerdings nicht zu schade, die stillschweigende Abmachung als seine Anregung publik zu machen.

— Was mag Borgolte bewogen haben, von einer "pseudoreligiösen Gemeinde" zu sprechen, die "langsam Sektencharakter annimmt"? Immerhin ist dieser Vorwurf ehrenrührig, zittert doch jedes Unternehmen, jeder Privatmann davor, als Sektenmitglied, vielleicht gar als "Scientologe" bezeichnet zu werden? Und was hat Borgolte an mir für Veränderungen festgestellt, sah er mich doch vor eineinhalb Jahren als einen Objektivisten mit dem Hang zum Positivismus, also doch eher für das Gegenteil eines "Meisters" (er verwendet auch dieses Wort im Interview) oder Gurus? Da er über all das keine Auskunft erteilt hat, kann Borgolte nun zwischen zwei Charakterlosigkeiten wählen:

a) Er hätte in meinen Büchern oder in dieser Zeitschrift Hinweise darauf gefunden, daß eine Sekte entsteht. Doch darauf gibt es keinen Hinweis, weder in all diesen Texten noch von Borgolte, der - das ist gut erkennbar - nur mein erstes MA-Buch, nicht aber die *Zeitensprünge*-Aufsätze gelesen hat. Insofern hätte er mangels Besserem einfach den in Deutschland gewichtigsten Vorwurf nach dem des Antisemitismus lanciert.

Es wäre also eine Denunziation im Sinne des Wortes: aus persönlichen, niedrigen Beweggründen anzeigen und brandmarken. Ich kann Herrn Borgolte hier einen Tipp geben: Wenn nach dem Neonazivorwurf, den Prof. Fried als erster anklingen ließ, und dem ins Lächerliche Ziehen, das Prof. Kerner anführt, auch der Sektenvorwurf nicht verfangt, bliebe immer noch der Vorwurf der Kinderschändung...

b) Möglich wäre auch etwas anderes. Vielleicht hat Borgolte, nicht einmal zufällig, Toppers wüsten Artikel "Der Altkatastrophist Uwe Topper wird durch das Konzil der beiden Obergurus Heinsohn und Illig exkommuniziert" gelesen. Es handelt sich dabei um ein mühelos als solches erkennbares Pamphlet im Rahmen eines umfassenderen Pamphlets übler Machart. Hier schlug ein entlarvter Plagiator wild um sich, sekundiert von einem Fomenkoisten, der in den *Zeitensprüngen* ein unlektoriertes Eck für den reinen Fomenkoismus durchsetzen wollte. Ich habe im letzten Heft [2-99, 352] darauf hingewiesen, daß es sich im Falle der Fomenkoisten genauso wie im Falle der Mehrheit der Mediävisten um 'Schriftgläubige' handelt, die sich ihr vermeintliches Wissen nur sehr ungern durch Ergebnisse von Archäologie, Stratigraphie und Architekturhistorie in Frage stellen lassen.

Insofern könnten sich halbfomenkoistischer Plagiator, ganzer Fomenkist und Borgolte gefunden haben. Da 'Schriftgläubige' nicht unbedingt ein diffamierendes Pamphlet von einem argumentativen Text unterscheiden, könnte Borgolte mit dieser vermeintlichen Rückendeckung seinen ebenso unhaltbaren wie böartigen Vorwurf in die Welt gesetzt haben. Schließlich brauchte er - für eine drohende Diffamierungsklage - irgendeinen Beleg für seine blanke Behauptung. Da ich keine Details kenne, überlasse ich Herrn Borgolte die Wahl zwischen den beiden Charakterlosigkeiten.

— Der schlußendliche Rekurs auf die Gedankenfreiheit läßt stutzen. Hat Borgolte genau aus dem angeblichen Grund, daß innerhalb einer 'Sekte' keine Gedankenfreiheit mehr möglich sei, seine Kollegen ernsthaft aufgerufen, ihrerseits die Gedankenfreiheit aufzugeben? Dürfen sie sich ausgerechnet im Namen der Gedankenfreiheit nicht mehr mit der Phantomzeitthese - meine Person bleibe endlich von den alles begrapschenden Fingern verschont - beschäftigen oder sich gar dazu äußern? Großinquisitor Torquemada hätte es nicht besser artikulieren können.

Kommen wir zur Quintessenz. Wo eine Sekte ist, gibt es bekanntlich auch eine Kirche. Wir gehen nicht fehl in der Annahme, daß in diesem Fall

die Mediävistik für die Kirche steht. Die Kirchen hören es zwar nicht gerne, aber es ist so: Der Unterschied zwischen Kirche und Sekte ist der Grad der allgemeinen Akzeptanz und die staatliche Unterstützung ("Staatskirche"). Indem die LeserInnen dieser Zeitschrift als Mitglieder einer "pseudoreligiösen Gemeinde" denunziert werden, bezeichnet sich Borgolte nolens volens als Mitglied einer Kirche. Dem ist ausnahmsweise nicht zu widersprechen.

Ich könnte nun repetieren, was sich allein in den letzten Monaten ereignet hat und eigentlich nur durch eine 'Ketzerjagd' der Mediävistik seine Erklärung fände: Bekenntnisse und Credos, persönliche Angriffe anstelle sachlicher Argumentation, Verdrehungen bis hin zur Rosstäuscherei, Diffamierung, Denunzierung... Aber es wäre nicht sehr christlich, nunmehr pauschal den Stab über allen Mediävisten zu brechen. Wir wollen lieber einen Beobachter zu Worte kommen lassen, der sicher mehr über derartige Probleme weiß als Borgolte und ich. Professor Rupert Ley schreibt als Jesuit über die Aufgabe der Orden innerhalb der Kirche:

"nicht das Bestehende um jeden Preis zu stützen, sondern Motor zu sein, getrieben vom Geist zu einer dauernden Selbstreformation der Kirche" [Ley 1997: Die Ketzer; Düsseldorf, 250].

Vielleicht ist wenigstens dieser Rat für Borgolte und seine KollegInnen nützlich - trotz aller Glaubens- und Grabenkämpfe. Herr Ley ist obendrein zuständig für Absolution, die ich leider (immer noch) nicht erteilen kann.

Um Karl und Leo

(Die im Artikel genannten Autoren sind fettkursiv hervorgehoben)

♣ *Lausitzer Rundschau*, Cottbus - Klaus Wilke: War Kaiser Karl der Große etwa nur ein Phantom? ♣ Dez 98 *Karfunkel* - Buchbesprechung von 'Das erfundene Mittelalter' ♣ 29.1. *Observer*, Wien - Buchbespr. dito ♣ 30.1. *Südkurier*, Konstanz - Dieter Britz: Die Welt feiert zu früh. Das neue Jahrtausend beginnt erst zur Jahreswende 100/2001 ♣ 12.2. *Observer*, Wien - Herbert Bauer: Leserbrief zu 4/99 ♣ 17.2. *Main-Echo*, Aschaffenburg - Buchbespr. dito ♣ 2/99 *Krefelder Handwerk*, Krefeld Nr. 190 - Buchbespr. dito ♣ März *Fantasia* 125/126 - Buchbespr. dito ♣ 7.6. *Aachener Zeitung*, Aachen - Müllefluppet: Guten Morgen (Glosse über ein bayerisches Wildschwein) ♣ 8.6. *FAZ*, Frankfurt - Hartmut *Hänsel*: Karl der Kaiser wurde nicht gefragt - Sie haben ihn einfach fortgejagt. Uwe Topper eilt Heribert Illig zu Hilfe und sammelt Verdachtsmomente gegen

die Fachwelt ♣ 16.6. *FAZ*, Frankfurt - Dr. Sven *Schütte*: Verdachtschöpfer gegen die mediävistische Fachwelt (Leserbrief) / Dr. Marco *Schöller*: Absurdes über das Islam-Alder (Leserbrief) ♣ 22.6. *FAZ*, Frankfurt - Prof. Dr. Walter *Oberschelp*: Verfinsterte Sonne auch über nichtexistenten Jahrhunderten (Leserbrief) / HI: These der 297 Phantomjahre (Leserbrief) ♣ 25.6. *München* - Vortrag HI über theoretische Grundlagen der MA-Thesen ♣ 28.6. *FAZ*, Frankfurt - Dr. Horst Friedrich: Voreiliges von Historikern (Leserbrief) ♣ 29.6. *Der Tagesspiegel*, Berlin - 1 Artikel und 2 Interviews von Ingo Bach zum Thema: "Ist das frühe Mittelalter eine Erfindung" 1) "Zeitalter der Fälschungen". Heribert Illigs These vom erfundenen Mittelalter verkauft sich so gut, daß die Historiker unruhig werden. 2) "Ein Jahrtausendkaiser sein". HI über die Hintermänner der Verschwörung 3) "Pseudoreligiöse Gemeinde". Michael *Borgolte* über die ungelösten Rätsel des Mittelalters ♣ 29.6. *Sächsische Zeitung*, Ausg. Sebnitz - Jörg Oberste: Haltet den Dieb! Hobby-Historiker werden nicht müde, der Geschichte ganze Jahrhunderte zu rauben ♣ 1.7. *Archäologie in Deutschland*, Stuttgart 3/99, 72f. - Matthias *Becher*: Diskussion: Erfundenes Mittelalter? ♣ 3.7. *FAZ*, Frankfurt - Prof. Hans-Ulrich *Niemitz*: Schummelei bei der Baumring-Chronologie (Leserbrief) / Gerhard *Anwander*: Mediävistisches Schachmatt auf dem falschen Brett (Leserbrief) ♣ 10.7. *FAZ*, Frankfurt - Dr. Otto Ernst: Mit zurückdatierter Hedschra (Leserbrief) ♣ 11.7. *Der Tagesspiegel*, Berlin - Prof. Hans-Ulrich *Niemitz*: Letzte Diffamierungen (Leserbrief) / Angelika *Müller*: Gefürchtete Abservierung (Leserbrief) ♣ 21.7. *Phönix TV* - Wiederholung von Simmerings Film: 300 Jahre erstunken und erlogen? ♣ Juli/Aug. *Stimme des Gewissens* XXX (4) 2 - Ursula Haverbeck-Wetzel: Gefälschte bzw. erfundene Geschichte? ♣ 24.7. *Sächsische Zeitung*, Dresden - Oliver Reinhard: Der stürmische Kaiser ♣ 25.7. *Berliner Morgenpost* - Johann Althaus: Hat jemand an der Uhr gedreht? 297 Jahre Geschichte sind erfunden - behauptet der Privatgelehrte Heribert Illig ♣ 8/99 *Damals*, München - Amalie *Föbél*: Karl der Fiktive? ♣ 14.8. *Süddeutsche Zeitung*, München - HI: Zeit auf Sand gebaut (Leserbrief) ♣ 27.8. *P.M. History*, München, 4/99, S. 18-22 - Ernst Deissinger/ Sigurd Merker: Karl der Große und der Aufstieg Europas ♣ 31.8. *Neue Westfälische*, Paderborn - Thorsten Goedecker: "Karl der Große ist eine Erfindung". Interview mit HI, "Das Stichwort: 'Das erfundene Mittelalter'" ♣ 1.9. *Neue Westfälische*, Paderborn - Interview mit Christoph Stiegemann und Matthias Wemhoff: "Selbst die Mafia könnte das nicht" ♣

Paderborns prachtvolle Phantomzeit

Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen

Heribert Illig

Die Ausstellungen

Zunächst darf ein großes Lob ausgesprochen werden. Was im restaurierten Pfalzgebäude und im Diözesanmuseum von Paderborn aufgeboten wird, ist eine wundervolle Demonstration mittelalterlicher Kunst und Geschichte. Insbesondere die Rarissima aus dem Diözesanmuseum machen den Ausstellungsbesuch zu einem erhebenden Genuß.

Das Lob für die Ausstellung bezieht die grandiose 'Themaverfehlung' nicht ein. Denn es sollte eigentlich um "799 - *Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn. Kunst und Kultur der Karolingerzeit*" gehen. Wir haben also die strenge Fokussierung auf ein Ereignis in einem bestimmten Jahr, erweitert um eine abgegrenzte Epoche.

Man könnte nun an die eigentliche "karolingische Renaissance" zwischen 780 und 820 denken, wie sie nicht nur Arne Effenberger sieht [III, 644], allemal aber an eine sinnvolle Abgrenzung auf die Zeit von etwa 770 bis 870. Statt dessen stammen wohl bis zu zwei Drittel der Ausstellungsstücke aus anderen Zeiten. Viel spätere Illustrationen einmal übergangen, findet der Ausstellungsbesucher die gesamte Kultur von der Spätantike bis zum hohen Mittelalter, von etwa 420 bis ungefähr 1100 präsent. Das ist ein Staunen für kunstsinnige Augen — der Chronologe sieht es eher mit Erstaunen. Diese Ausstellungsstücke erwecken obendrein oft sogar den Eindruck, als stünden sie für die fragliche Zeit, bis ein Blick auf die Kommentierung etwas ganz anderes offenbart. Bei einem Bildteil im Katalog-Ergänzungsband [III, 571-609] werden sogar Gero-Codex und Codex Wittekindeus vorgestellt, als stammten sie wie die übrigen dort versammelten Handschriften aus der Zeit Karls des Großen und nicht aus der Zeit zwischen 965 und 980 [nur teilweise Aufklärung findet sich auf S. 569].

Insofern ist dafür gesorgt, dass das Gros der BesucherInnen mit dem Eindruck nach Hause geht, der karolingische Aufschwung sei dermaßen reich belegt, dass jeder Gedanke an eine Fiktionalisierung dieser Epoche ebenso frivol wie unsinnig sei. Und nachdem die damit befaßten Wissenschaftler einen Maulkorb umgehängt bekommen haben (s.S. 398), wird dieser Eindruck erhalten bleiben.

Proserpina-Sarkophag

Bei konkreter Nachfrage blättert hier schnell die Patina ab, die als Dreck auf künstlicher Konstruktion erkennbar wird. Wie steht es etwa mit 'unserem' Karl dem Großen und den zahlreichen Devotionalien, die sich mit seinem Namen verbinden? Welche Gegenstände bürgen zweifelsfrei dafür, dass er sie besessen oder zumindest berührt hat [Illig 1998a, 187-195]? Dirk Schümer [1999], ein der Karolingerzeit wohlgesonnener Rezensent der *FAZ*, hat das auf einen nüchternen Nenner gebracht. Angesichts des Proserpina-Sarkophags konstatiert er: "Dies ist aber auch das einzige Werk, das sich dem großen Karl direkt zuweisen lässt."

Das exzellente Marmorstück wird zwar aufs "1. Viertel 3. Jahrhundert" datiert, aber man weiß ganz zuverlässig:

"Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit im Jahr 814 als Grablege für Karl den Großen wiederverwendet" [II, 758].

Auf was stützt sich diese hohe Wahrscheinlichkeit? Sicher nicht auf Karlsäußerungen, ebenso sicher nicht auf Einhard, der den - wörtlich übersetzten - "Fleischfresser" mit keinem Wort erwähnt [ebd]. Aus dieser Fehlanzeige erwächst wenige Zeilen später für Theun-Mathias Schmidt bereits Gewißheit:

"Einhard übergeht in seiner späteren Karlsbiographie sicher nicht allein aus Taktgefühl den wohl von ihm selbst in Szene gesetzten Sarkophag" [II, 758].

Arne Effenberger [III, 656] stellt da eine bessere Frage, wenn er sich wundert, warum sich Karl eigentlich keinen christlichen Sarkophag aus Rom kommen ließ. Er spricht bereits in der neuen mediävistischen Diktion von "einem Erdgrab", in das Karl samt Sarkophag versenkt worden sei. Damit trägt er dem Umstand Rechnung, dass sich die Karlsgruft partout nicht in der Aachener Pfalzkapelle finden lassen will.

Ob Erdgrab oder Gruft — hier scheidet die schlecht fundierte Wunschvorstellung. Imaginieren wir nur einen Moment einen realen Kaiser Karl, der sich auf die altrömische und ravennatische Herrlichkeit berufen wollte. Wen hätte der kopiert? Vor allen anderen Kaiser Konstantin d. Gr. Der hat sich zu Konstantinopel in der (1461 abgebrochenen) Apostelkirche eine imposante Grablege geschaffen: Sein Sarkophag stand frei in der Kirche, umgeben von 12 Kenotaphen für die 12 Apostel, deren sterbliche Überreste er noch aufzutreiben hoffte [Legler 1999, 230ff]. Selbstverständlich wurden kaiserliche Porphy- oder Marmorsarkophage nicht in einer Gruft versenkt

oder mit Erde zugeschüttet, sondern sie kündeten 'für alle Ewigkeit' von der kaiserlichen Herrlichkeit, in diesem Falle obendrein von dem apostelgleichen Kaiser. Diese Tradition wird z.B. auch im 13. Jh. noch im Dom zu Palermo gepflegt.

Karls zweites Vorbild war Theoderich d. Gr., dessen Reiterstatue er angeblich von Ravenna holen ließ und dessen Mausoleum ebenfalls Vorbild gewesen sein mag. Aber auch Theoderich hat seinen Porphyrsarkophag frei in seinem Mausoleum aufstellen lassen.

Ein Kaiser Karl hätte niemals einen derartigen Schausarkophag - samt Hadesfahrt der Proserpina - verbergen, sondern in seiner Aachener Kirche gut sichtbar aufstellen lassen. Insofern können wir 'mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit' sagen, dass dieser Proserpina-Sarkophag zwar für römische Importe in Aachen bürgt, aber gerade nicht für eine Karlsbestattung.

Auch für *Leo III.* gibt es einen *Sarkophag*, der allerdings nicht aus dem Vatikan nach Paderborn verbracht werden konnte. Er stammt aus dem 4. Jh. und zeigt im Gegensatz zu dem von Karl sehr wohl Szenen aus dem Alten und Neuen Testament. Doch Leo III. (795-816) muß diesen Sarkophag mit jenen Namensvettern teilen, die gleichfalls der Phantomzeit entstammen (Leo II., 682-683; Leo IV., 847-855). In dem Sarkophag werden seit 1705 'nur' drei Leichname verwahrt; damals wurde der mumifizierte Leo I. von seinen imaginären Nachfolgern separiert, deren Grablege er 128 Jahre lang hatte teilen müssen [II, 767ff].

Quadrigestoff - Karls Lechentuch ?

In den Vorankündigungen hat einer der beiden wissenschaftlichen Gesamtleiter, Matthias Wemhoff, so gesprochen, als würde "möglicherweise", vielleicht sogar tatsächlich das Lechentuch Karls gezeigt [Wemhoff 1999, beide Versionen 17; dito *Antike Welt* 1999 (3) 268]. In der Ausstellung selbst gab es keine Zweifel mehr. Lapidar wurde zum Quadrigestoff mitgeteilt, dass er, "trotz mancherlei Bruchstellen, nicht das charakteristische Zerstörungsbild von Grabfunden" zeigt [I, 64]. So bleibt dieses byzantinische Gewebe, das irgenvann nach Aachen gekommen ist, ohne Karlskontakt.

Aus welcher Zeit stammt es? Karls Gravitationskraft oder auch der 'karolingistische Horror vacui' bewirken stetes Einbringen von Gegenständen in die sogenannte Karolingerzeit. Der Stoff aus der Domschatzkammer

zu Aachen wird im zugehörigen Katalog [1995] zunächst als "Byzanz, Ende 8. Jh. (?)" datiert, doch dann so charakterisiert:

"Die Seide, die als ältestes und bedeutendstes byzantinisches Figurengewebe bezeichnet wurde (von Falke), war möglicherweise ein Geschenk an Karl den Großen, das bei seiner Bestattung am 28. Januar 814 zu den Leichentüchern gehörte.

Die Seide, die eine Vermischung byzantinischer (geldschüttender Knaben) und persischer (Steinböcke) Motive aufweist, wird in der Forschung zwischen das 6. und das Ende des 8. Jh. datiert" [Lepie/Minkenberg 1995, 13f].

Die weite Datierungsspanne resultierte aus Karls Begräbnis und dem Umstand, dass ein verwandter syrischer Stoff von St. Kunibert in Köln aufs 6. Jh. datiert wird [ebd]. Die Verwendung als Leichentuch wird hier (noch) nicht bezweifelt. Im Paderborner Katalog [I, 63] fehlt der Bezug zum 6. Jh., spricht er doch sehr präzise von Byzanz "um 800".

Wenn es nicht gleich wieder ein geriatrischer Superlativ sein muß, dann gibt es eine weitere Vergleichsmöglichkeit. Die Abegg-Stiftung in Riggisberg bewahrt mit dem "Elefantentuch" ein weiteres byzantinisches Seidengewebe. "Es ist stilistisch stark vom Fernen Osten und sasanidischen Vorbildern beeinflusst" [Stierlin 102]. Wir sehen beim Quadrigastoff [I, 62] eine symmetrische, antithetische Komposition innerhalb eines Medaillons, wobei die äußeren Pferde in der Länge gestaucht wirken. Während der Wagenlenker blockartig starr seine Frontalposition einnimmt, sind die Pferdebeine nervös-verspielt dargestellt. Beim Vergleichsstoff stehen sich die Elefanten in jeweils einem Medaillon antithetisch gegenüber. Sie sind in der Länge gestaucht, ihrem Temperament entsprechend nicht gerade quirlig dargestellt. Dem Vierpaß ihres Medaillons entspricht der Kopf-Schulter-Arm-Pferdekopf-Umriß beim Wagenlenker. Nun wird der "Elefantentoff" ins 10. Jh. datiert [Stierlin 102]. Damit verglichen ließe sich der Quadrigastoff sogar danach, bis zur Jahrtausendwende, ansiedeln.

Das Problem der zu vielen Jahrhunderte läßt sich obendrein daran erkennen, dass in Paderborn auch ein persischer *Seidenstoff mit Hähnen* gezeigt wird [II, 655ff]. Diese Tiere zeigen wie die Elefanten noch die Schwierigkeiten, im rechtwinkligen Raster der Kett- und Schußfäden gekrümmte Linien - etwa bei den Krallen - ohne Ecken und Kanten darzustellen (das Problem immer noch mancher Computerdrucker). Dieser Stoff wird ins 6./7. Jh. datiert und hält gleichwohl direkten Anschluß ans 10. Jh.

Als Resultat läßt sich für den Quadrigastoff festhalten: Er ist mit Sicher-

heit nicht Karls Leichentuch und stammt vermutlich aus dem 10. Jh. Damit ist die Reihe der Paderborner 'Karlsgegenstände' erschöpft; sie bestätigt meine einschlägige Auflistung [Illig 1998a, 187-195]. Für Leo III. wird ohnehin kein entsprechendes Stück parat gehalten.

Karl und Leo

Beträchtlicher Raum wird naturgemäß der Begegnung zwischen König und Papst eingeräumt. Über das Geschehen in Paderborn und davor kann viel spekuliert werden: Der Papst wird 799 in Rom überfallen, geblendet und der Zunge beraubt, worauf er aus seinem Verließ gerettet wird. Wundersamerweise wuchsen die Augen nach (die Zunge bedurfte dessen nicht, was auch der Paderborner Multivisionsschau entging), worauf der schwerverletzte Papst 1.600 km bis nach Paderborn reisen 'durfte', um des kommenden Kaisers ansichtig zu werden. Warum der ehrgeizige Potentat sogar den Tod des maroden Reisenden riskiert hat, wird dadurch motiviert,

"daß Karl Leo seine Zweitrangigkeit demonstrierte, indem er ihn bis in den entferntesten Winkel seines Reiches kommen ließ" [Jarnut 1999, 12].

Demnach wäre die Duplicierung wichtiger gewesen als die Kaiserkrönung durch den hinfalligen Papst. Die beiden Kontrahenten oder auch Kombattanten sind - der eine vielleicht mit noch ungelenker neuer Zunge - "zusammengekommen und führen Gespräche über mancherlei Dinge". Das Zitat aus dem zeitgenössischen Karlsepos [I, xxix] überspannt als riesiges Spruchband die Fundamente der sogenannten Karolingerpfalz. Weil aus dieser höflichen Leeraussage die ganze Ausstellung erwachsen und der Bezug bis hin zur politischen Gegenwart gewonnen worden war [III, Vorwort von M. Wemhoff], hat unter "mancherlei Dingen" auch die Kaiserkrönung ein Thema gewesen zu sein [III, 3].

"Keine einzige Quelle berichtet ausdrücklich davon, daß Karl und Leo über die Kaiserfrage gesprochen hätten. Dennoch läßt sich mit einer Reihe von Argumenten eine an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit dafür erschließen" [Jarnut 1999, 12].

So demonstrierte Jörg Jarnut die Leistungsfähigkeit der Diplomatie bereits im Vorfeld der Ausstellungen. Ihn beschäftigte primär die wichtige Frage, ob man heute Karl I. oder Karl d. Gr. sagen solle, worauf er auch eine Antwort fand, nachdem er "Karls extrem elastisches Verhältnis zu den ihm wohlvertrauten Zehn Geboten" relativiert hatte [ebd, 18].

Franz-Reiner Erkens sah die Kaiserkrönung als formale Ausgestaltung und förmlichen Ausdruck von Karls unvergleichlichem Vorrang, seiner imperialen Stellung. Sie kündigte sich schon ein Vierteljahrhundert früher an, bald nach seiner Machtübernahme [I, 3]:

"Schon um 775 sprach der Priester Cathwulf mit Blick auf Karl den Großen von dem Ruhm des Reiches Europa (gloria regni Europae)".

In der Ausstellung wurde die Kaiserkrönung und wohl auch das Nomadenkaisertum durch einen *silbertauschierten Faltstuhl* [I, 53] repräsentiert, auf dem Karl nie gegessen ist, weil sich die Typologie der Verzierungen

"mit Beispielen des 9. und 10. Jahrhundert und noch mehr mit Stücken der ottonischen Zeit verbinden läßt" [I, 54].

So spricht Schümer [1999] zu Recht von einer Epoche, "von der man nicht einmal die Staatsaktionen zu begreifen scheint".

Wir müssen hier so wichtige Kapitel wie das über das "Zeremoniell des Papstempfangs 799 in Paderborn" beiseite lassen, das sich auf das "Karles-epos" stützt und in dem es um heikle Fragen geht, z.B. ob der fränkische Klerus "sonst nicht überlieferte Gesänge" intoniert habe [III, 22].

Architektur

Die Werbekampagne für die Ausstellung ist damit eingeleitet worden, dass der sogenannte *Paderborner Karlsthron* zu einer normalen Treppe des 10. Jhs. profaniert worden ist [Gai u. a. 1999, 27f]. Da die paar Stufen nicht allzu ehrfurchtsgebietend sind, hat die Bevölkerung den Verlust klaglos hingenommen.

Ein viel größerer Verlust steht bevor: Die sogenannte *karolingische Königspfalz* von Paderborn dürfte nichts anderes als einen kirchlichen Bau des 10. Jhs. darstellen, wie Michael Bohrer in diesem Heft (S. 439) ausführt. Sein Aufsatz umfaßt auch die Bauphasen des Domes und ist deshalb zu berücksichtigen, wenn sich sein Ausgräber Lobbedey mit den übrigen Kirchen im sächsischen Missionsgebiet beschäftigt [III, 498-511].

Die Rekonstruktion einer "karolingischen" *Aula* hat sich sehr schwierig gestaltet. Das Ausstellungsteam konnte sich bis zuletzt nicht zwischen zwei Varianten entscheiden, wobei es noch zu Jahresanfang eine andere Rekonstruktion präferierte als in der Ausstellung selbst [vgl. Gai u. a. 1999, 27; Gai in III, 195]. Die jetzt ins zweite Glied gerückte Version sah einen Laufgang

entlang der ursprünglichen Aula bis zur Kirche und einen versetzten, getrennten Westanbau mit offenem Balkon, die aktuelle Fassung sieht eine durchgehende, in Länge und Breite vergrößerte Aula ohne Laufgang, aber mit gedecktem, kleinem Annex. Die Unterschiede sind durchaus beachtenswert. Wenn man bedenkt, dass die Ausgrabungen von 1964-71 und von 1974-77 liefen, also seit 22 Jahren abgeschlossen (aber noch nicht publiziert) sind, dann darf man sich wundern, warum bis zuletzt keine eindeutige Rekonstruktion möglich war. Die Erklärung liegt sicher darin, dass der selbstverständliche Anschluß des Westflügels an Rethars ottonisches Westwerk [III, 194] für eine "karolingische" Aula einfach nicht möglich war.

Die Interpretation als kirchlicher Bau wird durch den Umstand gestützt, dass andernfalls die "Aula" mit Blick auf den örtlichen Friedhof errichtet worden wäre, ein sonst eher pfalzunüblicher Umstand.

Im MDR-Film [Simmering 1997] hat der örtliche Museumsleiter und Ausstellungsverantwortliche Dr. Michael Wemhoff das Fragment einer Silbermünze präsentiert, das für die Zeitstellung der Karolingerpfalz entscheidend sei. Dieses Beweisstück wird nun als "*Pfennig von Melle*" zwar ausgestellt, aber nicht gerade herausgestellt [I, 128]. Angesichts der Ungeheimheiten bei den "karolingischen" Münzen (s.u.) verblaßt die "große Bedeutung" dieses Fragments für die Datierung der Pfalz.

Die aufgefundenen *Wandmalereien* [I, 133-143] würden einen ottonischen Bischofssitz genauso problemlos schmücken wie eine karolingische Pfalz. Auffällig ist die Verwendung von echtem Lapislazuli als Farbpigment [III, 204]. Bislang hat man für die Karolingerzeit aus politischen Gründen den Fernsthandel bis zum afghanischen Hindukusch ausgeschlossen [vgl. Illig 1998a, 324].

Zum üblichen Chronologiestandard, also zur *Keramik*, insbesondere zur Scheidung von Badorfer und Pingsdorfer Keramik [I, 144-160], liegt längst die Arbeit von Hans-Ulrich Niemitz [1994] vor.

Überrascht haben die reichen *Glasfunde* in der Pfalz. Erstaunt erfahren wir, dass schon zur allerersten Pfalz (777) eine Glaswerkstatt gehörte [I, 160; III, 219], die nicht zuletzt Fensterglas produziert hat. Insofern ist der Wohnwert karolingisch-ottonischer Pfalzen abrupt gestiegen, war man doch davon ausgegangen, dass auch hier im Winter die Fenster mit Brettern verschlagen werden mußten. Interessanterweise steuert die Abtei San Vincenzo al Volturno, langobardisches Süditalien, beim Glas wie bei den

Flechtwerken eng verwandte Funde bei — jene Abtei, die auch als Fälscherwerkstatt allerersten Ranges Berühmtheit genießt. Damit sollen nicht die Glasfunde relativiert werden, kommen sie doch zwischen Mittelskandinavien und Süditalien überall aus dem Boden [III, 212]. Sie künden von intensiven Handelsbeziehungen, die den Karolingern bislang abgesprochen worden sind [vgl. Illig 1998a, 168-171]; die Gläser mit ihrer "von merowingischen Formen abzuleitende[n] Herkunft" und ihre Auffindung auch in Abfallgruben des 10. Jhs. [III, 212; bei Trinkbechern III, 216] unterstützen den direkten Übergang 614/911.

Die *Karolingerpfalz Ingelheim* leidet an schleichender Auszehrung. Nach der ersten Grabung ab 1909 war ein geschlossener karolingischer Pfalzkomplex vorgestellt worden. Nach den Grabungen ab 1960 entstand eine Rekonstruktion mit Befunden,

"die es vor allem ermöglichten, einige bisher als karolingisch gedeutete Gebäude eindeutig einer jüngeren Entstehungszeit zuzuweisen" [Grewé in III, 143].

Dazu gehörte vor allem die Pfalzkirche, die aber für eine Pfalz ebenso unabdingbar scheint wie ein Pfalzstift, das erst 1354 gegründet worden ist [III, 148]. Neuerdings - nach Sages Vorbericht von 1976 und nach im Jahr 1993 neu aufgenommenen Geländeuntersuchungen - mußte die randgeschlossene Bebauung aufgegeben werden: Sie "ist im Nordwesten, im Winkel von Aula regia und Nordflügel nicht geschlossen" [III, 149; Jacobsen beharrt noch immer darauf, III, 624]; beim Südflügel war die Fläche von späterer Kirche und Kirchhof nicht karolingisch bebaut [III, 150]. Eine wirkliche Bewehrung wird ausgeschlossen [III, 151], da die vorgesetzten Türme nicht zu verteidigen waren [III, 167]. Matthias Untermann bemerkt, dass die äußere Turmreihe der Ingelheimer Pfalz an

"die demonstrativ vor die Mauerflucht gestellten Rundtürme der Hildesheimer Domburgmauer - ein Bauwerk Bischof Bernwards (996-1020) - in auffälliger Weise" erinnert [III, 167].

Wie steht es mit dem markantesten Bauteil des noch immer als Pfalz bezeichneten Ensembles, also mit dem Halbkreisbau von 89 m Durchmesser? Es handelt sich um einen Säulengang, von dem angenommen wird,

"daß es sich bei den Bauteilen überwiegend um römische Spolien handelt. Schon hierin spiegelt sich besonders deutlich das antikisierende Wesen der Ingelheimer Pfalzarchitektur" [I, 100].

Dementsprechend lesen wir bei den ausgestellten Säulen, Säulenbasen und Kapitellen von "Römisch (2. Jahrhundert?) oder Ende 8. Jahrhundert" [I, 102]. Aus den Beschreibungen geht nicht hervor, warum dieser Säulengang - im ganzen Mittelalter ohne Pendant nördlich der Alpen - kein ursprünglicher Römerbau sein kann, dem in ottonischer Zeit weitere Bauten angefügt worden sind. Hingegen ist klar, warum er karolingisch sein soll: Einhard läßt Karl [*Vita Karoli* c.17] einen "herrlichen" Palast unweit seines Gutes Ingelheim bauen [III, 142], und die Itinerare bürgen für Karls Aufenthalt anno 807 [III, 151]. Und so gelingt schlußendlich dennoch die Quadratur des Halbkreises:

"Der archäologische Befund und die eingangs zitierte Schriftquelle kommen hierin zu einer vollständigen Deckung [...] 'er begann mit dem Bau von herrlichen Palästen'" [III, 151].

Derartig simple Einordnungen realer Baureste werden nicht mehr lange durchzuhalten sein.

Der alles überstrahlenden *Aachener 'Residenz'* wird in der Ausstellung mit verschiedenen antiken Spolien, nämlich mit Fußbodenresten und zwei Säulen samt Kapitellen, Rechnung getragen. Der zugehörige Aufsatz von Matthias Untermann hätte die beste Gelegenheit geboten, die vollmundige Ankündigung des Zabern Verlages - "prachtvoller kann man Illigs Thesen nicht widerlegen" - einzulösen. Schließlich habe ich zur Aachener Pfalz eine Vielzahl von falsifizierbaren Argumenten vorgetragen [Illig 1998a, 216-301]. Untermann hat sie allesamt ignoriert und erzählt ein weiteres Mal das, was ebenso bekannt wie in sich widersprüchlich ist. Gelegentlich wäre ein Argument eigentlich unvermeidlich, etwa wenn er San Vitale mit dem Aachener Bau vergleicht und für den ravennatischen Bau konstatiert:

"Das Gewölbe des Mittelraums wurde mit leichten 'Wölbtopfen' gebaut, deshalb konnte der Umgang flachgedeckt bleiben. Eine sehr ähnliche Kirche aus dieser Zeit steht in Konstantinopel selbst (Hagios Sergios und Bacchos)" [III, 158].

Wer nun dächte, dass Untermann anschließend die ganz andersartige, steinerne Wölbung in Aachen ansprechen und ihre bisherige Unerklärbarkeit erklären würde, wird enttäuscht, denn der Autor fährt einfach mit dem Aachener Säulengitter fort. Auch dieser Architekturhistoriker, durch sein Buch *"Der Zentralbau im Mittelalter"* als Spezialist ausgewiesen, war nicht in der Lage, meiner Argumentation zu begegnen.

Immerhin hat er die Position der gläubigen Karlisten noch einmal erschwert. Da nach neuesten Erkenntnissen die Pfalzkapelle vor Weihnachten 788 fertiggestellt worden sei, muß die Aachener Bronzeguss-Werkstatt

"damals längst gearbeitet haben; die Türflügel wurden nämlich, technisch bedingt, beim Aufmauern der Türgewände eingesetzt und nicht nachträglich zugefügt" [Untermann in III, 158].

Damit wäre nicht nur die Aachener Pfalzkapelle längst fertig gewesen, bevor Karl das erste Mal den Winter in Aachen verbrachte (794/5) — die *Bronzegusswerkstatt* müßte schon bald nach Karls Machtergreifung (771) mit ihren Experimenten begonnen haben, um Jahrhunderte nach der letzten spätantiken Bronzetür und erstmals nördlich der Alpen den Guss von jeweils 43 Zentnern schweren Türflügeln [III, 425] zu erlernen.

Angesichts des nächsten Befundes ist das im Grunde bereits nebensächlich, da ein karolingisches Aachen einfach nicht dem Boden abzurufen ist.

"Erstaunlicherweise hat bislang keine Grabung oder Baustellenbeobachtung innerhalb und außerhalb der Altstadt von Aachen eindeutige Siedlungsreste karolingischer Zeit erfaßt, obwohl die Überlieferung auf die Anwesenheit von Kaufleuten und zahlreichen Einwohnern sowie auf die Existenz durchaus anspruchsvoller Adelshöfe schließen läßt, von deren Gebäuden und Sachkultur einiges im Boden zu finden sein müßte. Alle bisherigen Aussagen zu Straßensystem, Siedlungsstruktur und Grenzen dieser Siedlung beruhen allein auf Schriftquellen und theoretischen Überlegungen" [III, 162].

Aachen macht außerdem Verdruß, weil die Pfalz wie die übrigen als unbefestigt gesehen wurde. Nun hat man schon 1928 eine ältere Wehrmauer nachgewiesen, 1997 obendrein Grabenanlagen, die für Wall und Graben im frühen Mittelalter zeugen. Derzeit schreibt man sie dem späten 9. Jh. zu [III, 162]. Ich würde sie erst im 10. Jh. erwarten, doch in jedem Fall wird damit die unbewehrte karolingische Pfalz noch unwahrscheinlicher.

Trotz der Hinweise Einhards auf Nimwegen, Ingelheim und Aachen, trotz der durchgeführten neuerlichen Grabungen bleiben für Werner Jacobsen die wesentlichen Fragen zu den *'deutschen' Pfalzen* offen.

"Doch wie sahen demgegenüber [den in den Quellen beschriebenen königlichen Höfen; H.I.] die eigentlichen großen Pfalzen der Karolinger tatsächlich aus, in denen die Reichstage stattfanden, in denen die großen kirchlichen Feste Ostern, Pfingsten und Weihnachten gefeiert

wurden und in denen der König schließlich auch die Winterzeit verbrachte? Bisher wissen wir zur baulichen Anlage solcher anspruchsvollen Pfalzen erst sehr wenig" [III, 93].

Ähnlich trist sieht es jenseits des Rheins aus. Die *Pfalzen und Königshöfe Frankreichs* werden zwar vorgestellt, aber es gilt trotz eines Grabungsaufschwungs ab 1965 für Annie Renoux: "Die Lage der Pfalzen ist nur selten bekannt" [Renoux in III, 130]. Die Beschreibungen der wenigen aufgefundenen Pfalzen, wie Annapes, Attigny, Quiercy oder Saint-Denis krankten daran, dass weiterhin unbestätigte schriftliche Berichte die Grabungsbefunde ergänzen - so mit den Toren von Attigny [III, 131] und der Pfalzkapelle von Compiègne [III, 134] - oder Befunde des 10. Jhs. nach rückwärts extrapoliert werden wie im Falle von Attigny [III, 134f]. Dies ist westlich des Rheins noch leichter möglich als östlich, da dort die Karolinger bis 987 an der Macht bleiben und insofern auch im 10. Jh. noch Bleiben brauchen. Insofern ist die Klage Brühls über die ungenügenden Grabungsbefunde [Illig 1998a, 208] nach wie vor gültig.

Die *Nachfolgebauten des Aachener Oktogon* werden von Untermann drastisch relativiert,

"beschränkt sich [doch] die Vergleichbarkeit auf einen polygonalen, oft nicht einmal achteckigen Grundriß mit zweigeschossigem Umgang [...] Erstaunlich ist allerdings, daß im normalen Kirchenbau des 10.-11. Jahrhunderts überraschend oft altertümlich-ehrwürdige Bauformen der Karolingerzeit verwendet wurden, die den Bauten eine besondere, geschichtsträchtige Authentizität verleihen konnten. Die kunsthistorische Forschung war von dieser 'Renaissance' der karolingischen Architektur immer wieder irritiert, so daß bei vielen Bauten die Datierung (karolingisch oder ottonisch/salisch) lange umstritten blieb; dies gilt sowohl für ganze Kirchenbauten wie besonders für Krypten und für die Bauplastik. Es gibt in dieser Epoche also nicht nur einen neuen Rückbezug auf die Antike, sondern eine Angleichung an die überlieferte Baupraxis Karls des Großen (im Einsatz antiker Spolien) sowie eine Vorbildwahl an Bauten seiner Zeit" [III, 167f, 170].

Hier tritt Untermann fast eine Lawine los. Denn er findet die "demonstrative Verwendung" des Aachener Wandaufnisses nicht nur in Essen und Köln [vgl. Illig 1998a, 278-283], sondern auch andernorts ein 'veraltetes' Erscheinungsbild.

"An anderen Orten war das (tatsächliche oder gesuchte) Alter eines Heiligengrabes Anlaß zur Wahl einer 'altehrwürdigen' Bauform" [III, 170],

nämlich bei den Stollenkrypten des 10. Jhs. in Saint-Médard (Soissons) (oder sogar 11. Jh. [vgl. Illig 1998a, 250f]) oder St. Fridolin (Säckingen), außerdem bei der Außenkrypta von St. Maximin (Trier). Die Kirche des Klosters Hersfeld wurde nach 1038 "als bewußte Nachbildung großer karolingischer Abteikirchen" gebaut, nämlich nach dem Vorbild von Fulda [vgl. Illig 1998a, 270]. Auch der Kölner Dombau VII

"zeigt die Probleme der kunsthistorischen Interpretation eines karolingisch gestalteten Bauwerks, dessen Bauzeit wohl erst im 10. Jahrhundert anzusetzen ist [III, 170, 172; vgl. Illig 1998a, 172].

Hier bestätigt sich neuerlich ein schon länger beobachteter Vorgang: "Karolingerbauten" wie der Kölner Dom müssen doch ins 10. Jh. gerückt werden [Illig 1998a, 288f] und das Märchen der 'altehrwürdigen Bauformen' muß einer neuen Einschätzung weichen [vgl. Illig 1998a, 301].

Hätte Untermann das Aachener Oktogon ebenso kritisch geprüft, wäre die dortige "karolingische" Kuppel, die van der Meulen [1997, 495; komm. 508f] als solche längst aufgegeben hat, auch für ihn eingestürzt.

Saint-Denis

Kloster und Pfalz Saint-Denis, die Nekropole der Merowinger und Karolinger, Karls gewünschte Begräbnisstätte — hier sollten die Belege für die dunklen Jahrhunderte nur so aus dem Boden drängen. Wir kennen seit 1973 die zugehörige ländliche Siedlung und einige Wassergrabenabschnitte, die zu einem großen, gemutmaßten Kreissystem ergänzt werden. Eine Synode unter Dagobert I. wird in eine merowingische Grabkirche des 5./6. Jhs. neben dem gleichaltrigen Gräberfeld verlegt, wogegen nicht opponiert werden muß. Die eigentliche Klosterkirche ist hinreichend bekannt, doch hier bezieht sich Michael Wyss noch immer auf die Rekonstruktionen von Sumner Crosby, die Jan van der Meulen längst ad absurdum geführt hat [vgl. Illig 1998a, 357].

Schwieriger ist es mit dem eigentlichen Pfalzgebäude, das ab 741 zu erwarten wäre. Lokalisierbar scheint allenfalls die ab 797 neu erbaute Pfalz.

"Es kann aber beim gegenwärtigen Forschungsstand noch kein umfassendes Bild über das Aussehen der Bauten gewonnen werden. Von

einer ersten spätmerowingischen Bauperiode zeugen einzig Putzfragmente mit farbiger Fassung" [III, 139].

Hoffnungsvoller ist Annie Renoux, die meint, dass man hier "möglicherweise die *domus* Karls des Großen freigelegt hat [III, 132]. Immerhin findet man eine Bauerweiterung in der Länge wie in der Breite analog zu Paderborn, dazu Tatingerkannen und Reticellagläser, die gleichfalls in Paderborn ergraben worden sind. So scheinen die Bauten gleich alt zu sein. Da stört eigentlich nur ein Prägeeisen aus der Zeit Pippins [III, 141], denn ein solches käme - auf Paderborn bezogen - eindeutig zu früh. So bringen wechselseitige Vergleiche die Pfalzen von Paderborn und Saint-Denis beide ins 10. Jh.

Münzen

Natürlich werden Münzen aufgeboten, vor allem etliche der *Bildnisdenare*. Trotz ihrer geringen Fundanzahl von rund 30 Exemplaren stammen sie von mehreren Prägestöcken. Die schönste von ihnen trägt ein "F", was früher mit Florenz, seit 1965 mit Frankfurt decodiert wird.

"Griersons eher nebenbei geäußerte These hat sich überraschend glatt in der Numismatik durchgesetzt, obwohl es aus Frankfurt sonst keine Münzen Karls des Großen und auch diese Münze ein Unikum geblieben ist. Zudem ist weder für Karls Vorgänger Pippin noch seinen Nachfolger Ludwig eine Münztätigkeit in Frankfurt bezeugt" [I, 67]

So nahtlos kann die Numismatik störende Lücken schließen (vgl. dazu Zeising, S. 465). Sie akzeptiert auch umstandslos, dass die bildlose Reichsprägung wegen der Porträtmünzen nicht geändert wurde, wobei unter den Porträtmünzen auch posthum geprägte sein sollen [III, 87], ohne dass dies dem normalen Augenschein zugänglich wäre.

Umgekehrt kann sie auch Münzen integrieren, die außerhalb der zulässigen Limite liegen. Pünktlich zur 'Frankenausstellung' (1996) ist in Ingelheim ein *Goldsolidus Karls* gefunden worden.

"Es ist noch unklar, warum Karl mit dieser Münze von dem von ihm selbst festgeschriebenen monometalischen [sic] Geldsystem in Silber abwich. Auch die auffallende stilistische Diskrepanz zwischen Vorder- und Rückseite ist noch nicht erklärt" [I, 68].

Aber auch eine "verwilderte Legende" darf selbstverständlich nichts daran ändern, dass die Münze karolingisch sein muß. Eine Ausstellungsbeschriftung stellt lapidar fest:

"Auch nach dem Tod Karls des Großen wurden Münzen und Medailons mit seinem Bildnis hergestellt. Dies zeugt von der Bedeutung".

So steht es tatsächlich um die Zeitbezogenheit der Karlsmünzen. Von Karls Sohn *Ludwig* (dem Frommen) gibt es ähnliche Phänomene, sprich *Goldmünzen*:

"Die außerordentlich seltenen Münzen (knapp ein Dutzend Exemplare bekannt) sind als Zeremonialmünzen nicht für den Geldverkehr gedacht gewesen, haben dort aber überraschend zahlreiche Nachahmungen ausgelöst" [I, 69; bestätigt III, 89].

So kennt die karolingische *Renovatio* auch Pseudo-Münzen, die gerne in Schmuckstücke integriert wurden und auch "sinnlose Umschriften" [I, 73] tragen können.

Insofern sind auch bei den wenigen Hortfunden der Karolingerzeit - ausgestellt ist als größter der *Hort Tzummarum* (nahe Dorestad) mit 2.789 Münzen [I, 373] - Vorbehalte angebracht. Schließlich sehen die Urbare der Abtei Werden (um 890)

"neben den überwiegenden Naturalabgaben auch Zinse in Münzen vor. Selbst wenn diese im Einzelfall mit Getreide bezahlt worden sein sollten, so setzte dies doch voraus, daß es zumindest Ansätze einer Wertbestimmung von Agrarprodukten durch einen Markt gab, und daß Münzgeld als Tauschmittel bekannt war, auch wenn es noch nicht täglich eingesetzt wurde" [I, 388].

Peter Ilisch vertritt hier in Kenntnis mehrerer tausend Münzen jene Fraktion, die einen karolingischen Geldhandel nur ansatzweise sieht [vgl. Illig 1998a, 169]. Trotz einzelner glanzvoller Hortfunde behält er die Übersicht:

"In Nordwestdeutschland sind sowohl merowingische als auch karolingische Münzfunde sehr selten, sogar erheblich seltener als römische Silbermünzen von höherem Gewicht des 2. und frühen 3. Jahrhunderts, woraus zu schließen ist, daß der Münzumsatz im später sächsischen Stammesgebiet im Verlauf der Völkerwanderungszeit stark rückläufig gewesen ist. Eine eigene Münzherstellung hatte es hier, anders als z. B. bei den Friesen, nicht gegeben. Auch in den rechtsrheinischen Teilen Deutschlands sind karolingische Münzfunde äußerst selten" [I, 388].

Karolingische Wirtschaft

"Nicht nur wegen der neuen archäologischen Forschungsergebnisse, sondern auch aufgrund neuer Interpretationen der schriftlichen Überlie-

ferung stellt sich eine neue Sichtweise dar. Die Thesen des berühmten belgischen Historikers Henri Pirenne aus den 1930er Jahren sahen den absoluten Tiefpunkt im 8. Jahrhundert, während gegenwärtig von einem massiven Anstieg aller wirtschaftlichen Aktivitäten - schon von einem recht hohen Niveau - ausgegangen wird" [III, 406].

Moden kommen, Moden gehen. Gegenwärtig werden im 9. Jh. allein zwischen Rhein und Loire 200 *Märkte* gesehen, die hierarchisch und funktionell gestaffelt waren, während nach früherer Sicht "das Handelsnetz förmlich verfault" [Lombard laut Illig 1998a, 183] und es 919 im ganzen Reich nur 40 Marktorde gegeben haben soll [vgl. Illig 1998a, 171f]. Derzeit gibt es weitgreifenden Warentransport und ein weitgespanntes Kommunikationsnetz [III, 407]. Dafür soll - als "ein gutes Beispiel" [III, 409] - der weiße Elefant bürgen, den Harun al-Raschid nach Aachen treiben ließ. Gleichwohl oder gerade deshalb:

"Von archäologischer Seite ist kaum etwas zum Handel des Karolingerreiches mit den Mittelmeerländern, mit dem byzantinischen Reich und mit der arabischen Welt überliefert" [III, 412]

Das "kaum etwas" erschöpft sich in zwei byzantinischen Bleisiegeln, die in Haithabu und Ribe gefunden worden sind, "aber wohl auf dem östlichen Weg und nicht über das Karolingerreich in den Norden gelangt" sind [ebd].

Zum Handel gehört wohl oder übel auch ein *Straßennetz*. Karl d. Gr. ist zeitweilig und nicht zuletzt zum "'Begründer' des Hellwegs, der kontinentalen Ost-West-Verkehrslinie, erklärt" worden. "Die Vorstellung vom 'Straßenbauer' Karl im wilden Sachsenland hat sich in der jüngeren Forschung allerdings so nicht halten lassen", berichtigt Heinz-Dieter Heimann und kommt mir so ein Stück weit entgegen [III, 417; vgl. Illig 1998a, 172-175].

Auch das *Handwerk* verwöhnt uns nicht durch überwältigende Funde. Laut Torsten Capelle orientieren sich die schriftlichen Quellen meist an den Bedürfnissen der gehobenen Bevölkerungskreise.

"Und auch die archäologische Überlieferung ist für den Bereich des karolingischen Handwerks stark eingeschränkt" [III, 424].

Das deckt sich mit meinem Befund [Illig 1998a, 171]. Insofern muß wieder einmal der St. Galler Klosterplan mit seinem Handwerkerhaus erhalten [III, 425], obwohl seine Fiktionalität längst erkannt ist [Hoffmann 1995]. Und so brauchen meine Betrachtungen auch zur karolingischen Wirtschaft keinerlei Nachbesserung.

Das langobardische Erbe

Die Ausstellung zeigt in großen Fotos den sog. Clitumno-Tempel nahe Spoleto, der zusammen mit der Salvatorkirche außerhalb Spoletos für die Größe lombardischer Herzöge um 730 bürgen soll. Der 'Tempel' wäre als Grabkapelle für einen lokalen Machthaber konzipiert worden. Es könnte daran stören, dass es beiden Bauten an jeglichem langobardischen Aussehen mangelt, insbesondere am sogenannten langobardischen Flechtwerk.

"Sowohl S. Salvatore als auch der Tempietto fallen durch ihr ausgesprochen römisches Gepräge auf, vor allem in ihrer hervorragenden Bau- skulptur und in den Friesinschriften der drei Eingangsportiken. Selbst die Fresken im Innern des Tempels sind in einem ungewöhnlich retrospektiven Stil gehalten [John Mitchell in III, 97].

Wen wundert es, dass diese Bauten vor nicht langer Zeit noch für Zeugnisse des 4. Jhs. gehalten wurden ("Ende des 4. Jh.s" für S. Salvatore [Baedeker 1989, 569; 1962, 282], "IV. Jh." für der nur im älteren Führer enthaltenen Clitumno-Tempel [Baedeker 1962, 92]). Daß sich die Verjüngung um rund 350 Jahre durchsetzen konnte, lag an dem unstillbaren Bedürfnis, die dunklen Jahrhunderte zu füllen. Anders ist nicht zu erklären, dass man sich unbedacht in neue, nicht auflösbare Widersprüche verwickelt hat. So beeindrucken bei S. Salvatore die zehn mächtigen antiken Säulen und

"das kräftig hervortretende Gebälk. Brutal freilich die Art, wie das seitliche, tiefere Gesims auf die Kapitelle der Ecksäulen stößt" [Zimmermanns 1992, 292].

Nun betont Mitchell, dass an den langobardischen Höfen Kunstwerke entstanden,

"die zu den anspruchsvollsten und künstlerisch herausragendsten des damaligen Europas gehörten. Ihre Bedeutung für die karolingische und angelsächsische Kunst ist bisher weitgehend übersehen worden" [III, 95].

Im weiteren wird die langobardische Ausstrahlung hervorgehoben, die unter König Liutprand (712-744) erstmals beobachtet wird [III, 95]. So hätten wir den krausen Umstand, dass die unbeholfene Gesimslösung eines spätantiken, aus antiken Spolien zusammengefügteten Baus den Weg zum Aachener Oktogon gebahnt hätte. Wir müssen auch lesen, dass in Rom "noch konventionelle Bauten, wie sie damals in Italien, aber auch im Langobardenreich üblich waren" [III, 638] aufgeführt wurden. Jacobsen sieht demnach gegen Ende des 8. Jhs. nichts Zukunftsweisendes unter langobardischer Planung entstehen.

Hier wird Architekturgeschichte vergewaltigt. Weil im 11. Jh., etwa am Speyerer Dom, lombardische Steinmetze ("Comasker") beschäftigt waren, aber auch Rotharis Edikt von ca. 643 völlig anachronistischerweise von "magistri comacini" spricht, werden nun die vom Holzbau herkommenden Langobarden zum maßgeblichen Steinbauvolk des 8. Jhs. hochstilisiert.

Etwas ähnliches geschieht mit dem Kloster San Vincenzo al Volturno. Die Ringkrypta der Klosterkirche soll laut rückgerechneter Genealogien um 820 mit Malereien ausgestattet worden sein, die direkt auf kaiserzeitliche und spätantike Wandverkleidungen zurückzuführen wären. Doch da wird mit Arichis ein Herzog von Benevent dazwischengeschaltet, der sich um "eine echte Renaissance der Antike kümmert". Man kann

"sich des Eindruckes nicht erwehren, als habe Arichis [758-787] - genau wie seine 'Amtskollegen' in Spoleto - seine Künstler explizit dazu angehalten, römische Bauwerke zu studieren und sich von diesen inspirieren zu lassen. Möglicherweise haben diese Künstler bei ihrer Suche nach antiken Vorlagen zum Teil gar kleinere Grabungen vorgenommen, als sie in den Ruinenfeldern an der kampanischen Küste unterwegs waren" [III, 100f].

Da sollte der Fachmann staunen, dass die Antikensuche der 'richtigen' Renaissance einen langobardischen, 700 Jahre älteren Vorläufer bekommt. Bekanntlich hat sich z.B. die Grotteskenmalerei eines Raffael daran entzündet, dass zu seiner Zeit die unterirdischen Überreste von Neros Haus ("grottae") mit entsprechender römischer Malerei freigelegt wurden. Und die Langobarden hätten dasselbe betrieben? Viel einfacher, wenn auch weniger spektakulär wäre die Datierung dieses Klosterbaus in die Zeit um 614/911.

Eine Vergewaltigung geschieht auch mit den mehrfach präsentierten "langobardischen" Flechtwerken. Sie erleben in demselben 8. Jh. einen stolzen Höhepunkt [I, 625f]. Doch John Mitchell macht sich keine Gedanken darüber, wieso dieser Höhepunkt nicht nur endigt - das wäre problemlos -, sondern warum das 'langobardische' Flechtwerk im 10. Jh. wieder so unbeholfen auftritt wie in der Zeit vor 720, um nach 1000 denselben Höhepunkt noch einmal zu erleben. Ich habe die einschlägigen Probleme längst vorgestellt und auch die Kirche S. Maria in Valle, Cividale ("tempietto langobardo"), die gleichfalls hervorgehobene Zeugin großartiger "langobardischer" Architektur [III, 97], mit unwiderlegten Gründen in spätere Zeiten verbracht [Illig 1993; 1996b].

Die sächsisch-fränkischen Wurzeln

Die Souterrain-Räume der sog. Ottonenpfalz sind dem Thema "Sachsen und Franken in Westfalen" gewidmet. Hier geht es um Alltagsleben genauso wie um die jahrzehntelangen Auseinandersetzungen zwischen beiden Völkern. Es dominieren Funde aus den zahlreichen *Gräberfeldern*.

"Die gängigen Thesen zur frühmittelalterlichen Geschichte Ostwestfalens stützen sich neben den Schriftquellen in starkem Maße auf die archäologische Auswertung der Friedhöfe dieser Zeit, denn Siedlungen sind einstweilen kaum ergraben" [III, 256]

Belassen wir es bei dieser Feststellung von Frank Siegmund, auch wenn Christiane Ruhmann wegen einiger Gehöftfunde im Münsterland widerspricht [III, 284]. Dank der Grabbeigaben gibt es ansehnliche Funde, die eine Relativdatierung ermöglichen. Grünewalds Graphik fürs Münsterland gibt anschaulich wieder, dass die Hauptbelegungszeit bei 770 anzusiedeln ist, während nach 850 die Friedhöfe dramatisch ausdünnen [III, 249]. Wir kommen damit zu einem jener Rätsel, die Borgolte dem frühen Mittelalter belassen möchte (s.S. 398, 471).

"Eines ist der plötzliche Aufschwung der europäischen Gesellschaft im 11. und 12. Jahrhundert. Wir verzeichnen für diese Zeit eine wahre Bevölkerungsexplosion" [Borgolte 1999].

Die angebliche Unlösbarkeit löst sich bei Einsatz der Phantomzeitthese von selbst. Solange die Ansiedlungsreste und Begräbnisse von 500 bis 1000 auf eine Bevölkerungszahl umgerechnet und auf die herkömmlichen fünf Jahrhunderte verteilt werden, solange 'erlebt' Europa einen dramatischen Bevölkerungsschwund um 60 %. Werden sie auf lediglich 200 Jahre verteilt, dann findet weder im 6./7. Jh. ein Einbruch noch ab 1000 eine rätselhafte Bevölkerungsexplosion statt.

Schümer staunt nicht nur über die frühindustriellen Salzpflanzen des 6. Jhs., über die Schmuck- und Waffenherstellung, sondern auch über ein *christliches Amulett*.

"Vollends erstaunlich werden solche Entdeckungen, wenn man sie mit den westfälisch-niedersächsischen Gräberfeldern vergleicht. Christlich geostete Erdbestattungen kommen lange vor 800 zeitgleich mit heidnischen Grabbeigaben vor, zerbrochene Becher erinnern noch viel später an germanische Totenmahle, während Karls Sendboten bereits jeden fremden Kult mit dem Tode bestrafen wollten" [Schümer 1999].

Hier gerät das eher schlichte Zeitschema ins Wanken, das uns ansonsten nahegelegt wird: Zwar läßt sich Chlodwig 496 taufen, aber die Franken bleiben davon zunächst völlig unbeeindruckt. Diese unseligen Heiden werden weder von spätantiken noch irischen noch angelsächsischen Sendboten missioniert. Erst mit Pippin d. J. (751-768) und damit an der Schwelle zur Karolingerzeit, 270 Jahre später, läßt man einigermaßen plötzlich die Gräberfelder mit den heidnischen Beigaben endigen, werden die Franken zu Christen erklärt. Mit Hilfe dieser Faustregel lassen sich die ubiquitär anzutreffenden heidnischen Gräberfelder vom 6. bis ins 8. Jh. strecken, allerdings um den bitteren Preis, dass die Gesamtbevölkerung dramatisch einzubrechen scheint.

Noch eine Ungereimtheit zur Christianisierung. Während sich die Forschung laut Arnold Angenendt [II, 428] einig sein soll, dass die "Einführung des Christentums unter Todesstrafe" durch brutale Gesetze vorangetrieben wurde, vertritt Sascha Käuper im Gefolge von Schubert die Ansicht, dass hier "gesetzgeberisches Augenmaß" die "Möglichkeit zur fränkischen Bußgerichtsbarkeit eröffnet" habe [I, 325f]. Ich sehe darin lediglich den Versuch, den brutalen "Schenschlächter" leichter als europäische Integrationsfigur fürs 3. Jahrtausend anzupreisen, wie das in den Texten zur Ausstellung immer wieder anklingt.

Erstaunlich ist für Gabriele Isenberg der Umstand, dass "zunächst fremde Bautrupps" die "kaum bekannten Techniken des *Steinbaus* im westfälischen Raum eingeführt haben" — offenbar früher als bei den Franken!

"Zwar ist immer wieder zu lesen, die ersten Kirchengebäude in Westfalen seien Holzkirchen gewesen, doch belegen archäologische Untersuchungen mit wenigen Ausnahmen das Gegenteil. Und sie belegen überdies, daß die Bauleute, die in dieser Region die ersten steinernen Kirchengebäude errichteten, sogar durchweg qualitätvolle Arbeit leisteten" [I, 316].

Dabei haben wir doch gerade erste erfahren (s.S. 392), daß Franken, Schwaben oder Sachsen aus Mangel an Funden nur eine rudimentäre Steinbauweise zugestanden werden kann. Der statt dessen propagierte Holzbau hatte vor Zeiten den Vorteil, keine archäologische Nachweise liefern zu müssen. Das ist zwar längst nicht mehr gültig, aber Karlsverteidiger wie Amalie Föbel klammern sich unbeirrbar an die spurlos verschwundene Holzarchitektur der Karolinger und damit an eine postulierte Fiktion.

Steigbügel und Panzer

Eine vermeintlich unschuldige Datierung bringt die Karlisten in die größte Bredouille. Grab 7 aus Warburg-Ossendorf [I, 252f] enthielt als Bestattung der Oberschicht einen Reiterkrieger. Dies bezeugen Spatha, Schild, Pferdegeschirr und Steigbügel. Das Grab ist auf "Ende 6. Jahrhundert" datiert. Und der Ergänzungsband [III, 320] weiß:

"Schon im frühen 7. Jahrhundert wurde der Steigbügel von Kriegerern im Merowingerreich nach dem Vorbild der Awaren übernommen."

Die Ausstellung hält außerdem den Zeitpunkt fest, zu dem Steigbügel erstmals abgebildet werden: Der Stuttgarter Psalter von 820 kennt ihn noch nicht, das "Psalterium Aureum Sancti Galli aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts schon mehrfach" [III, 311]. Die Frage, warum die Illustratoren der aktuellen Entwicklung um 250 Jahre nachhinken, wird im Katalog nicht gestellt.

Nun habe ich den Steigbügel bereits einmal als Problem angesprochen [Illig 1998a, 116-120]. Es wird dadurch noch verschärft, dass Handschriften aus der Zeit um 925 neuerlich Abbildungen von Reitern *ohne* Steigbügel zeigen, bevor die Steigbügelabbildung im 10. Jh. erneut Usus wird. Außerdem sieht die Archäologie das wirkliche Aufkommen der Steigbügel erst im 10. Jh. [Illig 1998a, 120], auch wenn schon Karl Martells Panzerreiter (732) sie benötigt hätten.

Diese unlösbaren Widersprüche lösen sich mit keiner korrekt angewendeten "Methode", sondern erst mit Akzeptanz der Phantomzeit. Bei ersten Steigbügel am Ende des 6. Jhs. muß um 925, sprich 30 Jahre später der 'Stegreif' noch nicht zum künstlerischen Kanon gehören. Aber 230 oder gar 330 konventionelle Jahre später kann es keine steigbügellosen Reiterdarstellungen mehr geben — und ein verdoppelter Einzug des Steigbügels in die Handschriften ist ohnehin unhaltbar.

Niemand braucht den Steigbügel mehr als der schwere fränkische Panzerreiter. Er wird uns bereits für Karl Martell in den Heldenepen imaginiert, er wird uns auch in den Handschriften vor Augen geführt - doch es bleibt ein längst bekanntes Manko [Illig 1998a, 114ff, 181ff], das auch das Handbuch einräumen muß:

"Die Exaktheit in der Wiedergabe der Flügellanzenspitzen, der verzierten Schilde und der Details der Schwerter, belegt auch durch archäologische Funde, steht in krassem Gegensatz zur Ungenauigkeit in der

Darstellung der Anzahl und der Rangzugehörigkeit der Waffen in den Bildquellen, in denen die Krieger regelmäßig Helme und Panzer tragen, während sie in den archäologischen Überlieferungen fehlen" [III, 311].

Aus der Merowingerzeit ist ein Lamellenpanzer bekannt, römische und merowingische Kettenhemden, "später wieder aus dem hohen Mittelalter nachgewiesen" [III, 316], sind es ohnehin.

"Die Bildquellen zeigen [karolingische] Panzerhemden, die aus Metallschuppen zusammengesetzt erscheinen und den ganzen Körper wie ein Hemd bedecken (Abb. 1 u. 3). Derartige Schutzpanzer sind ebenfalls nicht überliefert" [III, 316].

Hat Karls eisenstarrende Schar, so sie schon keinen Wert auf Panzer, Brünen oder Kettenhemden legte, wenigstens ihre Köpfe geschützt?

"Aus der Merowingerzeit sind auf dem Kontinent und in Skandinavien einige Dutzend Spangen- oder Kammhelme überliefert und aus dem hohen Mittelalter vollständig aus Eisen geschmiedete kegelförmige Helme mit Nasenblech. Aus der Karolingerzeit fehlen jedoch entsprechende Funde. Aber nach Abbildungen im Psalter von Corbie wurden Spangenhelme noch um 800 getragen" [III, 316].

Der so peinlich die karolingische Zeit ausklammernde archäologische Befund für Spangenhelme reicht ansonsten von merowingischen Spangenhelmen des 6. Jhs. bis zu einem norwegischen Grab im 10. Jh. [ebd], wie uns Heiko Steuer berichtet. Herbert Westphal findet die nämliche Diskrepanz zwischen Abbildungen und archäologischen Funden im Sachsenland [III, 326]. Das Fazit ist niederschmetternd: weiterhin keine eisernen Defensivwaffen unter dem 44 Jahre Krieg führenden Karl! [vgl. Illig 1998a, 181f].

Mein 1992 geprägter Satz [Illig 1992, 46; 1998a, 120] - "Archäologie verwandelt Karls wilde, verwegene Jagd in einen Wolkenpuk" - hat auch über die Paderborner Ausstellung hinaus Bestand, der aktuelle Ausstellungsbefund sicher nicht.

Angelsächsische Einflüsse

Im Katalog wird von mehreren Autoren immer wieder der *Tassilo-Kelch* als Bezug genannt [II, 453, 454, 461, 464, 465 (2mal); III, 460ff], dessen "anglo-karolingischer Tierstil" die Datierung für Geschmeide genauso wie für Buchillustrationen liefert. Seine Abtrennung von Tassilo III. und seine Umdatierung habe ich bereits begründet [Illig 1998a, 134ff], das in seiner

Inschrift enthaltene Chronogramm - diese Lesung mit dem Resultat "781" berichtete mir Dr. Florian Huber - benutzt die Zeitrechnung "n.Chr." zu einem Zeitpunkt, als diese Zeitrechnung selbst noch ein Kryptogramm gewesen wäre. Schließlich ist bereits gezeigt worden, daß die Pfalz- und Klostergründungen von Tassilo III. genauso imaginär sind wie die karolingischen Pfalz- und Klostergründungen [Anwander 1998, 101, 104f; Anwander/Illig 1999, 260].

Im Katalog, sonst bei Datierungsfragen durchaus homogen und kritikabweisend, bringt Winfried Wilhelmy beim "sog. *Priesterstein*" von Mainz eine Minderheitenmeinung:

"Während Richard Hamann-MacLean eine Datierung des Stückes in das 11. Jahrhundert vorschlägt, verweisen vor allem Vergleiche mit dem sog. Harrachschen-Diptychon [Abb. III, 616] auf eine Entstehung in karolingischer Zeit" [II, 445],

genauer auf die "1. Hälfte 9. Jahrhundert" [II, 444]. Nach meiner Meinung gehört die dort angesprochene "Fülle vorkarolingischer und karolingischer Denkmäler" als Vergleichsmaterial dem 10./11. Jh. an, womit die Kontrahenten zum selben Schluß kommen, ohne es allerdings zu bemerken.

Corvey

Die Klosterkirche von Corvey, bekanntlich das einzige erhaltene unter Hunderten von karolingischen Westwerken [Schümer 1992], ist in der Ausstellung entsprechend gewürdigt: zwei große Modellbauten, Glasfliesen, die lateinische Inschrifttafel, Fragmente einer bemalten Stuckdecke, Kopien seltsamer Fresken, Reste lebensgroßer Stuckfiguren, Kapitelle — alles, was Corvey auszeichnet.

Mit Corvey ist auch die Datierungsthese von Heribert Klages verknüpft. Ausstellung und Kataloge übergehen seine Argumente, bringen keine Gegenbeweise, nennen weder seinen Namen noch sein Buch — eine peinliche Demonstration mediävistischer Ignoranz und Arroganz. Was ist an Klages so anstößig? Er bringt Argumente, denen zufolge das ursprüngliche Westwerk von Corvey ein römisches Bauwerk aus der Zeit des Augustus gewesen sein müßte [Klages 1997; vgl. Illig 1998b]. Wer den seltsamen Einbau zwischen Türmen und Langschiff begutachtet, der wird das nicht abwegig finden.

Gewissermaßen trotz Klabes muß Uwe Lobbedey immer wieder einräumen, daß römische Kultur in Corvey - und damit weit jenseits des Limes - durchaus präsent ist. Wir erfahren von ihm, dass die karolingischen Corveyer *Glasfliesen* als Reste einer Wanddekoration solchen entsprechen, wie sie in augusteischer Zeit als gläsernes opus sectile die Wände schmückten [II, 562]. Weiter werden Porphy-, Marmor- und *Steinfliesen* gezeigt, die als römische Spolien in Corvey wiederverwendet worden sind [II, 566]. Zusammen mit der *Inscripttafel* werden *vergoldete Buchstaben* in klassischer Capitalis gezeigt, die in paßgenauen steinernen Vertiefungen befestigt wurden. Diese Arbeiten hält Klabes durchweg für römisch, und hier wird ihm - aber nur indirekt und in dunkler Diktion - widersprochen:

"Die Inschriften aus Corvey und aus dem südlichen Langobardenreich unterscheiden sich von der üblichen Technik der römischen Inschriften, bei denen metallene Dübel von quadratischer, dreieckiger oder rechteckiger Form, die mit den Buchstaben gegossen oder nachträglich mit diesen verlötet waren, mit Blei umwickelt und dadurch in entsprechenden Öffnungen im Stein fixiert werden konnten. In Corvey waren kupferne Stifte von ursprünglich rechteckigem Querschnitt in runde Bohrlöcher in den Buchstaben getrieben und dann in konische Bohrungen in die Buchstabenvertiefungen der Steintafel gehämmert worden. Corvey und die beiden langobardischen Fundorte [San Vincenzo al Volturno und Salerno] zeigen untereinander kleine Unterschiede in der Befestigungsweise der Buchstaben. Offenkundig ist, daß diese goldenen Inschriften der glanzvollen Wirkung kaiserlicher Monumentalinschriften der Antike nacheiferten" [II, 571].

Offenkundig ist, dass die Corveyer Inschrift den römischen Inschriften allemal so nahe steht wie den frühmittelalterlichen Vergleichsobjekten. Die von Lobbedey übergangenen, aber von Klabes herausgestellten Übereinstimmungen sind wesentlich auffälliger als die geringen Befestigungsunterschiede. John Mitchell ergänzt, dass derartige Schriften weder in der Spätantike noch sonst in der angeblich so antikeverehrenden Karolingerzeit noch irgendwann im späteren Mittelalter noch in der Renaissance nachgeahmt worden sind [III, 99]. Corvey hätte demnach eine nie wieder aufgegriffene Spezialrenaissance erlebt.

Wie steht es mit dem Bauschmuck von Corvey? Vor allem das *Kapitell* VIII.57b aus Wesersandstein, das als zweitverwendete karolingische Spolie betrachtet wird [II, 575], braucht den Vergleich mit dem Aachener Kapitell

II.69/2 nicht zu scheuen, das als spätantike Spolie gilt und dank dem verwendeten Marmor eine feinere Bearbeitung erhielt [I, 110]. Somit könnten in Corvey tatsächlich original-römische Bauteile nachweisbar sein.

Aufregend wird es, wenn die Corveyer *Wandmalereien* aus dem Westwerk als wandgerechte Kopie präsentiert werden. Denn hier sieht man - einzigartig in einer Kirche - *Odysseus und Skylla*, eine Vogelsirene, einen Delphin mit reitendem Eros und Schiffe; dazu eine Sphinx und Venus mit Delphinen, die der Katalog übergeht. Der begeistert sich lieber daran, dass die bildlichen Darstellung der Skylla nicht mehr im 5. Jh. endigt, sondern eine einsame Fortsetzung im 9. Jh. erfahren habe [II, 583ff]. Daß aus dem Mittelalter kein weiteres Bild bekannt ist, macht die Kunsthistoriker nicht nachdenklich, sondern hochgestimmt. Unbekümmert entwirft Hilde Clausen eine Erklärung für den nicht nur im Raum, sondern auch in der Zeit versprengten Odysseus:

"Das böse Meer steht hier für die sündige Welt, deren vielfältige Gefahren und dämonische Versuchungen den Christen bei seiner Lebensfahrt zum Hafen des Heils bedrohen. In diesem Meeresbild fand auch der tugendhafte Odysseus, der unbeirrt von allen Anfechtungen über die Meere fuhr und als Besieger eines Meerdämons einen passenden Platz" [II, 585].

Besonders wohl kann es Clausen bei diesem frommen Bild nicht gewesen sein. Sie stellt antike Beispiele gegenüber, mit denen belegt werden soll, dass die singuläre Gestalt - eine Frau mit nacktem Oberkörper, der in Tailenhöhe die Vorderteile von Hunden entspringen, und einem Meerweschwanz - auch im westfälischen Corvey mitten in dunklen Jahrhunderten präsent sein konnte. Allerdings stammt von sieben ausgestellten Beispielen nur ein einziges aus nachchristlicher Zeit.

So durfte es nicht verwundern, dass für Klages dieser Freskenzyklus mitsamt der ihm wichtigen Sphinx eine augusteische Wandmalerei darstellt. Klages hat sich für Herkules im Kampf mit dem dreiköpfigen Cerberus und nicht für Odysseus und Skylla entschieden [Klages 1997, 138; vgl. Illig 1998b, 496], also nicht für jenes Unwesen, das ein exakt zeitgleiches Pendant in der Großplastik von Sperlonga hat.

Ob Herkules und Cerberus oder Odysseus und Skylla samt delphinreitenden Erosen und einer Sphinx — niemand außer Klages konnte und kann bislang sinnstiftend motivieren, warum ausgerechnet diese Motive in dieser Zeit singulär als Kirchenschmuck aufgetreten wären.

Über Klages hinausgehend werden ein *Mäanderfries* der Außenkrypta und *Stuckfragmente lebensgroßer Figuren* aus dem Westwerk gezeigt. Als 1992 die Reste von Pinselvorzeichnungen und der davorgesetzten Stuckplastiken entdeckt wurden, war die Freude groß. Der einzige Spezialist für karolingische Großplastik konnte endlich auf seine allerersten einschlägigen Objekte verweisen, und Schümer [1999], der diese Funde frühzeitig [1992] einer breiten Leserschaft vorgestellt hat, konstatiert zufrieden:

"eine imperiale Gattung, die eine kurzsichtige Kunstgeschichte den Karolingern abgesprochen hatte".

Zur Untermauerung der praktizierten Stucktechnik flankieren Stuckfragmente aus Brescia und Stuckkapitelle aus Mals die Corveyer Trouvaillen. Im Text wird auf genaue Entsprechungen in den Stuckierungen des langobardischen Tempietto von Cividale hingewiesen [II, 579]. Hierzu habe ich 1993 ausgeführt, dass diese Stuckfiguren sich gründlich widersprechende Expertisen für die Jahrhunderte 7 bis 13 erhalten haben, dass sie dem Deckeneinsturz von 1222 zum Opfer gefallen wären, wenn sie das von Karologen erhoffte Alter hätten, und dass ihre nächsten Entsprechungen in Stuckfiguren aus Niedersachsen des 12. und 13. Jh. zu finden sind [Illig 1993, 46ff].

Läßt man die umfassende Präsentation der Corveyer Rätselschätze abschließend Revue passieren, so wird der Eindruck verstärkt, dass es sich beim Westwerk tatsächlich um einen Römerbau handelt, der richtungsweisend für die ottonischen Westbauten wurde und vor 1150 (damals wurde das Corveyer Westwerk umgestaltet) mit den Plastiken kirchlich gekleideter Männer ergänzt worden ist.

Eine interessante Ergänzung dazu bringt das *Leisten- und Flachziegel-fragment* aus Paderborn, das in der Ausstellung als römisch bezeichnet wird, im Katalog [I, 130f; o. Abb.] möglicherweise als "um ein der römischen Antike entstammendes" Stück gesehen, aber gleichzeitig ins "9./10. Jahrhundert (?)" datiert wird! Nachdem Klages keinen erratischen Römerbau postuliert, da sich vom Rhein bis zur Weser die römischen Reste von Straßen, Lagern und Steinbauten nachweisen lassen, kann auch der Paderborner Ziegel ruhig römisch sein.

Rom — Kirchen, Mosaik und Profanbauten

Die Exposition widmet in ihrer Fülle auch der karolingerzeitlichen Stadt Rom breiten Raum. Dabei wird die Evolution der dortigen Mosaik von 400 bis 815 nachvollzogen. In der fraglichen Zeit treten uns zwei Gestalten

mit *rechteckigem, blauem Nimbus* entgegen: Papst Leo III. und Karl der Große in S. Susanna [II, 637; III, 57, 545] und im Trikliniumsmosaik [I, ii, 49; II, 603; III, 15, 56, 59ff, 66]. Es wird allerdings kein Wort über diesen 'Nimbus der Lebenden' verloren; es wird auch nicht ausgeführt, dass der rechteckige Nimbus in der Karlszeit eine erste Blüte gerade unter Leo III. und Paschalis I. gehabt hätte (795 - 824), dass aber in weitem Abstand eine musivische 'Quadratnimbusrenaissance' (1060 - 1130) gefolgt wäre [Illig 1996a, 319]. Ich habe vor drei Jahren ausgeführt, dass gerade der hellblaue Nimbus nur in phantomzeitlichen Mosaiken - zwischen 705 und 855 für die Päpste Johannes VII., Zacharias, Leo III., Paschalis I., Gregor IV. und Leo IV., dazu für Karl d. Gr. und Papstmutter Theodora - auftritt und mit guten Gründen in die Zeit von 1060 - 1130 verbracht werden kann. Da in dieser Zeit noch lebende Personen mit goldgrundigen Rechtecknimben gekennzeichnet werden, habe ich damals postuliert, daß der blaue Nimbus nur bei fiktiven Gestalten zur Anwendung kam.

Wenden wir uns der römischen Architektur zu. Frappierend ist der Unterschied zwischen behaupteter päpstlicher Präsenz zu Zeiten Karls und ihrem heute nachvollziehbaren faktischen Niederschlag. Mit *Hadrian I.* (772-795) hätte ein Restaurator von Weltformat Rom wiederaufgerichtet: 81-mal nennt Franz Alto Bauer seinen Namen, wenn es um die Wiederherstellung stadtrömischer Kirchen geht [III, 516f]. Diese Renovierungsarbeiten wurden aus dem einfachen Grunde notwendig, dass am Ende des 8. Jhs. rund 200 Kirchen, Oratorien, Klöstern etc. im Stadtgebiet bestanden. "Die Mehrzahl dieser Bauten stammte aus dem 4.-6. Jahrhundert", womit auch in Rom selbst die 'Zeitgrenze' bei 600 gekennzeichnet ist.

Anrührend ist die wechselseitig gewährte Hilfestellung. Konnte die Aachener Pfalzkapelle nur mit Hilfe italienischer Baumeister ausgeführt werden, wurde das Dach von Alt-St.-Peter "mit Hilfe fränkischer Ingenieure wiederhergestellt, ebenso die Dächer der Säulenhallen des Atriumvorhofs und die Treppenanlage" [II, 515]. Nicht genug mit diesen klerikalischen Aktivitäten, ließ Hadrian den über 20 km langen Mauerring und vier große Aquädukte instandsetzen [III, 519].

"Als Hadrian am Weihnachtstag des Jahres 795 starb, hinterließ er eine in ihrer Substanz erneuerte Stadt, der er allerdings keinen echten Neubau hinzugefügt hatte" [III, 521].

Von Werner Jacobsen wird dagegen S. Maria in Cosmedin nicht nur als Umbau, sondern als Neubau bezeichnet [III, 638].

Hadrians Nachfolger **Leo III.** wird 16-mal in der Wiederherstellungsliste geführt [III, 516f], wobei mit S. Susanna und dem Triclinium zwei Neubauten geführt werden. Anzuführen ist der Bau von SS. Nereo ed Achilleo und der Lateranspalast. Laut einer Stiftungsliste von 807 hat dieser Papst 117 Titelnkirchen, Diakonien, Oratorien etc. mit großzügigen Stiftungen bedacht. Für Hadrian I. und Leo III. kommt Franz Alto Bauer gleichwohl zu der Quintessenz:

"Im heutigen Stadtbild Roms hat sich von den Bauten und Stiftungen der beiden Päpste nur wenig erhalten. Wer jedoch die beiden Biographien Hadrians und Leos liest, der vermag eine Vorstellung von dem Glanz und der Pracht Roms, von dem Funktionieren dieses städtischen Organismus zur Zeit der beiden Päpste zu gewinnen" [III, 525].

So ist es und so wird es bleiben: Die Welt der Schriftbekundungen kontrastiert aufs äußerste mit den 'Realien'. Wie zögerlich Wissenschaftler diesen unbefriedigenden Kontrast einräumen, demonstriert Riccardo Santangeli Valenzani in seinem Aufsatz zum *profanen Bauwesen*, der sich der Frage widmet, wie Rom zur Karlszeit tatsächlich ausgesehen hat.

"Bis vor kurzem wäre es nicht möglich gewesen, auf diese Frage eine Antwort zu geben, da unsere Kenntnis der Stadt Rom im 8. und 9. Jahrhundert sehr dürftig und auf kirchliche Gebäude beschränkt war (Cecchelli 1958, Krautheimer 1980). In den vergangenen Jahren durchgeführte archäologische Untersuchungen haben endlich etwas Licht auf das Rom der 'dunklen Jahrhunderte' geworfen. [...]

Im 6. Jahrhundert scheinen sich die Wohnformen der Kaiserzeit und der Spätantike - der großen *domus* der senatorischen Aristokratie und der *insulae* (Guidobaldi 1986) - überlebt zu haben; sämtliche der leider noch wenigen Punkte, für die es stratigraphische Daten über die Aufgabe der kaiserzeitlichen Wohngebäude gibt, lassen sich in das 5. und 6. Jahrhundert datieren [...]

Die Zeit des 7. und 8. Jahrhunderts weist in der archäologischen Dokumentation leider noch einige Lücken auf; für das 9. Jahrhundert haben die Grabungen der Jahre 1995/96 auf dem Nerva-Forum allerdings eine reiche Dokumentation bezüglich der Wohngebäude ergeben. Hier zeichnet sich ein Bruch mit antiken Bauformen ab, den die neuen Gebäudetypen bestätigen: Zu beiden Seiten einer mit Kopfsteinpflaster belegten Straße, die über dem mit Marmor gepflasterten kaiserzeitlichen Platz entstanden war, wurden in der ersten Hälfte des 9. Jahrhun-

derts zwei Gebäude errichtet, von denen die Grabungen bedeutende Reste zutage gefördert haben" [III, 550].

Was hier fürs 7. und 8. Jh. euphemistisch mit "noch einige Lücken" kaschiert wird, wird kurz darauf realistisch wiedergegeben und klingt dadurch wesentlich drastischer.

"Das Fehlen von Daten für das 7. und 8. Jahrhundert sowohl von archäologischer als auch von archivalischer Seite läßt eine Bestimmung des Zeitpunkts, wann sich der Wechsel von der *domus* alten römischen Typs zu den neuen Wohngebäuden vollzieht, nicht zu" [III, 555].

So existiert als archäologischer Befund aus den 'dark ages' lediglich die Ausgrabung zweier Häuser auf dem Nerva-Forum, ergänzt um schlecht dokumentierte Grabungsbefunde aus unseren 20er Jahren und aus dem 19. Jh. — eine monumentale Fehlstelle mitten im überquellenden Fundus des ewigen Rom! Bizarr wird es, wenn die Kümmerhäuser des 9. Jhs. aus dem Nerva-Forum gezeigt werden und gleichzeitig eine reife Flechtwerkschrankenplatte vom selben Forum, die 'natürlich' auf 800 datiert wird [II, 660], um mit den langobardischen Datierungen zu korrespondieren.

Der 'Zeitpunkt des Wechsels' kann im bisherigen Chronologie-Schema nicht festgelegt werden. Valenzani belegt aber, dass die neuen Wohnsitze - sie "lassen sich durch ihr kompaktes Erscheinungsbild deutlich von den spätantiken Gebäudetypen abgrenzen" [III, 552] - für das 9., 10. und beginnende 11. Jh. bestimmend bleiben.

"Ein entschiedener Wandel des städtischen Bildes läßt sich dagegen im Verlaufe des 11. Jahrhunderts besonders für den Bereich der *domus* mit Portikus fassen, deren Stratigraphie am wenigsten durch spätere Eingriffe geschädigt wurde" [III, 556].

Von da ab dominieren die Wohntürme als neue Residenzen der Aristokratie. Im 7., 8. und 9. Jh. aber dominiert gar nichts in Rom.

Elfenbein und Buchmalerei

Beide Kunstgattungen sind in der bisherigen Chronologie insofern rätselhaft, als sie zu jeweils gleichen Zeitpunkten ganz unterschiedliche Stilrichtungen präsentieren, was wiederum nicht hindert, dass sehr genaue inhaltliche Entsprechungen auch über Jahrhunderte hinweg zu konstatieren sind. So sind in der Ausstellung gegenüber den Blättern des Lorsch Evangeliiars sechs Evangeliiare aufgereiht, die in ihrer Gesamtheit für eine einzige

Generation "karolingischer" Buchmaler stehen. Ihre Vielfalt ist begeisternd: Purpurgrundige Goldschriften, fast grellbunte Farbgebung bei orangem Grundton, ergreifend gemalte Evangelisten in einer perspektivisch gestalteten Landschaft mit Bäumen, daneben steif-unbeholfene Evangelisten oder Gestalten in einfachen Umrißzeichnungen; antikisierende Formen, insulare Initialen, frühmittelalterliche Darstellungen. Zu jeder Tafel ließe sich in der ottonischen Malerei ein Pendant finden, das dem "Karolingerexemplar" näher kommt als seine vermeintlichen 'Zeitgenossen'. So sind die Bezüge zwischen den vermeintlichen Epochen größer als zwischen den Werken der berühmten "Karolingerepoche".

G. Zeising weist hier im Heft (S. 473f) darauf hin, dass sich gerade beim Hauptwerk der Ausstellung, dem *Lorscher Evangeliar*, dessen Evangelist Johannes zum allgegenwärtigen Logo der Ausstellung und von Paderborn geworden ist, die bisherige zeitliche Reihung von Vorbild und Nachahmung nicht halten läßt. Insofern verweise ich nur knapp auf mein Schema [Illig 1998a, 314], wie sich die Entwicklungsstufen der "karolingischen" mit denen der ottonischen Buchmalerei in eins bringen lassen.

Dort habe ich auch bemängelt, dass sich ausgerechnet *Karls Hofschule*, also das Zentrum der zeitgenössischen Buchherstellung, nicht einmal verorten lasse [Illig 1998a, 306], was angesichts unseres sonstigen Detailwissens - man zeigt uns sogar Inventarlisten von Sensen und Sicheln einzelner Königshöfe - geradezu schockieren muß. Florentine Mütherich versucht hier die Annahme,

"daß auch das Godescalc-Evangelistar in Worms entstand und daß hier die Anfänge der Hofschule beheimatet waren [...] Offen bleibt, wie lange die Hofschule in Worms beheimatet gewesen sein könnte, etwa im Hinblick auf den Brand der Pfalz im Jahre 790 [III, 561].

Gegenüber meinen Recherchen von 1996 tritt also Worms an die potentielle Seite von Trier, Mainz, Lorsch und Metz. Einige Jahre später haben wir uns offenbar vorzustellen, dass die Hofschule "in diesen bewegten Jahren" öfters umziehen mußte, denn Mütherich versucht, "mit den Verhältnissen der Schule in diesen Jahren" den Umstand zu begründen, dass sich die aufs Godescalc-Evangelistar folgenden Werke "auf eine rein ornamentale Ausstattung" beschränken [III, 564].

Es bleibt also dabei, dass wir ausgerechnet bei den Handschriften, die doch "Ausgangspunkt und Anstoß weitreichender Entwicklungen" sind [III, 566], nicht einmal den Ort ihrer Erstellung angeben können. Mußten ihre Künstler wirklich im Planwagen arbeiten?

Bei den *Elfenbeinen* bleibt die Frage nach der Situierung der Hofwerkstatt genauso unergiebig wie bei den Handschriften; Übereinstimmung besteht nur darin, dass beider Wirkung "über den Tod Karls des Großen hinaus nicht mehr weiter verfolgbar ist" [III, 618f].

Hermann Fillitz prüft eine *Maria-Ecclesia* (New York, Metropolitan Museum) und eine *Kreuzigung*, Narbonne [III, 620], daraufhin, ob sie nicht späteren Zeiten zuzurechnen sind. Bei der Maria-Ecclesia gibt er auf seine rhetorische Frage keine eindeutige Antwort. Im zweiten Fall resümiert er nach längeren Ausführungen:

"Unter diesen Voraussetzungen wird man dieses Werk in Narbonne als erheblich jünger ansehen müssen, allerdings mit einer erstaunlichen Anpassungsfähigkeit des Schnitzers an Werke der letzten Jahre Karls des Großen" [III, 621].

Fürwahr erstaunlich. Unter den Exponaten erscheint mir die sog. *Reider-sche Tafel* zusammen mit ihrem "karolingischen" Pendant eine höchst bemerkenswerte Dublette [II, 689, 692]. Die ältere Tafel - von 400 - zeigt das Grab Christi mit einem wachen und einem schlafenden Wächter; davor den Engel, der zu den drei Frauen spricht; darüber der auferstehende Jesus, den die Hand Gottes in den Himmel zieht, ein Anblick, den nur einer von zwei Jüngern erträgt.

Die "*Karolingertafel*" (Liverpool) von ca. 840 bringt im oberen Teil die Kreuzigung, doch die Szene am Grab ist eine feine Kopie der Reider-schen Tafel, bis hin zu dem im Stehen schlafenden Wächter (oder Trauern-dem). Eine solche Übernahme möchte man durch möglichst wenig Jahre vom Vorbild getrennt sehen — und die Streichung der Phantomzeit reduziert den Abstand von bisher 440 Jahren auf vielleicht 250 Jahre. Bislang wird grundsätzlich eine andere Art der Erklärung bevorzugt. So hat laut Paul Williamson das berühmte *Lorscher Evangeliar* einen Einband mit den

"umfangreichsten und künstlerisch bedeutendsten Elfenbeinarbeiten der Aachener Hofschule Karls des Großen. Ihre Gliederung läßt deutlich erkennen, daß die Vorbilder, die ihnen zugrunde liegen, fünfteilige Diptychen des 6. Jahrhunderts aus Konstantinopel waren [...]"

Die Schwierigkeit, Werke der karolingischen Renovatio von ihren spätantiken Vorbildern zu unterscheiden, wie sie gerade bei den Lorscher Elfenbeintafeln zutage tritt, ist ein eindrucksvoller Beleg für das künstlerische Einfühlungsvermögen der karolingischen Elfenbeinschnitzer" [II, 733, 736].

Eindrucksvolles Einfühlungsvermögen, erstaunliche Anpassungsfähigkeit — nach meiner Meinung werden auch hier die Entstehungszeiten nicht durch mehr als 200 Jahre getrennt. Die Phantomzeitthese macht die Annäherung möglich.

Karolingische Theologie

Karl wird durch den antizipierten Grundsatz der Scholastik angetrieben, zu möglicher Vereinheitlichung bei weitestmöglicher Erfassung aller Themen zu finden. Deshalb sollte ein kodifiziertes *Kirchenrecht* fürs Frankenreich genauso gelten wie *durchkorrigierte Textausgaben* der Bibel [III, 664; III, 714] für die Theologen oder ein "unvermisches" *Sakramentar* für den täglichen Gottesdienst, das Benedikt von Ariane zusammengestellt hatte. Noch kurz vor seinem Tode startete Karl sogar "eine großangelegte Rundfrage in seinem Reich, nach welchen Riten die Taufe gespendet werde und was sie bedeuteten" [II, 780]. Sollten auch unsere Meinungsumfragen auf ihn zurückgehen?

Den trotz allem Eifer durchweg ausbleibenden Erfolg all dieser Bemühungen muß Herbert Schneider als "jahrzehntelang hinziehender Prozeß" beschreiben, denn

"noch im ersten Drittel des 9. Jahrhunderts wunderte sich ein eifriger fränkischer Propagator der römischen Liturgie, Amalar von Metz, warum noch nicht einmal im Kirchengesang zwischen den fränkischen Kirchen und den römischen Übereinstimmung herrsche" [II, 780].

Gleichwohl setzt derselbe Amalar die römische Liturgie "als schon etabliert" voraus, um sie nun zu interpretieren. Dieser Brauch wurde von der Synode von Quierzy (838) verurteilt, doch das ganze Mittelalter hindurch gepflegt [II, 780] — kein Ruhmesblatt für die Schlagkraft phantomzeitlicher Synoden.

So scheint die Vereinheitlichung der Theologie genauso schwierig gewesen zu sein wie die Vereinheitlichung der einschlägigen Fälschungen.

Ein Wort noch zum *Bilderstreit*, der bekanntlich nicht nur in Byzanz ausgetragen, sondern auch im Karolingerreich behandelt worden ist [II, 791]. Er spielt zur Gänze innerhalb der Phantomzeit, weshalb er reine Erfindung sein könnte. Doch läßt sich das Bedürfnis, insbesondere Christus nicht als menschliche Person abzubilden, bereits im 6. Jh. ablesen: am Apsismosaik von S. Apollinare in Classe bei Ravenna [II, 527], das Christus als Gem-

menkreuz und die Apostel als Schafe abbildet (datiert 549). Unter Leo III. wird 814 in der Kirche von SS. Nereo ed Achilleo ein ganz ähnliches Motiv gestaltet (seit 1596 zerstört): Die Apsis zeigte vor einem Purpurchorhang ein Gemmenkreuz, dem sich sechs Lämmer nähern [II, 639]. Ursula Nilgen grübelt darüber nach, warum der bilderfreundliche Westen gerade damals den östlichen Bilderfeinden entgegenzukommen scheint [ebd]. Derselbe Leo soll sich an der Restauration des ravennatischen Pendants beteiligt haben [III, 640].

Offenbar wurde hier ein nicht allzugroßer Konflikt, der durch die Bilderfeindlichkeit des damals aufkeimenden Islam überkonfessionelle Züge bekam, zu einem Popanz bis hin zu brutaler Gewalt gegen Ikonenverehrer aufgebauscht, dem in der Realität nichts entsprochen hat.

Dafür spricht ein zweiter Umstand: In der Kirche SS. Nereo ed Achilleo hat sich an der Apsisstirnwand eine Verklärung Christi, also ein Mosaik von Leo III. (795-816) erhalten. (Nur am Rande sei erwähnt, daß bei diesem Papst überlieferte Mosaik und berichtete Unternehmungen weit auseinanderklaffen [III, 543f].) Dieses Motiv ist mir an herausragender Stelle allein von der Apsiskalotte im Katharinenkloster (Sinai) bekannt. Die hochdramatische Szene stammt aus der Zeit von 550-565. Wir sehen also die überaus engen Bezüge zwischen östlichen und westlichen Darstellungen, die hier scheinbar 250 bis fast 300 Jahre überbrücken, tatsächlich aber durchwegs ins 6., allenfalls noch ins angrenzende 10. Jh. gehören.

Glockenklang

Weil Karl d. Gr. 'selbstverständlich' verfügt hat, dass "alle Priester ihre Glocken zu bestimmten Tages- und Nachtzeiten läuten" [III, 356], weil der Hl. Bonifaz 746/47 erstmals von "clocca" schreibt, wurde der Anfang der europäischen "Glockenzeit" in die Karolingerzeit gelegt. Eine Zeitlang gab es dafür nur einen einzigen mutmaßlichen Beleg, weshalb ich schrieb:

"Daß die allerfrüheste Glocke - aus Canino bei Viterbo - ins 8. Jahrhundert datiert wird, dürfte karolingischem Begleitmaterial geschuldet sein und bedarf neuerlicher Überprüfung" [Illig 1998a, 261].

Im Ausstellungskatalog erfahren wir von Hans Drescher Neues über diesen extrem frühen Fund.

"Die Canino-Glocke wird allgemein ins 7./8. Jahrhundert, 'um 800' oder ins 8./9. Jahrhundert datiert, doch ist hier nach einem Hinweis von Dr. Fr.-A. Bornschlegel, München, zu beachten, daß der bei der

Inschrift verwendete Buchstabentyp eher ins 9./10. Jahrhundert zu setzen ist" [III, 356].

Prompt kann sie durch ein anderes Exemplar ersetzt werden. Von 1949-1951 ist die 1945 zerbombte Vredener Stiftskirche, Kreis Ahaus, ausgegraben worden. Man fand

"Teile von Glockenwandungen, zerschmolzenes Glockengut, eine 'Klangscheibe', Barrenstücke und eine Gußgrube mit Gießformfragmenten" [III, 358].

Da der älteste Kirchenbau nach dem Fundmaterial und nach der baugeschichtlichen Stellung der Zeit um 800 zugeschrieben wird [III, 358], rückte man den Beginn der dortigen Glockenkultur bis ins späte 8. Jh. "Es darf davon ausgegangen werden, daß schon zu dem ersten Gebäude mehrere Glocken gehörten" [III, 359]. Dabei wird allerdings ignoriert, daß "die hier zu behandelnden Funde aus Vreden zum Typ Canino gehört haben dürften" [III, 356], also bei der gebotenen Skepsis nunmehr um 900 datiert werden müßten. So kann die Archäologie immer noch nicht den "Anfang von 'Glockeneuropa'" unter Karl bestätigen.

Chronologisches

Paderborns Ausstellungen sollen die Brücke zu *dem* Säkularereignis, zur Kaiserkrönung am 25. 12. 800 (im karolingischen Kalender der erste Tag des Jahres 801) schlagen. Was wäre angemessener gewesen, als dabei die hohe Symbolkraft dieses Datums zu beleuchten [vgl. Illig 1999, 135f]. Immerhin dürfte es in der gesamten Weltgeschichte kein zweites Mal vorgekommen sein, daß die Vorankündigung eines Zeitenwechsels 497 Jahre später taggenau eintrat. (Wie war das gerade mit Nostradamus' dunkler Prophezeiung für Juli 1999?) Doch nichts wurde beleuchtet. Weder tat dies Jörg Jarnut im Vorfeld der Exposition, obwohl er eigens die Frage nach der Bedeutung dieses Datums stellte [Jarnut 1999, 13], noch Wesley M. Stevens in seinen Betrachtungen zur karolingischen "Calculatio" [III, 667-680].

Aber auch diese Abstinenz ist nur zu verständlich. Die taggenaue Erfüllung einer Jahrhunderte früheren Vorausberechnung würde die Krönung zwangsläufig zu einem Kunstprodukt von Chronologen degradieren und den zu feiernden Anlaß in ein höchst dubioses Licht rücken. So wird das mirakulöse Eintreffen einer Vorausberechnung von den heutigen Gelehrten genauso übergangen wie zu Karls Zeiten. Damals hätten Alkuin und die anderen Computisten verzückt gewesen sein müssen — doch keiner hat

davon gesprochen. Dieses zweite, fast genau so große Rätsel ist nur erklärbar, wenn unter Otto III. nicht mehr das Jahr 801, sondern das Jahr 1000/1001 den Eintritt in den siebten Welttag brachte und Karls ebensolche Erfüllung der Zeiten zwar fristgerecht eintreten, aber nicht mehr mit der von Otto konkurrieren sollte.

Einwände

Sind damit Ausstellungen, Kataloge und Handbuch erschöpft? Sicher nicht. Zum einen sind viele Bereiche nicht relevant für die Chronologie, weil sie selbst nur durch eine relative an die absolute Chronologie angeschlossen sind und damit 'automatisch' jeder Umdatierung folgen.

Und natürlich gibt es auch 'Beweise' gegen meine Sicht. So wird ein Seidenband mit Goldfaden gezeigt, dessen Text klar aussagt, dass Hemma, die 876 gestorbene Gemahlin Ludwigs des Deutschen, dem Bischof Witgar von Augsburg dieses Cingulum (zum Schürzen der Albe) geschenkt hat. Folglich wird das Band "zwischen 860 u. 876" datiert [II, 824f]. Gemäß der Phantomzeitthese muß dieses Band eine Fälschung sein, sofern keine andere Königin HEMMA und kein anderer VVITGARIO zu benennen sind. Der Fälschungsverdacht wird aber schon dadurch genährt, dass sich die Schenkende selbst voller christlicher Demut als "die im Glanz der Heiligkeit (SANTISSIMA) strahlende Königin Hemma" bezeichnet hätte, als wäre sie schon zu Lebzeiten heilig gesprochen worden. Gründe für eine derartige Reproduktion sind in einem Bistum allemal vorstellbar.

Oder wir sehen die Altstadt von Münster mit ihren ergrabenen karolingischen Strukturen [III, 391]. Auch hier scheint ein reicher Befund ohne Wenn und Aber für die Karolingerzeit zu sprechen. Wenn aber dessen Datierung nicht mehr einfach vom Hl. Liudger und seiner auf 793 gesetzten Klostergründung Monasterium (→ Münster) ausgeht [III, 390], dann wird das angeblich fast ebenso leere 10. Jh. endlich jene Funde erhalten, die bislang abgezweigt worden sind, um der Karolingerzeit wenigstens eine dünne Hintergrundfolie zu verschaffen.

Fazit

Die 125 Autoren des Katalogteils, die zusätzlichen Autoren des Ergänzungsbandes und die rund 400 für Rat und Unterstützung Bedankten haben es peinlich genau vermieden, irgendwo auf meine These einzugehen. Inso-

fern hat die Zunft der Mediävisten geschlossen die Auseinandersetzung verweigert. Wer aber nicht argumentiert, kann auch nicht widerlegen. Und selbst das schönste Exponate ist noch keine Widerlegung. Insofern erwies sich der Werbespruch des Zabern Verlags - "prachtvoller kann man Illigs Thesen nicht widerlegen" - als Windei.

Die Ausstellung hat auf vielerlei Gebieten die von ihr propagierte "Karolingerzeit" vorgestellt. Es dürfte aber klargestellt worden sein, daß auch die propere Hundertschaft an direkt beteiligten Wissenschaftlern keinen breiteren Ansatz als ich selbst vorgelegt hätte. Um die Klage von M. Becher, selbst Mitarbeiter an Katalog und Ausstellungen, aufzunehmen (hier S. 391): Schmalspurigkeit und Engstirnigkeit liegen nicht auf meiner Seite. Hatten diese Ausstellungen Gelegenheit gegeben, auf breiter Front einen Entlastungsangriff gegen meine Thesen vorzutragen oder sie gar gründlich zu widerlegen, so ist diese Gelegenheit ungenutzt geblieben. Auch nach Paderborn werden die Mediävisten und alle von ihnen benutzten 'Hilfswissenschaftler' hilflos meinen Thesen gegenüberstehen und sie nur diffamieren können.

Literatur

I, II, III siehe Stiegemann/Wemhoff

Anwander, Gerhard (1998): "Oberbayern als virtueller Urkundenraum oder Karl der Spurenlose im frühmittelalterlichen Oberbayern"; in *ZS* X (1) 83

Anwander, Gerhard/ Illig, Heribert (1999): "Regensburger Virtualitäten. Rund 15 Standorte für karolingische Dome und Pfalzen"; in *ZS* XI (2) 242

Baedeker (1962) = *Baedekers Autoreiseführer Mittel- und Unteritalien* (31962); Stuttgart

- (1989) = *Baedekers Allianz Reiseführer Italien* (61989); Ostfildern-Kemnat (gänzlich überarbeitete und neugestaltete Auflage)

Bohrer, Michael (1999): "Karolingerpfalz in Paderborn?"; in *ZS* XI (3) 439

Borgolte, Michael (1999): "'Pseudoreligiöse Gemeinde'. Michael Borgolte über die ungelösten Rätsel des Mittelalters" (Interview mit Ingo Bach); in *Berliner Tagesspiegel* vom 29. 6. 99

Gai, Sveva/ Grothe, Anja/ Mecke, Birgit/ Preißler, Matthias (1999): "Die Pfalz im Sachsenland"; in *Archäologie in Deutschland* (1) 26

Hoffmann, Volker (1995): "Der St. Galler Klosterplan - einmal anders gesehen"; in *ZS* VII (2) 168

Illig, Heribert (1992): *Karl der Fiktive, genannt Karl der Große*; Gräfelting

- (1993): "Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose

- Städte"; in *ZS* V (2) 41
- Illig, H. (1996a): "Roms 'frühmittelalterliche' Kirchen und Mosaik. Eine Verschiebung und ihre Begründung"; in *ZS* VIII (3) 302
- (1996b): "Flechtwerk und Ketzertum. Langobardische Notizen II"; in *ZS* VIII (4) 448
- (1998a): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf (aktualisiert gegenüber der Fassung von 1996, die jene von 1994 und 1992 erweitert hatte)
- (1998b): "Römisches Corvey? Heribert Klabas' These"; in *ZS* X (3) 492
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?*; München
- Jarnut, Jörg (1999): *Karl der Große: Mensch, Herrscher, Mythos*; Paderborn (Paderborner Universitätsreden Nr. 66)
- Klabes, Heribert (1997): *Corvey. Eine karolingische Klostergründung an der Weser auf den Mauern einer römischen Civitas*; Höxter
- Legler, Rolf (1999): *Sternenstraße und Pilgerweg. Der Jakobs-Kult von Santiago de Compostela. Wahrheit und Fälschung*; Bergisch Gladbach
- Lepie, Herta/ Minkenberg, Georg (1995): *Die Schatzkammer des Aachener Domes*; Aachen
- Meulen, Jan van der (1997): "Die Grabeskultstätte Saint-Denis"; in *Ethik und Sozialwissenschaften* VIII (4) 493 (Stellungnahme zur Anfrage: Enthält das frühe Mittelalter erfundene Zeit?)
- Niemitz, Hans-Ulrich (1994): "Die Dauerkrise frühmittelalterlicher Keramikforschung"; in *ZS* VI (2) 40
- Schümer, Dirk (1999): "Imperial noch im Winzigen. Welthistorie klug zurückgeführt aufs Lokale: Die grandiose Karolingerschau in Paderborn"; in *FAZ* vom 4.8.99
- Simmering, Klaus (1997): *Dreihundert Jahre erstunken und erlogen. Über Zweifel an unserer Zeitrechnung*; [30-min.-Film; wiederholt vom MDR ausgestrahlt]
- Stiegemann, Christoph/ Wemhoff, Matthias (Hg. 1999): *799 - Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn*; Katalog-Handbuch 1 + 2 + Ergänzungsband der Ausstellung in Paderborn; Mainz (insgesamt mehr als 1.700 Seiten, zitiert nur mit I, II, III)
- Stierlin, Henri (1996): *Byzantinischer Orient. Von Konstantinopel bis Armenien und von Syrien bis Äthiopien*; Zürich
- Untermann, Matthias (1989): *Der Zentralbau im Mittelalter. Form · Funktion · Verbreitung*; Darmstadt
- Wemhoff, Matthias (1999): "Gipfeltreffen in Paderborn"; in *Archäologie in Deutschland* (1) 16
- Zeising, Gert (1999): "'Zwischen den Zeiten' oder Zeitensprung?"; in *ZS* XI (3) 455
- Zimmermanns, Klaus (1992): *Umbrien*; Köln (DuMont Kunst-Reiseführer)

Karolingerpfalz in Paderborn ?

Michael Bohrer

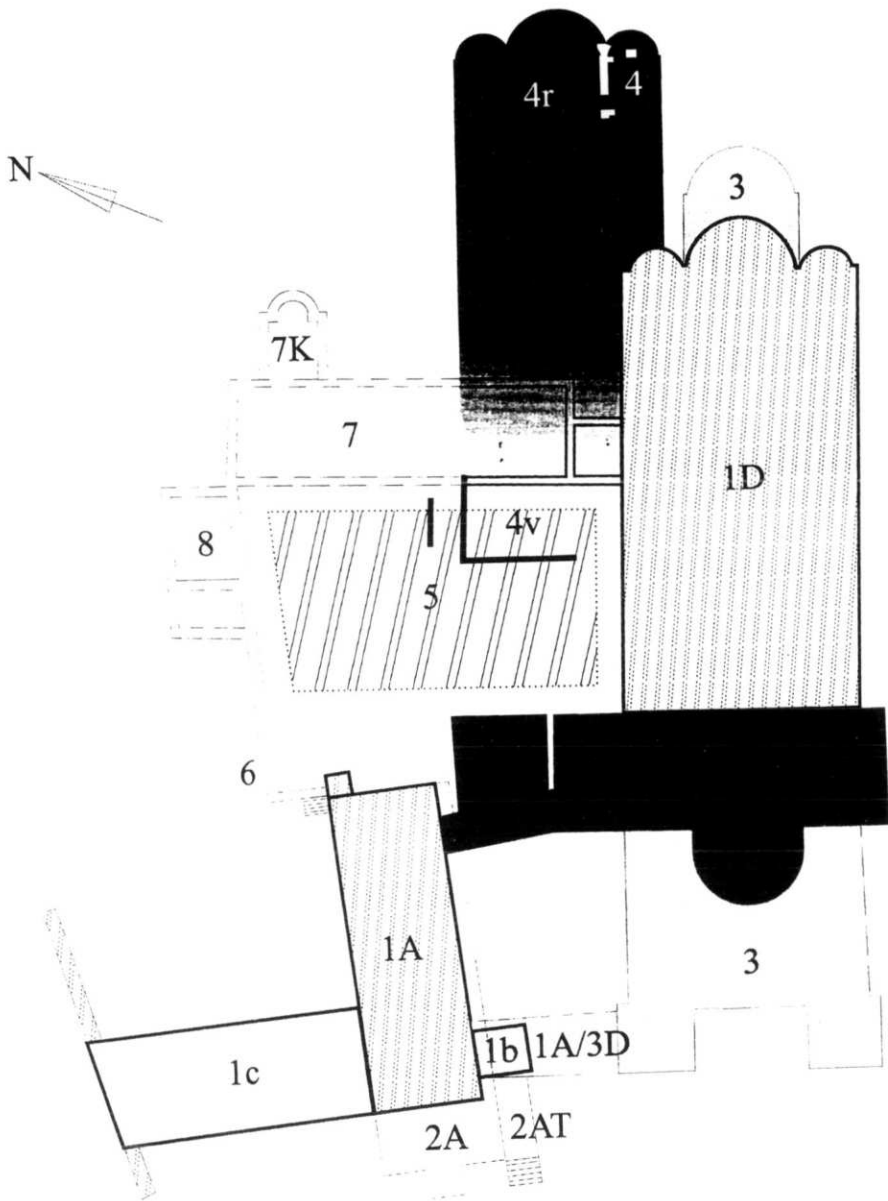
35 Jahren der Suche nach den Spuren der karolingischen Kaiserpfalz in Paderborn liegen hinter uns. Ihr Abschluss wird in der großen Karolingerausstellung und ihren voluminösen Handbüchern dokumentiert. Insofern sollte man meinen, dass diese Fragen nun endgültig beantwortet worden seien.

Aber liegt nicht schon in "der Suche nach dem ersten karolingischen Kirchenbau im Dombezirk", die einstens unter der Abdinghofkirche, ab 1952 am heutigen Standort vermutet wurde, ein Grund zur Skepsis? Bedeutet diese Suche nicht, dass man das Vorhandensein karolingischer Reste als selbstverständlich voraussetzte? Was hat ein so starkes, Erkenntnis leitendes Interesse wie das an der Auffindung der als vorhanden vorausgesetzten karolingischen Reste für Konsequenzen für die Forschung? Sollte nicht vielmehr die Forschung unbefangen ihren Gegenstand untersuchen und danach erst ihre Schlüsse ziehen?

Das alle Erkenntnis leitende Motiv der Forschung stammt aus dem Vorwort zu der vierbändigen Publikation der Domgrabung [Elliger in Lobbedey I; 1986], die mit dem nördlich des Domes gelegenen, ebenfalls als karolingisch gemutmaßten Ruinenfeld untrennbar verbunden ist. Wenn der Wunsch nach Auffindung der sagenhaften karolingischen Kaiserpfalz respektive der "Salvatorkirche" so offen dargelegt wird, muss die erneute Frage nach Datierung und Bedeutung des ergrabenen Baukomplexes ohne das oben genannte Interesse gestattet sein.

Das Periodikum, in dem dieser Artikel jetzt erscheint, könnte mir den Vorwurf eintragen, meine Untersuchung sei ebenfalls von einem Erkenntnis leitenden Interesse geprägt: dem Interesse, Karl den Großen zu negieren. Dem möchte ich entgegenhalten, dass ich diesen Artikel selbstverständlich auch jedem anderen Fachorgan angeboten hätte, wenn ich nur eine winzige Hoffnung hätte haben dürfen, dass in der momentanen Situation, in der alle nervös versuchen, ihre Karolinger 'wasserdicht' zu machen, eine Zeitschrift oder Zeitung bereit ist, einen Artikel zu drucken, dessen Inhalt Wasser auf die Mühlen der 'Karlszweifler' sein könnte.

Bei diesem irrelevanten Kriterium wollen wir uns aber nicht aufhalten und statt dessen einen ersten Blick auf den Gegenstand werfen.



Paderborn: das Bauensemble vor Meinwerk (Zeichnung M.B.)

Das Bauensemble

Der Übersichtsplan zeigt, dass die Anlage mit ihrem runden Dutzend Bauten - die ihrerseits als Bauten verschiedener Zeiten rekonstruierbar sind - von zwei Achsen und drei zugehörigen Grundrisstypen geprägt ist:

1. Die Hauptachse ist die (nicht exakt geostete) Ost-West-Achse des Domes. An ihr sind orientiert:
 - Der Dom in drei Ausbaustufen:
 - dreischiffig mit drei Ostapsiden (1D),
 - ergänzt um Westquerschiff und Westapsis (2D),
 - verlängert um gewölbtes Westwerk und Ostkrypta (3D),
 - der Befund unter der Birgidenkapelle (4) und die daraus resultierende Rekonstruktion eines allerersten Domes (4r),
 - im rechten Winkel zu der Achse der Nord-Ost-Appendix des nördlichen Seitenschiffs des Domes (1s),
 - der Langbau (7) und
 - die "Kapelle unter dem Küsterhaus" (7K).

Diese Grundrisse könnte man als auf die Hauptachse bezogen bezeichnen.

2. Die zweite Achse verläuft mit weniger als 10° Abweichung zur Hauptachse schräg zu dieser. An ihr ist der als
 - Aula angesprochene Saalbau (1A) orientiert.Im rechten Winkel zu ihm stehen:
 - Der gewölbte Anbau über dem Kellerabgang (1b) und
 - der als Wohnbau angesprochene Langbau (1c).
 - In der Flucht der zweiten Achse verläuft die Terrassenstützmauer (6).Diese Grundrisse könnte man als auf die Nebenachse bezogen bezeichnen.

3. Einer der "Bauten mit verzogenen Grundrissen", die weder auf einer der beiden Achsen liegen noch rechtwinklig zu diesen angeordnet sind, ist der Bau (8).

Er wurde an einem Ort errichtet, an dem die beiden Achsen aufeinander treffen. Mit seinem verzogenen Grundriss vermittelt er zwischen diesen.

Die anderen Bauten mit verzogenen Grundrissen sind

- die "Verbindungsbauten" (1A/3D, verdrängt 1b), sowie
- (1A/2D) mit dem angegliederten Gelenkbau vor der nördlichen Giebelwand des Querhauses des Domes.

Diesen Typus könnte man als "Vermittlungsgrundriss" bezeichnen.

Ausnahmen von diesen drei Grundrisstypen gibt es nicht. Allein die nördliche Umfassungsmauer der Anlage - kein Gebäude im Sinne des Wortes - gehört zu keiner der drei vorgenannten Gruppen, was auch nicht erforderlich ist oder zu erwarten gewesen wäre. Sie verursacht den Schiefstand des nördlichen Grundrissabschlusses von (1c).

Grundvoraussetzung für das Auftreten eines "Vermittlungsgrundrisses" sind zwei Grundrissachsen oder zwei Bauten, zwischen denen zu vermitteln ist. Im Falle von (1A/2D) und (1A/3D) sind das auf der einen Seite und Achse der Saalbau (1A) und auf der anderen das Querhaus des Domes und später sein Westwerk. Aus dem älteren Grundriss (1A/2D) der Verbindung zum Querhaus des Domes lässt sich erschließen, dass der Saalbau (1A) älter sein dürfte als das Domquerhaus (2D). Andernfalls hätte man mit einiger Wahrscheinlichkeit die beiden korrespondierenden Eingänge und wohl auch die Achsen, auf denen beide Bauten liegen, besser aufeinander abgestimmt. Der Saalbau kann allerdings auch älter sein als der Dom (1D).

Dies ist ein Widerspruch zu den gängigen Pfalzrekonstruktionen, die das Westwerk (3D) in keine Verbindung zu den "karolingischen" Bauten bringen [vgl. etwa Jarnut 50f, 70, 84f oder Gai 184, 187, 188 und 191]. Nur einmal taucht in den jüngsten Arbeiten der plausibelste Zusammenhang auf [Gai 194], wenn "Die vierte Bauphase der Pfalz Paderborn (9./10. Jahrhundert vor dem Stadtbrand im Jahr 1000)" dargestellt wird: Hier darf der Verbindungsbau (1A/3D) mit Rethars Westwerk verknüpft sein und den Sinn bekommen, dem dieser Anbau von Anfang an seine Ausführung verdankt haben muss. Das ist im weiteren auszuführen.

Der Grundriss von Verbindungsbau (1A/3D), wie er sich auf Höhe des Kellerfußbodens von Saalbau (1A) darstellt, gliedert sich in drei Teile: zwei quadratische Kompartimente im Süden und Norden und ein halbes Quadratfeld in der Mitte. Bei diesem handelt es sich um einen Durchgang zwischen den Kellerräumen, die sich auf den benachbarten Quadratfeldern erhoben hatten. Dieser Kellerdurchgang führte in einen Hof zwischen Saalbau und Westwerk des Domes.

Der Sinn des Baukörpers (1A/3D) ist klar, und damit auch seine Entstehungszeit: zeitgleich mit oder kurz nach dem Bau des Westwerks. Um vom Saalbau ins Westwerk zu gelangen, reichte theoretisch ein einfacher gedeckter Gang aus. Die Fußbodenhöhe dieses Gangs entspricht, wenn man sie mit der Fußbodenhöhe des Saalbaus gleich annimmt, der Geländehöhe

an der Stelle, an der das Westportal des Westwerks gelegen haben muss. Etwas später, nach Fertigstellung des Westwerks, ist der Saalbau (1A) vergrößert worden. Seine Südmauer verlegte man so weit nach Süden, wie dies der Gelenkbau über dem östlichen Verbindungsgang (1A/2D) gerade noch zuließ, seine westliche Giebelwand verlegte man so weit nach Westen, dass das alte Längen-Seiten-Verhältnis von Saalbau (1A; 3:1 [Katalog 124 "Modell der Pfalz Paderborn", Exponattext G. Roesel]) wieder erreicht war (diese Relation spricht im übrigen bereits für ein bernwardinisches Rastermaß). Die Grundrisskontur des neuen Baukörpers ist mit (2A) gekennzeichnet.

Der vergrößerte Neubau wäre für unsere Fragen belanglos, wäre nicht an seine Südwestecke eine lange Treppe angebaut gewesen. Deren erste 5 Stufen sind noch heute, wenn auch restauriert, in situ erhalten. Aus der Steigung der gefundenen Relikte und der frühest möglichen Endigung der Treppe an ihrem Zielpunkt - hier kommt nur (1A/3D) in Frage, ergibt sich eine Höhe für die oberste Treppenstufe, die eine zweigeschossige Ausführung von (1A/3D) belegt. Im Inneren des Saalbaus (2A) ist dieses Niveau nämlich unbrauchbar, da der große Raum nicht so niedrig gewesen sein kann. Eine Empore im Inneren, für die frühe Zeit nicht nachgewiesen, wäre wohl besser auch von innen zugänglich gemacht worden. Aber welchen Zweck hätte dieser Treppenaufgang gehabt haben sollen?

Außen überbaute die lange Treppe den mutmaßlichen älteren Treppenzugang zu (1A/3D). Auch dieser gehört in die Bauzeit des Neubaus (2A), hätte aber von außen in den Verbindungsgang zum Westwerk und auf das Fußbodenniveau des Saalbaus (1A) wie seines Nachfolgers geführt. Damit hätte er theoretisch noch einen Außenzugang zu dem als "Aula" bezeichneten Saalbau darstellen können.

Dazu hätte die kurze Bauform ausgereicht, die sich auf das Grundriss-Nordkompartiment beschränkt. Nur hätte man dazu den immerhin tonnengewölbten Vorbau (1b) abbrechen müssen? Hätte man das - aus welchen Gründen auch immer - getan, dann hätte man den 'Windfang' vor dem Südwestportal mit Sicherheit einfacher, nämlich rechtwinkelig an den Saalbau angesetzt (warum gab es übrigens keinen 'Windfang' vor dem Südostportal?). Betrachtet man das Ausstellungsmodell, scheint die Giebelwand dieses vermeintlichen doppelstöckigen 'Windfangs' nicht plausibel rekonstruierbar zu sein [vgl. Katalog 126, III.2]. Das Tonnengewölbe von (1b) hätte hier eine optisch wie statisch befriedigende Bogenlösung erbracht.

Es hätte nun eine andere kurze Treppe beispielsweise von Osten her die im Westen überbaute ersetzen können. Aber eine solche ist offensichtlich nicht nachweisbar. Damit verliert der Bau (1A/3D) seine vermeintliche Funktion als 'Windfang' wohl endgültig.

Hätte die aufwendige, lange Treppe zu einem Obergeschoss führen sollen, in dem es nicht weiterging? Mangels Platz hätte man allenfalls mit einer Leiter wieder auf das Fußbodenniveau des Saalbaus herabsteigen können. Das wäre einfacher zu haben gewesen.

Die lange Treppe bürgt dafür, dass der Verbindungsbau (1A/3D) zweigeschossig war, in ganzer Länge, mit Nord- Mittel- und Südkompartiment. Dann lässt sich ein Gang im Obergeschoss rekonstruieren, der Saalbau und Emporengeschoss des Westwerkes verbindet. Stufen in seinem Nordturm hätten jedes Emporeniveau erreichen können. Die Halle darunter war für das Volk vorgesehen, das zum Emporengeschoss keinen Zutritt gehabt haben dürfte.

Es bleibt die Frage, warum die lange Treppe zum Emporengeschoss relativ weit vom Ziel, dem Nordturm, an den Saalbau (2A) angebaut war. Augenscheinlich ging es darum, das Westwerk 'öffentlich' zu erreichen, sonst wäre der Aufstieg im Turminnenen ausreichend gewesen. Eine komfortabel überdachte Außentreppe konnte und wollte man in dieser Höhe sicher nicht frei in die Landschaft stellen. Der Saalbau bot mit seiner Südmauer genau die notwendige Stütze für die Treppe.

Nun konnte das Volk, das von Westen zur Kirche kam, die sicher eindrucksvolle Zeremonie der Besteigung der Treppe durch den jeweiligen Würdenträger mitsamt seinem Gefolge auf dem Weg zur Westwerkempore bestaunen. Vermutlich war die recht beschwerliche Treppenbesteigung nicht täglich vorgesehen. Die Treppe vom Erdgeschoss des Turmes zur Empore war sicher genauso beibehalten worden, wie der Weg vom Innern des Saalbaus (1A) und später (2A) ins Erdgeschoss des Westwerks.

Der neue Saalbau (2A) ist für die Frage nach Datierung und Funktion des Paderborner Bauensembles also nur relevant, weil die lange Treppe an seiner Südwestecke nicht nur die Zweigeschossigkeit des Verbindungsgangs (1A/3D) beweist, sondern auch die Zusammengehörigkeit aller drei Kompartimente seines Grundrisses. Demnach muss der Saalbau (1A) an das Westwerk (3D) des Domes angebunden gewesen sein.

Im bisherigen Datierungsmodell ist das ausgeschlossen, weil folgende Datierungen vertreten werden:

- Saalbau (1A): 776/777 (778 nach Zerstörung neu erbaut)
- Saalbau (2A): in Baduras Zeit (815-862)
- Pfalzkirche = Salvatorkirche: als "ecclesia magna" 777 geweiht [Balzer 17], 778 zerstört und neugebaut [Balzer 30]
- Dom (1D): 799 ("ecclesiam mira magnitudinis"); 1000 abgebrannt
- Westquerhaus: 836 [Katalog 126]
- Dom (2D): 1000 (Rethar-Neubau, erste Erweiterungen schon vor 1000)
- Dom (3D): 1009 (Meinwerk-Neubau/Umbau)

Gegen eine Distanz von ca. 150 Jahren zwischen (2A) und (3D) spricht aber die Rekonstruktion, wie bei Gai [194] erkennbar. Damit nun zu der Frage nach dem zeitlichen Rahmen der Entstehung des Ensembles.

Datierungsmodelle

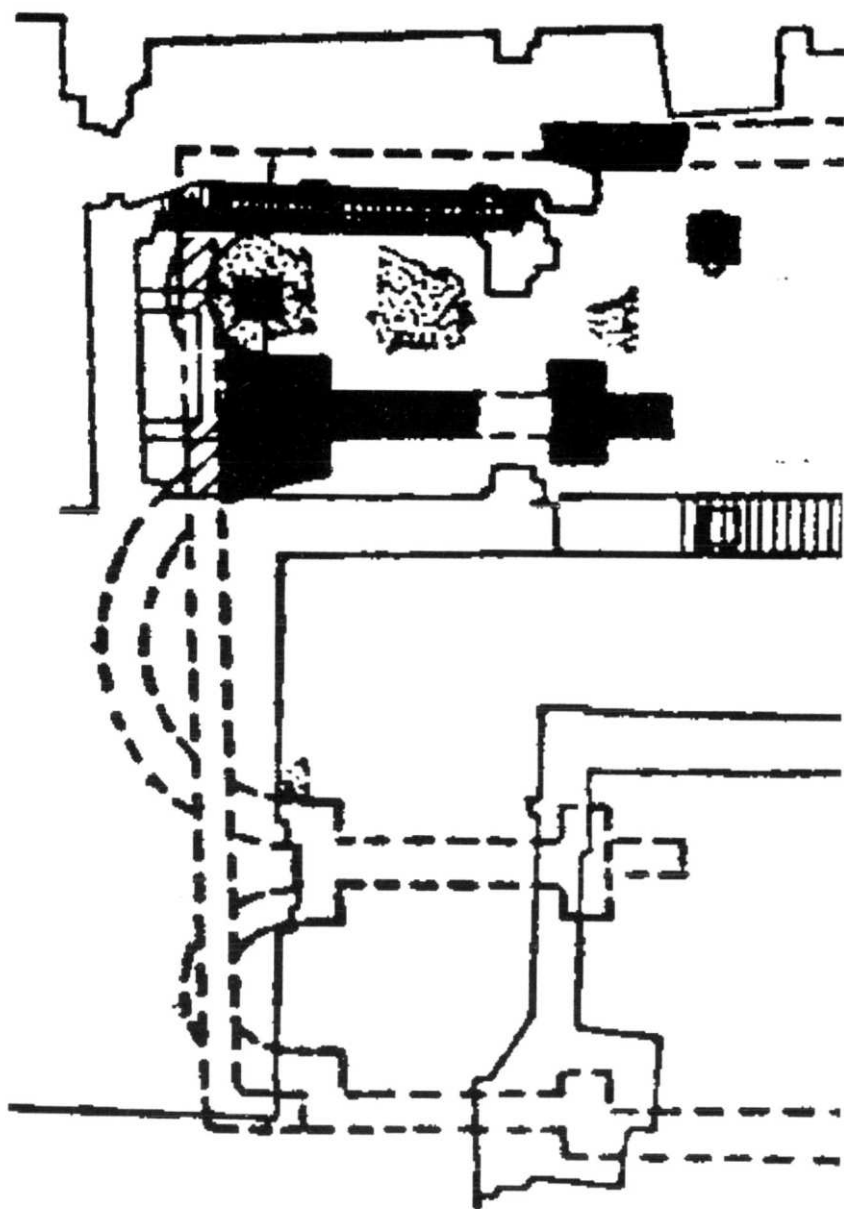
Alle Bauten dieses im einzelnen zwar äußerst flexiblen und expansiven, insgesamt aber doch recht beständigen Bauensembles sind baulich wie zeitlich aufs engste miteinander verflochten. Deshalb muss ein plausibles Datierungsmodell eine Art 'Zeitnetz' sein, in dem jeder Bau oder Umbau so seinen Platz findet, dass er weder mit seinen bedingenden Vorläufern noch mit seinen resultierenden Nachfolgern in Datierungskonflikte kommt. Auch sollte das Zeitnetz meiner Ansicht nach keine 'Maschen' aufweisen, die größer als höchstens 50 Jahre sind.

Da es offenbar keine Rolle spielt, an welchem Punkt man mit dem Knüpfen des 'Zeitnetzes' beginnt, suche ich mir für meinen Versuch den jüngsten Punkt aus. Ich wähle ihn, weil ich unterstelle, dass die Nachrichten nicht nur zahlreicher, sondern wegen ihrer zunehmenden Zahl auch besser überprüfbar werden, je jüngeren Datums sie sind. Dazu schreibt Lobbedey:

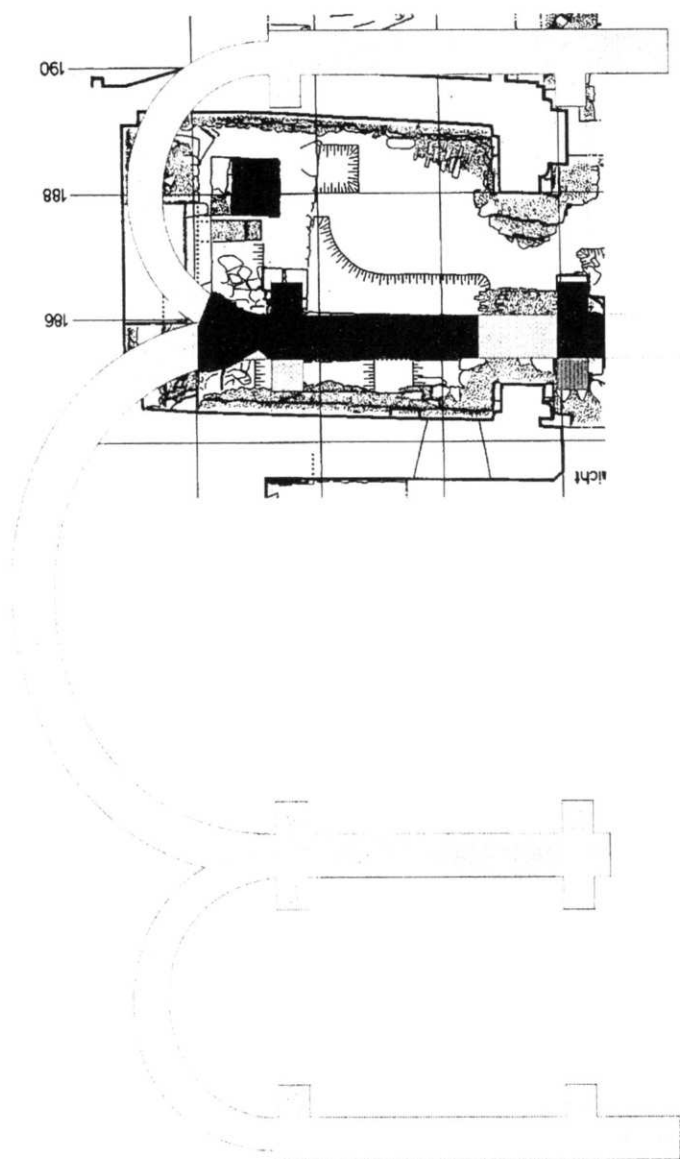
"Mit dem Jahr 1000 endet das Schweigen der Schriftquellen" [Lobbedey 1990, 17].

Abfolge am Dom

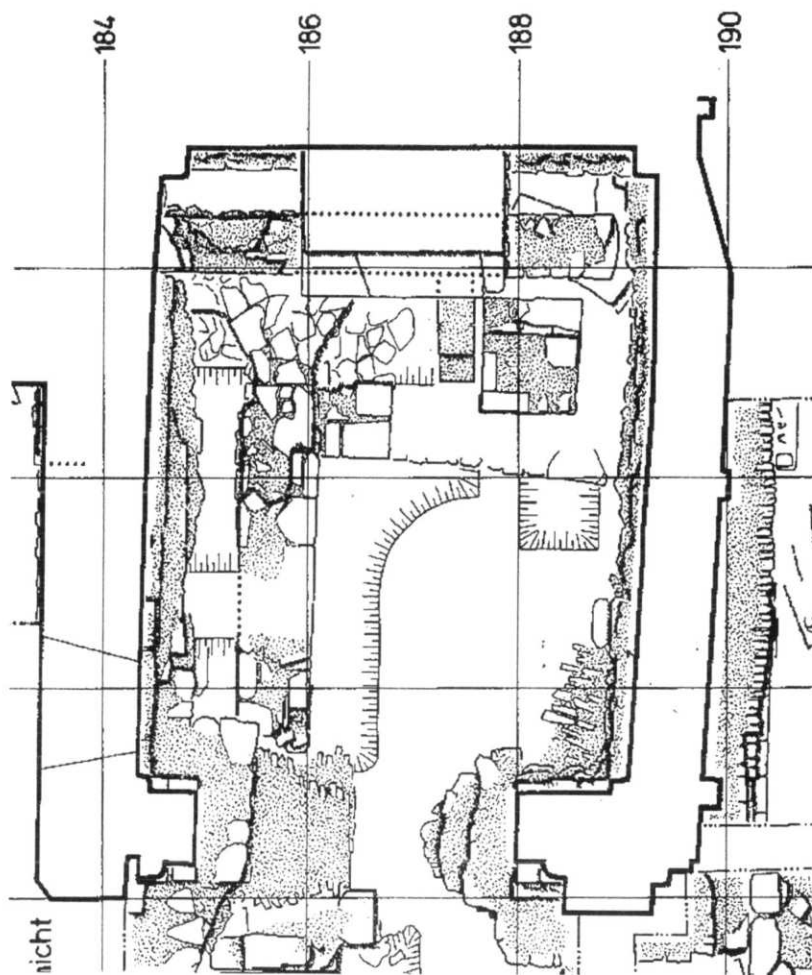
Bischof Rethar (Amtszeit 983 - 1009) soll damals den durch Brand zerstörten Dom mit Westquerhaus neuerlich in Angriff genommen haben. Bereits 1002 soll in dem erneuerten Dom die Krönung der Kunigunde, Gemahlin Kaiser Heinrichs, stattgefunden haben!/? Andererseits soll Bischof Rethar die Vollendung seines Werkes aber nicht mehr erlebt haben, denn Bischof Meinwerk (Amtszeit 1009 - 1036) soll von ihm einen Rohbau übernommen



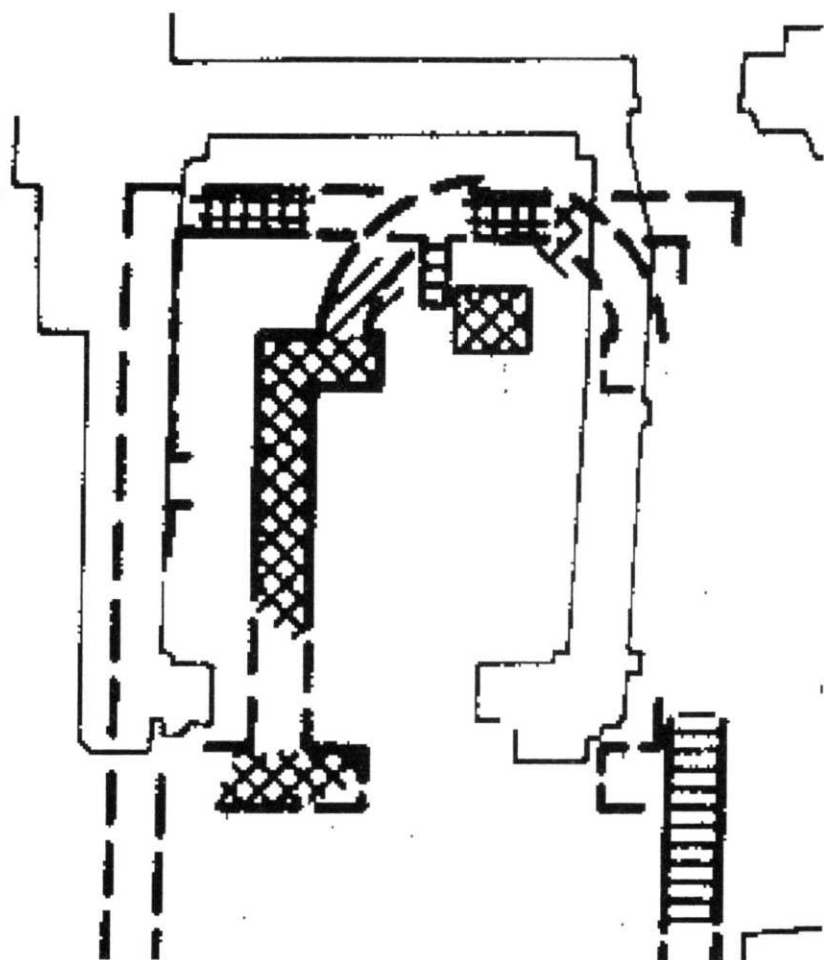
Befund unter der Birgidenkapelle: Befunddarstellung (schwarz) nach Esterhues (Ausgräber) [Oswald 252]



Befund unter der Birgidenkapelle: Rekonstruktionsversuch des Verfassers nach Befund mit Darstellung der minimalen Weite des Mittelschiffs



Befund unter der Birgidenkapelle: steingerechte Darstellung nach Lobbedey
 [Lobbedey IV, Ausschnitt aus dem Gesamtplan]



Befunde unter der Birgidenkapelle: Darstellung desselben Befundes nach Lobbedey (ohne eigene Grabung) [Jacobsen u.a. 328]

haben, der erst bis auf die Höhe der Fenster fortgeschritten gewesen sein soll. Soviel zur Eindeutigkeit der schriftlichen Quellen.

Archäologisch erwiesen ist nur, dass der Dom (3D) wirklich einem Brand zum Opfer fiel und dass dessen Datierung "mit 'den Gefäßresten und Münzen Ottos III. im verzogenen Brandschutt' gesichert wurde" [Balzer 71]. Aus den Tatsachen, dass sich zwar die fertige Bedachung durch geschmolzenes Blei nachweisen ließ, aber statt eines Fußbodenbelag nur mit Lehm festgestampfter Bauschutt, wurde der nicht zwangsläufige Schluss gezogen, der Dom sei noch als Rohbau abgebrannt.

Auf jeden Fall scheinen die Intervalle, in denen die Baugestalt des Domes verändert wurde, nicht sehr lang gewesen zu sein. Man lebte nicht nur mit einem Dom ohne prächtigen Bodenbelag, sondern erweiterte ihn auch noch um ein eben solches 'unfertiges' Querhaus. Es war aber nicht so, dass man damals noch keine besseren Böden machen konnte oder wollte. Fußbodenestrich ist in dem Befund unter der Birgidenkapelle [Lobbedey 1986, I 23] genauso nachgewiesen wie in dem Bereich westlich davor. Dieser Kirchenraum hat sich also, wie Lobbedey hier ausdrücklich betont, nicht auf Chor und Apsis beschränkt. Die Mauersubstanz des Befundes unter der Birgidenkapelle wird von Lobbedey [ebd] als nur sehr geringfügig älter als die des Domes (1D) eingeschätzt. Insofern scheint der fehlende Estrich in (1D) und (2D) dafür zu zeugen, dass mit ziemlicher Eile gebaut worden ist.

Der zeitliche Abstand zu der Neubauphase unter Rethar scheint etwas länger gewesen zu sein. Lobbedey [1990, 16] berichtet von nicht unbedeutenden baulichen Veränderungen an der westlichen Ringkrypta.

Die Zerstörung des Vor-Rethar-Domes durch den Brand, der im Jahre 1000 stattgefunden haben soll, ergibt einen plausiblen Hintergrund für einen Umbau der Ruine zu einem Dom mit Westwerk und langer Hallenkrypta im Osten. Ich nehme allerdings nicht an, dass dieser Brand so verheerend war, dass er den Bau bis unter die Fensterhöhe (Hochschiff oder Seitenschiffe?) niedergelegt hätte. Von vergleichbaren Fällen wissen wir, dass zwar das brennbare Inventar einer Basilika und ihre hölzernen Dachstühle in Schutt und Asche sinken, aber dass doch die Außenmauern in aller Regel stehen bleiben. Gerade in diesem Fall scheinen sie stehen geblieben zu sein, wirkt doch das Westwerk mit seinem verzogenen Grundriss allzu 'angestückt' an die weiter östlich auffallend rechtwinklige Altkirche.

Plausibler als die widersprüchlichen Baunachrichten der Schriftquellen scheint mir, dass für die Krönungsfeierlichkeiten Kunigundes ein Westwerk

mit Kaiserempore gebraucht wurde. Fand die Krönung 1002 statt, muss es zu diesem Zeitpunkt im wesentlichen fertig gestellt gewesen sein - unter Bischof Rethar, nicht erst unter Bischof Meinwerk, dem sein Biograph (wohl der Abt des Klosters Abdinghof) um die Mitte des 12. Jhs. diese Tat recht unglaublich zuzuschreiben versucht. Der angebliche Verlust selbst der Außenmauern des Domes wirkt nicht überzeugend.

Im folgenden wollen wir uns nicht mehr von den retrospektiven Schriftquellen (ver-)leiten lassen, von deren Unzuverlässigkeit wir gerade eine kleine Kostprobe genossen haben. Wir lassen deshalb die Quellen beiseite, auch weil wir von hier aus nicht entscheiden können, wo sie zuverlässig sind und wo nicht, wo die eine recht hat und wo die andere. Lassen wir also zuerst den Befund sprechen und überlassen wir die Frage, ob und mit welcher schriftlichen Nachricht sich Übereinstimmungen ergeben, dann den Mediävisten.

Neu- oder Umbauten fanden im Mittelalter vorzugsweise dann statt, wenn der Bauherr wechselte, sei er Fürst oder Kleriker. Wir unterstellen diesen Mechanismus als Orientierungshilfe auch für das frühe Mittelalter und für die Periode, auf die wir in Paderborn blicken. Die durchschnittliche Amtszeit der Paderborner Bischöfe vor dem Jahre 909 war 25,75 Jahre, die von 909 bis 1076 betrug 20,75 Jahre, wobei der Unterschied im Grunde nur von der außergewöhnlich langen Amtszeit Badurads herrührt.

Hathumar	806 - 815 (9)	Theoderich I.	909 - 917 (8)
Badurad	815 - 862 (47)	Unwan	918 - 935 (17)
Liuthard	862 - 887 (25)	Dudo	935 - 959 (24)
Biso	887 - 909 (22)	Folkmar	959 - 983 (24)
		Rethar	983 - 1009 (26)
		Meinwerk	1009 - 1036 (27)
		Rotho	1036 - 1051 (15)
		Imad	1051 - 1076 (25)

Als halbwegs sicheren Bezugspunkt für unser Zeitnetz wählen wir das wahrscheinliche Krönungsjahr 1002 und setzen es mit der Fertigstellung des Westwerks gleich. Von hier aus starten wir unseren quasi statistischen Versuch. Archäologisch gesehen geht es um vier Bauten respektive drei Schritte: Westwerk (3D), Querhaus (2D), Dom (1D) und der Befund unter der Birgidenkapelle (4r, Salvatorkirche). Der Umbau an der Westkrypta wird fallweise als vierter Schritt eingefügt.

Der 1. Versuch arbeitet mit der 'Maschenweite' von 25,75 Jahren (der durchschnittlichen Amtszeit der Bischöfe vor 909). Von einem 1002 fertigen Westwerk aus kommen wir ungefähr ins Jahr 925 als ältesten Punkt unseres Netzes. Geben wir noch etwas Zeit dazu, indem wir die Umbaumaßnahmen an der Westkrypta als einen eigenen Schritt werten, so sind wir im Bereich 910 bis 900.

Beim 2. Versuch gehen wir mit einer "Schrittweite" von nur 20,75 Jahren zurück (der durchschnittlichen Amtszeit der Bischöfe von 909 bis 1076). Nun ergibt sich nach maximal vier Schritten für den Befund unter der Birgidenkapelle in etwa das Jahr 919.

Den 5 Schritten, mit denen wir in das Jahr 919 beziehungsweise 900 zurückgegangen sind, entsprechen Rethar und seine 4 Amtsvorgänger. Da wir im 10. Jh. bleiben, sollten wir auch die durchschnittliche Amtszeit der Bischöfe des 10. Jhs. unserer Überlegung zugrunde legen. Somit fiel der Bau jenes allerersten Domes, dessen letzter Rest sich in dem Befund unter der Birgidenkapelle erhalten hat, in etwa in die Amts- und Schaffensperiode Theoderichs I.

Um nicht noch kürzere Zeiträume zu erzeugen, wollen wir gar nicht annehmen, dass die Bischöfe ihre eigenen Baudenkmäler selbst noch erweitert und verändert haben. Wir gehen lediglich davon aus, dass jeder neue Bischof dem Werk seines Vorgängers seinen eigenen Stempel aufdrückte - und sei es 'nur' durch die Veränderung der Westkrypta -, dann folgert, dass das Gesamtensemble nur ottonisch sein kann.

Die "Salvatorkirche"

In die Zeit der Karolinger, insbesondere in die Zeit vor 800, könnten wir nur vorstoßen, wenn wir einen Bau fänden, der noch älter ist als jener, der zu dem Befund unter der Birgidenkapelle gehört. Einen solchen Bau gibt es nicht. Man müsste ihn sich erst (re-)konstruieren. Allerdings: Material dazu fände sich. Am ehesten bietet sich der im Übersichtsplan mit (4v) gekennzeichnete Mauerwinkel an. Er liegt genauso wie der Befund unter der Birgidenkapelle unter allen übrigen Mauerzügen. Mit Blick auf die mögliche Längenausdehnung der Basilika (4r), die auch nicht viel kleiner als der Dom (1D) gewesen sein dürfte, fragt es sich, ob der Mauerwinkel nicht mit dem Urdom unter der Birgidenkapelle zusammengehört? Vielleicht zeugt er für ein kleines Atrium.

Es fragt sich, ob es einen Grabungsschnitt von dort bis zur Birgidenkapelle gibt, der allein diese Frage mit ja oder nein beantworten könnte? Sollte sich im Bereich dieses Mauerwinkels Estrich finden, möglicherweise sogar derselbe wie in und westlich des Befundes unter der Birgidenkapelle, so hätte man wohl einen weiteren Hinweis auf den postulierten Bauzusammenhang.

Aber wie dem auch sei: Eine kleine Saalkirche ist auf dem (schiefwinkeligen!) Mauerwinkel natürlich nicht ganz auszuschließen, auch zu ihr würde ein etwa gefundener Estrichrest passen — aber wo, so muss man fragen, sind die fehlenden Mauerzüge? Sollte man, zumal in einer Sache mit derart weitreichenden Konsequenzen, nicht doppelt vorsichtig und zurückhaltend vorgehen und wenigstens die wesentlichen Grundrisskonturen, vor allem im Osten, vorweisen können? Lobbedey [1986, I 15-19, im Gegensatz dazu 1986, IV Nr. 199] selbst spricht nur von einzelnen Steinen und Mauerresten, von denen er annimmt, dass sie hier zur Südwand der Kirche und dort zu ihrem Ostabschluss gehören. Ist das nicht etwas wenig? Müsste man strenggenommen nicht deshalb die sogenannte Salvatorkirche, die angeblich der erste, karolingische Kirchenbau gewesen sein soll, außer Betracht lassen?

Und wie steht es mit ihrem mehr als dubiosen, westlichen Vorbau. Er fluchtet mit keiner einzigen (rekonstruierten) Mauer der "Salvatorkirche", besitzt offenbar keinen rechten Winkel und steht noch nicht einmal auf der Achse der "Salvatorkirche" [vgl. Katalog 125; Gai 187].

Obwohl die karolingische "Salvatorkirche" alles andere als halbwegs gesichert erscheint, wollen wir zum Schluss doch noch den Versuch machen, das Zeitnetz von dem vermeintlich ältesten Fixpunkt aus zu knüpfen. Nehmen wir also die "Salvatorkirche" und belegen wir sie mit dem Urkunden-Datum 777. Nun kämen wir mit 4 Bau-Schritten zum Westwerk Rethars und damit ins Jahr 1002. 4 Schritte mit einer karolingisch-ottonisch gemittelten Amtszeit von 22,5 Jahren bringen uns von 777 nur bis ca. 867 — es fehlen noch fast 150 Jahre bis 1002.

Zusammen mit dem Bischof, der in unserem Rechenmodell nur die Krypta des Westquerhauses des Domes (1D) verändert hatte, haben wir jetzt also 4 Bischöfe, in deren Amtszeit sich baulich nichts oder fast nichts archäologisch Nachweisbares getan haben soll. Unabhängig von der Frage, um welche Bischöfe es sich dabei im einzelnen gehandelt haben mag, fragt es sich, ob die Betreffenden alle mit der Errichtung der 'Nebengebäude'

(1A, 1b, 1c, 1A/2D, 1A/3D, 2A, 6, 7, 7K, 8, 9T) ausgelastet gewesen sein können? Das ist sehr fraglich, zumal diese Bauten nicht älter als (4r) sein dürften und bis auf (1A, 1c, 1b), die als karolingisch um 777 gelten, ohnehin in jener Periode liegen, für die wir rechnerisch genau die richtige Anzahl an Bischöfen haben - nämlich das 10. Jh.

Saalbau, genannt Aula

Versuchen wir nun unser Glück ausgehend vom Saalbau (1A). Datieren wir ihn hypothetisch auf 777, setzen wir das statistische Bauevolutions-Intervall der Karolingerzeit von 25,75 Jahren an und veranschlagen wir jeden Anbau an den Saalbau als eigenes Intervall (obwohl zwischen 1A und 1c mit größter Wahrscheinlichkeit kein eigenes zu legen ist). Dann kommen wir mit maximal 5 Schritten auf das Jahr 905 — für das Westwerk von 1002. Wir haben also ein Loch in unserem Zeitnetz von immerhin einem ganzen Jahrhundert. Das ist einfach zu viel, um zeitlich noch eine Verbindung zwischen dem Saalbau von 777 und dem Westwerk von 1002 herzustellen. Und doch hat es sie funktional und baulich, innerhalb eines intakten Zeitnetzes gegeben.

Zeugnisse einer karolingischen Epoche sind im Befund der Pfalzgrabung nicht zwingend nachweisbar. Es reicht meiner Ansicht nach auch nicht aus, Befunde schlicht durch Setzung zu karolingischen zu erklären, wenn man anschließend nicht wenigstens ein intaktes Zeitraster vorweisen kann.

Das einsam und schief aus der Südwand des Saalbaus (2A) herausschauende, doppelstöckige Nordkompartiment von (1A/3D) mit seiner langen, überdachten Außentreppe widerlegt die derzeit gefeierte Frühdatierung der Anfänge des Paderborner Dombezirks. Es stellt praktisch das (Un-)Gütesiegel des Versuchs der Frühdatierung der Anlage dar.

Nach diesen Überlegungen erscheint es als das einzig Vertretbare, die Anfänge der gesamte Anlage zeitlich im 10. Jh. zu verorten.

Zweck der Anlage

Der Zweck des Domes bedarf keiner Erklärung, aber um was handelt es sich bei den übrigen Bauten? Sie liegen alle nördlich des Domes (1D, 2D, 3D) und im wesentlichen auch nördlich des Bereiches, in dem der Dom zu dem Befund unter der Birgidenkapelle gehört.

Sie zerfallen in eine Gebäudegruppe im Osten und eine Gruppe im Westen. Zwischen diesen befindet sich ein großer, in seiner Nordwestecke (6) vermutlich ummauerter, terrassierter Platz (5). Da eine Terrassierung nur sinnvoll ist, wenn man das angeschüttete Material auch an allen Seiten der Terrasse daran hindert, wieder fortzurutschen, ist eingedenk der topographischen Situation des Ortes für die Terrasse auch eine Stützmauer im Osten zwingend erforderlich. Diese Stützfunktion dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Langbau (7) erfüllt worden sein. Der im Grundriss annähernd quadratische Appendix vor seiner südlichen Giebelwand ist als Treppenhaus und Verbindungsglied zum nördlichen Seitenschiff des Domes (1D) gedacht und solchermaßen rekonstruiert. An die Ostwand des Langbaus waren an derselben Stelle nacheinander zwei Kapellen angebaut worden, deren Fundamente in gleicher Tiefe ergraben worden sind.

Die ältere, kleinere Kapelle (7K) ist im Plan dargestellt. Für die jüngere (wohl meinwerkische, 1009 - 1036) ist erwiesen, dass sie westlich der Ostwand des Langbaus (7) keine eigene westliche Giebelwand besaß, sondern an die Ostwand des Langbaus angebaut worden war [Jacobsen u. a. 328]. Ich sehe keinen Grund, für den Vorgängerbau (7K) eine eigenständige Giebelwand anzunehmen, solange sie Grabungen nicht zutage gebracht haben.

Wenn wir somit den Langbau von Osten mit der Kapelle aus vormeinwerkischer Zeit und von Westen mit der vormeinwerkischen Terrasse eingefasst haben, halte ich es für unbegründet, ihn als meinwerkisch aus dem Bauensemble auszuschließen, wie das beim Modell der Karolingerausstattung geschehen ist [Katalog 126]).

Der Hof (5), allseitig abgeschlossen und durch Terrassierung weitgehend geebnet, ist der mit Abstand privilegierteste und größte der definierbaren Höfe. Entsprechend muss man davon ausgehen, dass auch seine Zweckbestimmung eine herausgehobene gewesen sein muss. Ausschluss der Öffentlichkeit liegt sehr nahe.

Wenn man jetzt bedenkt, dass zu einem Dom des Mittelalters (das gilt auch für 4r und für 1D, also für die ganz frühen Kirchenbauten), auch ein Kloster gehört haben muss, dann kann man mit guten Gründen davon ausgehen, dass es sich bei dem besonderen Hof um die Klausur dieses Domklosters gehandelt haben dürfte.

Dementsprechend handelte es sich bei dem Langbau (7) wahrscheinlich um den Dormentbau. Dieser 'Schlafsaal' der Mönche sollte wegen der

nächtlichen rituellen Handlungen nahe der Kirche liegen. Das ist bei diesem Bau gut erfüllt. Gleichwohl sieht bisherige Forschung die Domklausur nicht an dieser Stelle, weil der profane Saalbau (1A), später (2A), extrem dicht am Konventbereich liegen würde. Es stellt sich also die Frage, ob

1. diese Nähe eventuell doch akzeptabel sein kann?
2. ob der Saalbau vielleicht doch keine Konversennutzung hatte, sprich keine Aula war? oder
3. ob nicht die Klausur östlich des Langbaus (7) lag, der dann auch kein Dormentbau mehr gewesen war?

Die letzte Frage ist meiner Ansicht nach ganz klar mit nein zu beantworten. Abgesehen davon, dass nicht ein Stein einer potentiellen Klausur publiziert ist, (immerhin könnte dort in Zukunft noch gegraben werden), stellt sich die Frage, wie denn theoretisch ein Kreuzgang an den Langbau (7), der dann nicht mehr Dormentbau sein kann, sondern Westflügel des Klosters wäre, angebaut gewesen sein könnte?

Ihm im Wege stünden doch zumindest der Dom-/Seitenschiffappendix (1s) und die Kapelle. Von den baulichen Problemen, die damit verbunden wären, dass der Dormentbau die Kirche im Osten dann überflügeln würde, ganz zu schweigen. Jedenfalls erscheint es mir erheblich unwahrscheinlicher, dass die Klausur im Osten des Langbaus gelegen haben soll, als dass die vermeintliche Aula (Saalbau 1A) keine Aula, sondern ein klerikal genutzter Bau gewesen war. Dessen zuletzt doppelte Anbindung an den Dom widerspricht dem in keiner Weise.

Vollends unwahrscheinlich wird eine Nutzung des Saalbaus als weltliche Aula bei einem Blick auf ihre Umbauvariante (2A). Setzen wir die evidente Bautradition, in der beide Bauten miteinander verbunden sind, mit einer bislang von niemandem in Frage gestellten Nutzungstradition gleich, so fällt auf, dass Bau (2A) keinen Eingang zum Saalgeschoss besitzt. Allein an der Südseite befinden sich zwei Kellereingänge. Keinen Eingang gibt es an den Giebelseiten. An der Nordseite ist ein weiterer Kellerzugang zu vermuten, aber weit und breit keine Spur von einem Eingang in den Saal. Aber ist für den Einzug des Kaisers und seines Gefolges sowie des Adels der Gegend nicht ein halbwegs angemessenes Portal erforderlich? Die hohen Herren werden doch nicht durch den Keller gekommen sein?

Der angebliche Aulensaal ist nur indirekt über den Dom oder über den Gelenkbau (1A/2D) zwischen Dom und Saalbau erreichbar. Die Tür zum

Gelenkbau (1A/2D), über die man ebenfalls indirekt in den Saal gelänge, führt in den Hof neben dem Westwerk des Domes. Dieser Hof scheint, allein durch den engen Tunnel unter dem westlichen Verbindungsbau (1A/3D) erreichbar, offenbar auch nicht unbedingt für Konverse zugänglich gewesen zu sein.

Über den kirchlichen Bereich, den Dom, gab es also eine Möglichkeit den Saalbau zu betreten; aus dem weltlichen Bereich heraus gab es diese Möglichkeit offenbar nicht, zumindest keine standesgemäße. Daraus lässt sich folgern, dass eine weltliche Nutzung des Saalbaus extrem unwahrscheinlich ist.

Vor diesem Hintergrund steht der Annahme der Klausur auf dem Terrassengelände (5) eigentlich nichts mehr entgegen.

Jetzt fragt sich natürlich, was der Sinn der Saalbauten gewesen sein mag, wenn sie keine Aulen waren? Wenn der Anbau (1c) an den ersten Saalbau, der auch noch an dem Nachfolgerbau (2A) bestanden haben muss, allgemein als Wohngebäude richtig gedeutet wird, dann liegt es nahe, in diesen beiden Bauten (1A und 1c) den frühen Bischofssitz zu vermuten. Bischöfe hatte es hier von Anfang an gegeben, und der Dom als Bischofskirche ist auch vorhanden.

Das hier entwickelte Bild eines Domklosters mit Bischofssitz während der Zeit des 10. Jhs. ist geeignet, alle Bauten, alle Bischöfe der Zeit und alle Funktionszusammenhänge schlüssig und ohne zeitliche oder bauliche Lücken miteinander zu verbinden.

Der Versuch der Frühdatierung der Anfänge des Komplexes in die Zeit um 777 ergibt, wie sich gezeigt hat, nur Widersprüche und nicht zu schließende zeitliche und bauliche Lücken. Es müssten schon mittlere archäologische Wunder geschehen, damit die karolingische Variante doch noch wahr werden könnte. Die letzten 35 Jahre haben diese Wunder ganz offensichtlich nicht erlebt. Bis zu ihrem Eintreffen schlage ich daher vor, nicht von Karls Kaiserpfalz, sondern von dem historisch weniger spektakulären, aber ungleich plausibleren Domkloster mit Bischofssitz des 10. Jhs. auszugehen.

Literatur

- Balzer, Manfred (1999): "Paderborn im frühen Mittelalter (776-1050): Sächsische Siedlung — karolingischer Pfalzort — ottonisch-salische Bischofsstadt"; in Jarnut 3 - 114
- Gai, Sveva (1999): "Die Pfalz Karls des Großen in Paderborn. Ihre Entwicklung von 777 bis zum Ende des 10. Jahrhunderts"; in Stiegemann/Wemhoff 1999c, 195
- Jacobsen, Werner u. a. (1991): *Vorromanische Kirchenbauten*. Nachtragsband; München
- Jarnut, Jörg (Hg. 1999): *Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region. Band 1. Das Mittelalter. Bischofsherrschaft und Stadtgemeinde*; Paderborn et al.
- Katalog = Stiegemann/Wemhoff Band 1/2 mit durchgehender Paginierung
- Lobbedey, Uwe (1986): *Die Ausgrabungen im Dom zu Paderborn 1978/80 und 1983*. 4 Bände; Bonn
- (1990): *Der Paderborner Dom*; München
- Oswald, Friedrich (1966-1971): *Vorromanische Kirchenbauten*; München
- Stiegemann, Christoph/ Wemhoff, Matthias (Hg. 1999a, b): *799 Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn*; zweibändiger Katalog der Ausstellung Paderborn; Mainz
- Stiegemann, Christoph/ Wemhoff, Matthias (Hg. 1999c): *799 Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Handbuch zur Geschichte der Karolingerzeit*; Mainz

"Zwischen den Zeiten" oder Zeitensprung ?

Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen
spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer Forschung

Gert Zeising

I.

Zu den wertvollsten Kunstwerken des Mittelalters wird ein nur 24 cm hoher Bronzeguss gerechnet. Die oft reproduzierte Statuette stellt einen Reiter dar. Dieser sitzt ohne Steigbügel auf seinem Pferdchen. Seine Kleidung ist fränkisch. Würdevoll trägt der Herrscher mit Schnurrbart auf dem Kopf einen Kronreif mit Blattsackern und in der linken Hand eine Kugel (Globus oder Reichsapfel?). Der Gegenstand in seiner Rechten (Schwert oder Zep-
ter?) ist verloren.

Diese Zimelie (= Kostbarkeit aus einem Kirchenschatz) stammt aus der Kathedrale von Metz. Deren Inventar von 1567 erwähnte neben einer verlorenen Silberstatuette "Charlemagne d'argent" erstmals einen "Charlemaigne derrain". Das Inventar von 1657 verzeichnete neben der silbernen Reiterstatuette ein Artefakt als "un petit Charlemagne à cheval de cuivre doré". Auch das zweite Inventar des 17. Jhs. beschrieb 1682 zwei Reiterstatuetten, jene aus Silber und diese aus vergoldeter Bronze: "item une petite figure de Charlemagne à cheval de cuivre doré".

Die Reiterstatuette tauchte nach den Wirren der französischen Revolution im Besitz der Familie Lenoir auf. 1828 wurde erstmals eine Abbildung des Werks publiziert. Albert Lenoir verkaufte die Statuette für 3.000 Goldfranken in die Sammlung Evans-Lombe.

Auf der Pariser Weltausstellung 1867 wurde die Reiterstatuette als Darstellung Kaiser Karls des Großen bewundert und alsbald für 5.000 Goldfranken von der Stadt Paris angekauft. 1871 während der Belagerung von Paris durch deutsche Truppen erlitt das Gusswerk bei einem Brand des Stadthauses erheblichen Schaden [Beisel 1909, 76]. Pferd und Reiter fand man einzeln auf. Die Vergoldung war bis auf schwache Spuren verloren. Nach seiner Restaurierung kam es ins Museum Carnavalet. Eine zweite Restaurierung der wiederaufgebauten Ruine wurde 1934 vorgenommen [Mütherich 1965, 9f].

Der Louvre stellt das Kunststück in der Galerie d'Apollon mit noch erhaltenen französischen Reichskleinodien und Schatzstücken aus St. Denis aus. Das Werk ist als karolingische Kunst ausgemaldert.

II.

Wie schätzte die jüngere deutsche kunsthistorische Forschung die Reiterstatuette ein? *Feulner* und *Müller* [1953, 14ff] meinten:

"Eine Skulptur ungewöhnlicher Art ist die bronzene Reiterstatue Karls des Großen im Louvre zu Paris. Schon das Dasein der profanen Reiterfigur ist bezeichnend für den Geist der karolingischen Epoche. Erst die Stauferzeit brachte von neuem Reiterbilder, aber als symbolische Gestalten oder als Heilige. Profane Reiterdenkmäler entstanden erst wieder in der Renaissance und im Absolutismus. Diese Statuette war nicht die einzige ihrer Art im Frankenland. Ein Standbild des Kaisers stand im Klosterhof zu Lorsch. Ein anderes war nach Einhards Bericht am Aachener Kaisergrab über einem goldenen Bogen angebracht. Dieses Bildnis Karls, das älteste Reiterstandbild des Abendlandes, die einzige uns erhaltene Freiplastik aus karolingischer Zeit, ist wahrscheinlich in Metz entstanden, wo es früher stand. Es hat stilistische und motivische Ähnlichkeit mit Elfenbeinreliefs des 9. Jahrhunderts aus der Metzger Schule. Die schwere Gestalt des Kaisers sitzt mit ausgestreckten Füßen auf dem kleinen, ruhig schreitenden Wildpferd. In der steifgewinkelten rechten Hand hielt er das Schwert, in der linken trägt er den Reichsapfel. Der runde Kopf mit den ausgesprochenen Porträtzügen, mit der geraden Nase und dem langen fränkischen Schnurrbart ist ausgezeichnet durch den Kronreif mit Blattsackern. Der Kaiser ist bekleidet mit der Tunicella und dem faltigen Mantel. Die Füße sind mit germanischen Beinbinden umwickelt. Antikisch ist die plastische Form der stehenden, um ein Mittellot komponierten Gruppe. Die freie Lebendigkeit dieses Reiterstandbildes ist nicht mehr so erstaunlich, wenn man sich in die Gegenwärtigkeit, die Profanität der karolingischen Elfenbeine hineingesehen hat."

Theodor *Müller* [1961, 3f] äußerte sich noch ein zweites Mal. Er sah nun in der Bronzestatuetten eine Darstellung, "deren Inhalte in einer bis zur Antike zurückreichenden Tradition wurzeln". Er führte [a. a. O. Anm. 2] hierzu aus:

"Bei der Bronzestatuetten Karls des Großen aus dem Metzger Dom nimmt man an, daß sie durch das vermeintlich Theoderich den Großen darstellende Reiterstandbild angeregt gewesen sei, das Karl der Große aus Ravenna nach Aachen verbringen und im Hof seines Palastes aufstellen ließ (Hamann-Mac Lean, *Frühe Kunst im Westfränkischen Reich*, Leipzig 1939, Anmerkung zu Bild 40)."

Florentine *Mütherich* [1965, 9ff] meinte, die traditionelle Zuschreibung der Reiterstatuette als karolingische Kunst sei unbestritten, obwohl sie selbst der Stilkritik von Feulner/Müller den Boden entzog. Nach ihrer Ansicht war das Vergleichsmaterial der Elfenbeine vielschichtig und die Datierungen ungeklärt. Sie schlug vor, eine grundsätzliche Untersuchung durchzuführen, um die Entstehungszeiten sicher zu bestimmen. Andererseits war sie wieder der Auffassung, es scheine "vom Stilistischen her gesehen kein Anlaß vorzuliegen", von der Datierung der Reiterfigur abzurücken. Obwohl sie die Blattzacken als "Lilienaufsätze" deutete, erhob sie schließlich das Werk zum "Bild des karolingischen Herrschers schlechthin".

Legner [in: Jaenicke/Legner 1972 Bd. 1, 12] zeigte sich beeindruckt:

"Das erste nachantike Reiterstandbild - eines der erstaunlichsten Werke mittelalterlicher Kunst, heute in der Galerie Apollo im Louvre - wurde nicht im Großformat gebildet, sondern als kleine Bronze-Statuette. Der Überlieferung nach stellt es Karl den Großen dar."

Der Autor ließ seine Intuition sprechen:

"Das Pferd mutet so antikisch an, daß es oft als ein Werk der Renaissance angesehen wird. Die Orientierung nach antiken Vorbildern ist evident, im Formalen wie im Bedeutungsgehalt. Das Reiterstandbild als die eindrucksvollste Art der Herrscherdarstellung war nicht vergessen."

Eva *Börsch-Supan* [1975, 16f] spann den Faden weiter:

"Die Existenz von Großplastik, einer an der römischen Kunst stark bewunderten und in Renaissance nachgeahmten Leistung, ist für die karolingische Kunst umstritten. Abgesehen vom künstlerischen Vermögen wirkte sich im kirchlichen Bereich der gleichzeitige Bilderstreit in Byzanz hemmend aus. (In der Frage, ob man figurliche Darstellungen meiden müsse, weil sie zur Anbetung der - irdischen - Bilder und damit zu einer Art Götzendienst führen könne, entschied sich der karolingische Hof für eine vorsichtige Mittellinie.) Im profanen (weltlichen) Bereich jedoch, wo solche Bedenken entfielen, zeigt die Bronzestatue Karls d.Gr., die monumentalen römischen *Reiterstandbildern* nachstrebt, daß man das große Format nicht mehr wagen konnte. Noch Theoderich hatte in Ravenna ein monumentales Reiterstandbild. Desto besser ist hier, in der Vereinfachung und Umwandlung des antiken Vorbildes, karolingischer Stil zu erfassen. Glatte runde Formen geben Pferd und Reiter einen Ausdruck gedrungener Kraft. Die betont aufrech-

te Haltung Karls zeigt die gewollte Feierlichkeit auf etwas 'naive' Weise. In der Überbetonung des Glatten, Runden, Körperlichen erkennt man, mit wieviel Mühe diese Kunst von den flachen, starren und halbornamentalen Menschendarstellungen der vorigen Jahrzehnte wegstrebt."

Baur [1975, 122] vertrat folgende Ansicht:

"Zwischen der Völkerwanderungskunst und der Entstehung der Völkergruppen abendländischer Welt steht die Reiterstatuette Karls d.Gr., die nach 850 in Metz gegossen wurde. In ihr wird die Idealisierung kaiserlicher Würde ganz im Sinn der späten Antike sichtbar. Dieses Pferd hat nichts gemein mit der formelhaften Vereinfachung spätgermanischer Zeit. Es hat seine Ahnen in Rom. Und es läßt auch nichts spüren vom Willen zur abstrahierenden Wirklichkeitserfassung der ottonischen Zeit. Diese Bronzestatuette Karls d. Gr. steht *zwischen den Zeiten*" [Hvhg. G.Z.].

Günther [1975, 21] trug vor: Die

"ravennatische Plastik [Theoderichs] wird die Statuette aus dem Dom von Metz angeregt haben, die wahrscheinlich Karl d. Gr. darstellt. Das Pferd stammt in seiner heutigen Gestalt aus dem 15. Jahrhundert."

Die Plastik erhielt eine Abbildung in der zweiten "*Propyläen Kunstgeschichte*" [Band V, Abb. 87]. Fillitz, der Verfasser des Bandes, behauptete:

"Die Figur besteht aus drei alten, in neuerer Zeit ergänzten Teilen: Der Figur des reitenden Herrschers mit der Satteldecke, dem Pferd und dem Kopf des Reiters."

Der Autor beteuerte:

"Wie auch das endgültige Ergebnis der Forschung lauten möge, in dieser Statuette ist eines der wichtigsten Werke der imperialen karolingischen Kunst erhalten, ein einzigartiges Zeugnis dafür, wie die antike Idee von Portrait und Denkmal in dieser Epoche wieder lebendig wurde."

Claudia List [1983, 45ff] hob die Bronzestatuette als "Nationaldenkmal des Louvre" hervor und hielt "Unklarheiten in der genaueren Datierung" der Bronzestatuette fest:

"Metz (?), 9. Jahrhundert. Reiterstatuette eines karolingischen Herrschers (Karl der Große?, Karl der Kahle?). 24 cm, Paris, Louvre."

Die Autorin meinte: "Prototyp ist das antike Standbild des Marc Aurel." Auch sie äußerte sich zur Herstellung. Zum einen führte sie aus [a.a.O., 46]:

"Der Guß erfolgte in drei Teilen, das Schwert ist eine spätere Zufügung. Der technisch nicht unbedingt erforderliche Separatguß des Herrscherhauptes deutet möglicherweise auf ein je nach Regierungszeit auswechselbares Erinnerungsbild des jeweiligen Herrschers hin, das für besondere Verdienste oder als Gunstbeweis verliehen wurde."

Zum anderen legte sie dar [a.a.O., 47]:

"Die in mehreren Teilen gegossene Statuette - Pferdeleib, Reiter mit Satteldecke, Kopf, Schweif und Füße des Pferdes - zeigt die technischen Schwierigkeiten, mit der diese frühesten nachantiken Werkstätten eines vollrunden Bildwerks zu kämpfen hatten."

Braunfels übergang das Gusswerk in seinem sechsbändigen Großwerk "Die Kunst im Heiligen Römischen Reich" [1979ff, vgl. insbes. Bd. VI 1989, 61ff].

In dem bei Seemann in Leipzig seit 1985ff erschienenen und 1996 von dtv nachgedruckten "*Lexikon der Kunst*" ist unter dem Stichwort "Karolingische Kunst" [Bd. 3, 1990, 663] zu lesen:

"Die Kleinplastik in Bronzeuß gipfelt in der Reiterstatuette eines Kaisers, wohl Karls d.Gr. aus dem Domschatz zu Metz (um 870?, Paris, Louvre), die in der überraschenden lebendigen Nachbildung eines antiken Reiterdenkmals den neuen Idealtypus des mittelalterl. Herrschers prägt."

Unter dem Stichwort "Reiterdarstellung" [Bd. 6, 1994, 94] ist nur der Reiter dem 9. Jh., das Pferd dem 16. Jh. zugewiesen. Damit spaltete ein weiterer Autor die Entstehungszeit der Statuette auf.

Im Gegensatz zu all diesen Meinungen stellte *Illig* [1996, 196] die Zuschreibung als Werk aus karolingischer Zeit in Frage, nachdem er die Beliebigkeit der 'Pferde-Datierung' von der Antike bis ins 17. Jh. darstellt hatte.

Die Ausstellung "*799 - Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn*" präsentierte die "Reiterstatuette Karls des Großen" nicht im Original, sondern nur ein Tuch mit der fotografischen Abbildung des Artefakts. Eine zweite Abbildung ist [*Katalog* III, 77;

Leg. 76] mit folgender Legende abgedruckt: "Bronzestatueue Karls des Großen oder Karls des Kahlen. Paris, Louvre." Die Textleistung fiel ebenso mager aus. Im Katalog, Abschnitt "Münzen Karls des Großen" [Katalog I, 65] vermerkte Bernd Kluge:

"Alle Bildnismünzen Karls des Großen sind kostbare Raritäten, von Gruppe I haben sich 19, von Gruppe II nur 10 bzw. 11 Exemplare erhalten.

Auf den besten Exemplaren ist ein lebensnahes Bildnis Karls des Großen überliefert, das der von Einhard, dem Biographen des Kaisers, gegebenen Beschreibung entspricht und große Ähnlichkeit mit dem Kopf der um 860 entstandenen Metzger Reiterstatueue aufweist."

Damit wurde die Authentizität der Statueue, wenn auch nur beiläufig, erneut unterstellt.

III.

Ein Echtheitsbeweis setzt voraus, dass ein Prüfobjekt mit

- 1.) dem Wissensschatz der Material- und Technikgeschichte,
- 2.) dem Wissensschatz der Kultur- und Kunstgeschichte,
- 3.) der Quellenlage

abgeglichen wurde. Erst dann kann es datiert werden. Nur bei positiven und übereinstimmenden Ergebnissen der drei Untersuchungsbereiche ist eine Zuschreibung bewiesen, d.h. mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit festgestellt.

Zu 1.) Naturwissenschaftliche Materialanalysen der Statueue sind nicht publik geworden. Alle Autoren, die die Reiterstatueue als karolingisches Kunstwerk propagierten, setzten sich über den Abgleich mit dem Wissensschatz der Material- und Technikgeschichte hinweg, obgleich es anerkannt ist, dass Materialanalysen Zeitbestimmungen ermöglichen können.

Die Theorie vom auswechselbaren Herrscherkopf ist schlicht unhaltbar. Sichtbare Materialunterschiede werden durch die Beschädigung der Reiterstatueue 1871 und ihre zweifache Restaurierung ebenso plausibel erklärt.

Zu 2.) Die kultur- und kunsthistorischen Erwägungen, die die Reiterstatueue als mittelalterliche Kunst ausflaggen, sind wissenschaftlich unsolide und zu oberflächlich.

Unbelegt ist die Vorbildwirkung von einem Theoderich den Großen darstellenden Reiterstandbild, das Karl der Große angeblich aus Ravenna nach Aachen importiert haben soll. Von dem Import gibt es keine Spuren.

Unbelegt ist die Annahme, dass im Bilderstreit mit Byzanz "der karolingische Hof" sich "für eine vorsichtige Mittellinie" entschieden und der unbekannte Künstler der Reiterstatuette im Bereich der profanen Plastik den Freiheitsraum habe nutzen können. Das sind pauschale Vermutungen ohne sachliche Anhaltspunkte. Für weltliche Repräsentationsaufgaben im frühen Mittelalter war die nur 24 cm hohe Reiterstatuette ungeeignet. Mit einem 'Spielzeug' konnte kein Kaiser auftrumpfen. Die wahre Funktion des Bildwerks wird im weiteren Text erläutert.

Ferner ist die These von der Porträtähnlichkeit des Reiters mit Karl dem Großen (oder Karl dem Kahlen) eine Erfindung. Das zeigt sich schon daran, dass die Experten zwei Persönlichkeiten vorschlugen. Kluge zog, um die Porträtähnlichkeit mit Karl dem Großen zu stützen, dessen Bildnismünzen heran. Es sind insgesamt ca. 30 Bildnismünzen bekannt, wobei verschiedene Prägestempel zur Anwendung kamen. Kluge stützte sich auf nur zwei Bildnismünzen "Karls des Großen" [vgl. *Katalog* I, Nr. II.21, 22], die nach seiner Meinung ein "lebensnahes Bildnis des Kaisers" überliefern. Den Dargestellten zeichnen eine Kinnwamme und ein Schnurrbart aus. Deshalb 'ähneln' die Köpfe auf den zwei Münzen dem Kopf des Reiters aus Metz, wobei die Ähnlichkeit bei Porträts ein sehr weites und Streitiges Feld ist.

Diese zwei Bildnismünzen sind Fälschungen. Unter Karls Bildnissen ist je ein Buchstabe angebracht (M bzw. F). Die Buchstaben werden auf die Münzstätten (Mainz bzw. Frankfurt) bezogen. Codierte Angaben über Münzstätten sind erst neuzeitlich üblich. Die zwei Exemplare der Bildnismünzen tauchten in privaten Sammlungen auf. Wenn aber zwei Münzstätten diese zwei Typen der Bildnis-Denare schlugen, hätte man bei wissenschaftlichen Grabungen im 20. Jh. weitere Exemplare zu Tage fördern müssen. Das ist nicht der Fall.

Die 'Ähnlichkeit', wenn man sie denn unbedingt annehmen will, kann mit einer Denkmöglichkeit zwanglos erklärt werden: Die "Reiterstatuette Karls des Großen", die 1828 erstmals veröffentlicht wurde, regte den zeitlich nachfolgenden Fälscher an, "KAROLVS IMP(erator) AVG(ustus)" mit einem Schnurrbart zu schmücken. Die Münzen haben zwar Patina und Beschädigungen. Diese Merkmale stellten Fälscher künstlich her. Neuburger [1924, 131f] schilderte einige Techniken.

Hiervon nur ein Beispiel: Carl Wilhelm Becker schnitt am Anfang des 19. Jhs. vorzügliche Stempel für Münzfälschungen. Über dreihundert Arten sind nachgewiesen. Becker, im Hauptberuf fürstlich Ysenburgischer Hofrat, schnallte seinem Reisewagen einen mit Fett und Eisenspänen gefüllten Kasten auf, in den er seine Fälskate hineingab. Auf den holprigen Landstraßen wurden sie darin derart hin- und hergeschüttelt, dass sie bald alt aussahen und mit einer Fettschicht überdeckt waren, als ob sie bereits durch viele Hände gegangen wären. Arnau [1959, 153] erkannte das Motiv der Fälscher, die 'freie Nachahmungen' historischer Münzen mit einem Herrscherrelief herstellten. Unersättliche Sammler wünschten komplette Münzkollektionen der geschichtlichen Perioden.

Zurück zur Reiterstatuette! Unhaltbar ist die Meinung, dass die "freie Lebendigkeit" der Reiterstatuette sich in angeblichen karolingischen Elfenbeinreliefs wiederfinden würde. Feulner/Müller [1953, 16] konnten kein "karolingisches Bildwerk" vorweisen, das ein Ross mit einem Reiter darstellt. Ein "Schachspiel Karls des Großen" (Paris, Louvre), das aus dem Schatz von St. Denis stammt, entstand frühestens Ende des 9. Jhs. in Süditalien. Die Figur des Springers wird durch Ross und Reiter dargestellt. Die Ausführung ist blockartig und steif. Die "freie Lebendigkeit" fehlt selbst dem "Bamberger Reiter" (um 1230) und der Reiterfigur des "Cangrande della Scala" (Verona), die nach 1329 entstand. Deshalb wurde die "Reiterstatuette Karls des Großen" in der älteren Literatur z.B. von Beisel [1909, 79] und Lill [1925, 11] als Arbeit des 15. oder 16. Jhs. bestimmt. Wenn Günther und ein Autor des *dtv-Lexikons der Kunst* die Entstehungszeit von Reiter (9. Jh.) und Ross (15. oder 16. Jh.) aufspalteten, übergang die kühne These die einheitliche Ausbildung von Reiter und Ross, um ein Stück der Statuette für die karolingische Kunst zu retten.

Als Vorbild der "Reiterstatuette Karls des Großen" kommt das antike römische Bildwerk "Kaiser Marc Aurel zu Pferd" in Betracht. Das wurde zutreffend erkannt. Beide Kunstwerke betonen den Reiter. Mark Aurel und Karl sitzen ohne Steigbügel auf ihren Streitrössern. Die beiden Pferde sind relativ klein gestaltet. Ihre Schrittstellungen ähneln sich. Verwandt - bis auf die Haltung der rechten Arme - ist auch die Haltung der Reiter.

Wer nun die "Reiterstatuette Karls des Großen" dem 9. Jh. zuschreibt, muß mit der Unterstellung arbeiten, dass ihr Autor zu dieser Zeit Rom besuchte und vom lebensgroßen "Kaiser Marc Aurel zu Pferd" beeindruckt wurde. Nachweisbar sind von ihm die Reiterdenkmäler des Gattamelata von

Donatello (1386 - 1466) und des Colleoni von Verrocchio (1435 - 1488) beeinflusst worden. Die "Reiterstatuette Karls des Großen" nähme also die Wiederentdeckung der antiken Kunst, die Bewegung der Renaissance, vorweg. Eine solche Fiktion ist heikel und gekünstelt.

Die Wirkungsgeschichte des "Marc Aurel zu Pferde" auf die "Reiterstatuette Karls des Großen" verlief höchstwahrscheinlich über einen Umweg. Das antike Gusswerk wurde unter Papst Paul II. (1466 - 1468) restauriert und kam in Mode. Ferretti [I, 241]:

"Die erste Bronzestatue der Renaissance ist nicht zufällig eine Reproduktion en miniature des Reiterstandbilds des Marc Aurel."

Antonio Averlino, genannt Filarete (1400 - 1469), schuf z.B. eine 37,1 cm hohe Nachbildung (Dresden, Albertinum). Verkleinerte Kopien des "Marc Aurel zu Pferde" waren in Rom schon in der ersten Hälfte des 16. Jhs. Verkaufsschlager der Hersteller von Reiseandenken. Allein drei Güsse, Kopien des "Kaisers Marc Aurel zu Pferd" in unterschiedlichen, handlichen Größen, zeigt das römische Museo di Palazzo Venezia. Ein Künstler der frühen Neuzeit mußte also nicht nach Rom reisen, um für die "Reiterstatuette Karls des Großen" das Vorbild im "Kaiser Marc Aurel zu Pferde" zu finden. Auch nördlich der Alpen war dieses Kunstwerk als verkleinertes Modell Sammlungsobjekt von Romreisenden.

Unter diesen Umständen sind die fränkische Kleidung und der Schnurrbart des Reiters keine Indizien für eine Entstehung der Statuette im 9. Jh.; denn retrospektive Darstellungen sind für die Zeit nach 1500 vielfach nachzuweisen. Seit der Dürer-Zeit befruchtete der deutsche Humanismus mit seinem neu entwickelten Geschichtsbewusstsein Kunst und Künstler.

Zutreffend deutete Florentine Mutherich die Blattzacken des Kronreifs als "Lilienaufsätze". Die Lilie ist eines der wichtigsten Wappenbilder. Sie wurde als Symbol der Fruchtbarkeit zum Sinnbild der Gottesmutter und derer, die sich ihrem Schutz unterstellten, so u.a. die Bourbonen-Könige von Frankreich. Seit 1552 war das vielfach umkämpfte Metz französische Festung. Das Liliensymbol indiziert eine Herstellung in bourbonischer Zeit.

Zu 3.) Es fehlen Quellen, die eine Entstehung der Reiterstatuette in der karolingischen Epoche belegen könnten. Der Herkunftsort, die Kathedrale von Metz, kann nur einen ottonischen Vorgängerbau vorweisen [Braunfels IV 1983, 71]. Die Reiterstatuette fand im Metzger "Ceremoniale", das teilweise auf das 12. Jh. zurückgeht, keine Erwähnung [Mutherich 1965, 10].

Die Gleichsetzung der Reiterstatuette mit dem Vermerk im Schatzverzeichnis von 1567 "Charlemagne derrain" ist möglich, urkundlich hinreichend gesichert ist die Figur durch die Verzeichnisse von 1657 und 1682. Als Kaiser Karl IV. (1347 - 1378) Karl den Großen als gerechten Herrscher verstärkt propagierte, kam der Karls-Kult auf. Der Heilige Karl der Große stieg zum Schutzpatron der geistlichen Fürstentümer und der Städte auf und wurde nun durch künstlerische Darstellungen vergegenwärtigt. Um 1450 - 1475 entstand die Plastik Karls des Großen am Turm des Neumünsters in Zürich. Dürers Kaiserbildnis Karls des Großen (München, Alte Pinakothek) ist der bekannteste Niederschlag des Kults. Durch Urkunden ist nachgewiesen, daß die verlorene silberne Reiterfigur Karls des Großen aus dem Metzger Kirchenschatz 1507 in Auftrag gegeben wurde. Der Karls-Kult gab auch Anlaß, die kleine, ursprünglich vergoldete Bronzestatuette aus der Kathedrale von Metz herzustellen. Am Sterbetag Kaiser Karls des Großen wurde diese Reiterfigur in der Kirche auf dem Lettner zwischen brennenden Kerzen zur Verehrung ausgestellt [Mütherich 1965, 9].

Die Zuschreibung der bronzenen "Reiterstatuette Karls des Großen" als karolingische Kunst ist nicht plausibel, ihre Einschätzung als karolingische Kunst unwissenschaftliche Spekulation.

IV.

Braunfels [VI, 17f] hielt die gesamte karolingische Kunstproduktion bis etwa 790 für nicht greifbar:

"Nicht allein, daß für die Ordnung zu einem Gesamtbild dann doch zu wenig erhalten ist. Ein solches Ganzes, gegliedert in Entwicklungsstufen, hat es weder im Bewußtsein der Zeitgenossen noch auch der Sache nach je gegeben. Werke, die an vielen Orten in diesem Staat der Merowinger wie auch der frühen Pippiniden oder Karolinger entstanden sind, wurden nachträglich in Bezug gesetzt, um Quellenbereiche, die sich in jedem einzelnen von ihnen vereinigt haben, zu ermitteln. Die Kunstgeschichte nimmt damit auch das Risiko in Kauf, die Mischungen der vier Elemente - Spätantike, Byzanz, Merowingisches und Angelsächsisches, zu dem noch das Irische kam - in einer besonderen Chemie scheiden zu wollen. Aus ihr wird leicht 'Alchemie', zumal keines der vier Elemente je rein gewesen ist, sondern jedes von ihnen aus einigen anderen zusammengesetzt war."

Die Zeit des 9. Jhs. erklärte Braunfels zu "einem karolingischen Vorspiel

zu der gesamten späteren deutschen, französischen und in geringerem Ausmaße italienischen Kunstgeschichte". Außerdem meinte der Autor [VI, 61], die karolingischen Künstler hätten die Hofwerkstätten nur bis 814 betrieben. So schrumpfte die karolingische Kunstepoche auf einen Zeitraum zwischen 790 und 814 und wenige Artisten zusammen.

Über den fehlenden Unterbau der karolingischen Kunstepoche rätselte Weisbach [1945, 9]:

"Die karolingische Kultur war auf einen kleinen Kreis beschränkt und gewissermaßen künstliche Schöpfung, die ohne von einem Volk oder Land getragen zu sein, einen international-universalen Charakter aufweist. An wenige Stätten, Hof, Palastschule und einige bevorzugte Klöster gebunden, beruhte sie zum großen Teil auf Tradition und Rezeption."

Die Lösung konnte nicht überzeugen. Die Ausstellung "*799 - Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn*" machte deshalb Anstrengungen, den kulturellen Unterbau darzustellen. Vergeblich. Die Exponate der Kleinkunst oder der Handwerkskultur sind entweder als nicht karolingisch beschrieben - z.T. allerdings oft versteckt im Kleingedruckten - oder als solche nicht gesichert. So werden Grabungsschichten vage oder pauschal bezeichnet (z.B. als "a", "b" usw. oder "entsprechend"). Stets fehlt die nachprüfbare Beweisführung. Die Widersprüche waren für den fachkundigen Journalisten Schümer [1999] unübersehbar:

"Eine nahezu komplette Präsentation sächsischer Gräberfunde bezeugt den gleichrangigen Entwicklungsstand bei der Schmuck- und Waffenherstellung [...] Vollends erstaunlich werden solche Entdeckungen, wenn man sie mit den westfälisch-niedersächsischen Gräberfeldern vergleicht. Christlich geostete Erdbestattungen kommen lange vor 800 zeitgleich mit heidnischen Grabbeigaben vor, zerbrochene Becher erinnern noch viel später an germanische Totenmahle, während Karls Sendboten bereits jeden fremden Kult mit dem Tode bestrafen wollten."

Was auch immer als karolingische Kunst und Kultur ausgeflaggt wurde, ist ein seltsames Sammelsurium: von angeblichen Vor- und Rückgriffen geprägte Stücke, denen eine gemeinsame Eigenwertigkeit fehlt. Durch Fehleinschätzungen in der Art der "Reiterstatuette Karls des Großen" und durch Vereinnahmung von archäologischen Funden haben Kunsthistoriker die karolingische Epoche mit Kunst- und Kulturwerken aus anderen Epochen

illustriert. Es gibt kein Artefakt, das mit einem Echtheitsbeweis - also mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit - für die karolingische Kunst- und Kulturepoche gesichert ist. Jeder Historiker musste sich deshalb die Frage stellen: "Kann es eine karolingische Epoche ohne eigene Kunst- und Kulturrelikte geben?"

V.

Die Mediävisten meinten, mit den mittelalterlichen Dokumenten eine reale Existenz Karls des Großen sowie seiner Vorgänger und Nachfolger ermitteln zu können. Dabei stieß man auf manche Spuria (= gefälschte Urkunde). Fuhrmann [1985, 532] und ihm ausdrücklich folgend Borgolte [1988, 235] stellten fest:

"Es gibt kaum ein altes Bistum der abendländischen Kirche, das nicht mit einer Gründungsfiktion beginnt und frei ist von Fälschungen."

Damit nicht genug. Es sei an einige offenbar gewordene Fälschungen oder Fiktionen von höchstem Rang erinnert:

- Die Sylvesterlegende mit Konstantinischer Schenkung, nach der Konstantin der Große den Vorrang Roms über alle Kirchen anerkannte und dem Papst die Herrschaft über Rom und alle abendländischen Provinzen zugestand,
- die Symmachianischen Fälschungen, aus denen die Nichtjudizierbarkeit des Papstes abgeleitet wurde,
- die Pseudo-Clemens-Briefe, wonach Petrus ihn als Nachfolger bestimmt habe.

Entlarvungen und Enthüllungen ließen Brühl [1988, 12] zu der Erkenntnis kommen, dass "sehr viele Fälschungen bis heute nicht erkannt sind und wir bestenfalls die Spitze eines Eisbergs zu sehen vermögen." Trotzdem gilt z.B. die Pippinsche Schenkung, nach der der angebliche Frankenkönig das Exarchat Ravenna dem römischen Kirchenstaat übertrug, als wahrhaftig, obwohl ein Echtheitsbeweis nie gelang.

Die neuzeitliche Geschichtsschreibung, die sich der karolingischen Historie widmete, wurde auf einem wissenschaftlich unsoliden Fundament errichtet. Die Mediävisten hätten aus einem weiteren Grund Verdacht schöpfen müssen. Es sind aus den angeblichen Zentren des karolingischen Reiches keine authentischen Privaturkunden vorhanden, obwohl sie gerade dort zu erwarten sind. Schriftliche Dokumente, wie sie im täglichen Leben

immer produziert werden, kann z.B. die japanische Geschichte für die Zeit vor ca. 1200 Jahren ausreichend vorweisen. Es fehlt also auch insoweit der Unterbau für die angebliche karolingische Geschichtsepoche.

Das wurde gegenüber der Öffentlichkeit stets nur halbherzig eingeräumt. So führte Borgolte, Professor für mittelalterliche Geschichte an der Humboldt-Universität in Berlin, beschwichtigend in einem Interview aus:

"Sicher gibt es für die mittelalterliche Geschichte einige ungelöste Geheimnisse. Und wir sind uns der Widersprüche und Brüche bewußt. Manchmal kann auch die Fachwissenschaft keine befriedigende Lösung anbieten" [Bach 1999].

VI.

Die "befriedigende Lösung" bot Illig ["Das erfundene Mittelalter", 1996; "Wer hat an der Uhr gedreht", 1999]. Der Hauptstrang seiner Gedankenführung soll - als laudatio auf seine interdisziplinäre Forschung - knapp referiert werden.

Unser Planet zieht auf einer Ellipsenbahn um die Sonne und dreht sich während des Umlaufs täglich um die eigene Achse. Nach einem Regeljahr, also 365 Tagen, hat die Erde die anfängliche Position ihrer Sonnenumlaufbahn fast, aber noch nicht ganz erreicht; denn das astronomische Sonnenjahr beträgt 365 Tage + 5 Stunden + 48 Minuten + 46 Sekunden. Die Kalenderreform unter Julius Caesar (45 v.Chr.) legte die Jahreslänge zu ungenau auf 365 Tage + 6 Stunden fest. Dadurch verlor das julianische Kalenderjahr gegenüber dem astronomischen Jahr pro Jahresumlauf 11 Minuten und 14 Sekunden = 674 Sekunden. Um die aufgehäufte Verspätung zu korrigieren, ließ man 1582 den Kalender um 10 Tage vom 4. 10. auf den 15. 10. 1582 springen. Mit diesem Teil der gregorianischen Kalenderreform war der Rückstand des julianischen Kalenders aufgeholt.

Illig [1999, 38] rechnete nach, in welcher Zeit ein Fehler von 674 Sekunden pro Kalenderjahr sich zu einem Tag summiert. Ein Tag hat 24 Stunden oder 1.440 Minuten oder 86.400 Sekunden. Teilt man einen Tag = 86.400 Sekunden durch 674 Sekunden, ist das rechnerische Ergebnis bei minimaler Aufrundung 128,2. Auf den konkreten Fall bezogen, bedeutet dies: Jeder Tag, der im Oktober 1582 übersprungen wurde, glich einen Rückstand aus, der sich nach 128,2 Jahren summiert hatte, und die zehn Fehltag eliminierten einen Rückstand, der in rund 1.282 Jahren aufgelaufen war. Zum Zeitpunkt der Korrektur zählte man aber das Jahr 1582 n. Chr. Wie ist die Fehlzeit von rund 300 Jahren in der christlichen Zeitrech-

nung zu erklären, die kurz nach der Kalenderreform Caesars einsetzte? Hierfür gibt es Denkmöglichkeiten, die zu überprüfen waren:

1.) Die astronomischen Beobachtungen und folglich die Berechnungen von zehn Fehltagen stimmen nicht.

2.) Der julianische Kalender mit seiner Schaltregel wurde nicht konstant gehandhabt.

3.) In den rund 300 Jahren Fehlzeit verbirgt sich eine Sagenwelt.

Für die Denkmöglichkeit zu 1.) gibt es keine überzeugenden Ansatzpunkte.

Zu 2.) Aufgrund eines augusteischen Erlasses wurde seit dem Jahr 8 n. Chr. Caesars Schaltregel korrekt angewandt. Auf Illigs [1999, 41ff] weitere Untersuchungen wird verwiesen.

Zu 3.) Hier rief Illig in Erinnerung zurück, dass unsere christliche Zeitrechnung "A.D." nicht mit dem Ereignis "Christi Geburt" startete, sondern erst unter Kaiser Otto III. (973 - 1002 n.Chr.) gewissermaßen amtlich wurde und sich erst jetzt nach und nach durchsetzte. Zwei auffällige Daten, die Jahrtausendwende und die genau 200 Jahre früher liegende Kaiserkrönung Karls des Großen, machten Illig argwöhnisch. Der willkürliche Einstieg in die christliche Zeitrechnung ließ es zu, in der Jahreszählung rund 300 Jahre 'Nicht'-Zeit einzufügen und mit einer Sagenwelt als reale Geschichte aufzufüllen. Aufsteiger erzeugen oft Stammbäume oder korrigieren Zeittafeln. Um die Jahrtausendwende waren die drei ottonischen Kaiser (936 - 1002) und die gleichzeitigen Päpste die Aufsteiger im europäischen Machtgefüge. Die davorliegende dunkle Zeit in unserer Geschichte ist nicht greifbar. Es ist ein Zeitraum "voller Widersprüche und Brüche" (Borgolte) mit irrig zugeschriebenen Kunst- und Kulturwerken, gefälschten Dokumenten und schriftlichen Lügen: die karolingische Epoche. Sie ist Fiktion. Illigs Ansatz zeigt dies auf, weil er im Kontrast zu dem der Diplomatiker und Paläologen interdisziplinär angelegt ist - nicht nur auf Urkunden oder auf einer astronomischen Betrachtung fußend, sondern genauso Architektur und Archäologie, Byzantologie oder östliche Kulturen berücksichtigend.

Weil die karolingische Mythengeschichte aber Wirkungen auf die nachfolgenden Zeiten entfaltete, ist sie als Rezeptionsgeschichte historisch geworden. Deshalb kann die Uhr nicht zurückgestellt werden. Daran ließ auch Illig niemals einen Zweifel. Trotz der Unchronie von rund 300 Jahren leben wir im Jahre 1999 n. Chr.

VII.

Nun hat die als pseudo-karolingisch erkannte Kunstepoche ihre 'entliehenen' Kunst- und Kulturschätze an die Zeiten zurückzugeben, in denen sie tatsächlich entstanden sind. Ferner sind die gefälschten Dokumente und die Schriften erfundenen Inhalts als solche zu kennzeichnen. Schließlich sind Schnittlinien und Berührungen mit anderen Kulturen neu zu bestimmen. Für diese Sisyphusarbeit der Aufklärung sind weder die Kunsthistoriker noch die Mediävisten gerüstet, weil in beiden Fachdisziplinen die geübten Erkenntnismethoden für die geschilderten Aufgabenstellungen unzureichend sind.

Nach Feyerabend [385] soll es im staatlichen Betrieb von Forschung und Lehre keinen klar formulierten Unterschied zwischen Mythen und wissenschaftlichen Theorien geben. Mythenanfällig ist die Zunft der Kunsthistoriker. Das führen die unter Ziffer II. zitierten Texte vor, und das ist jedem bekannt, der weitere Texte von Kunsthistorikern genossen hat. Kunsthistorische Zuschreibungen beruhen weitgehend auf rational nicht überprüfbarer Intuition. Die bevorzugte irrationale Zuschreibungsmethode der Kunsthistoriker fordert stets Glauben ab. Immer wieder wurden anonyme und als schön empfundene Kunstwerke mit einem berühmten Meisternamen aufgewertet oder einer als bedeutend geltenden Kunstepoche zugeschlagen. Hierzu verweist der Verfasser auf seine grundsätzlichen Ausführungen [1998; 1999]. Ein Kunsthistoriker erfüllt seine Aufgabe schlecht, wenn er Falsifikate verklärt, statt Tatsachenerhellung zu betreiben.

So waren in jüngster Zeit, wenn Technologen eingeschaltet wurden, Abschreibungen die Regel. Oft bedarf es nur des genauen Hinsehens und des Vergleichs, um eine Fehlzuschreibung aufzuspüren.

Beispiel: Die Schutzumschläge des Katalogwerks "*799 - Kunst und Kultur der Karolingerzeit*" stellen eine Buchmalerei "Evangelist Johannes im Lorscher Evangeliar. Vatikanstadt, Bibliotheca Apostolica Vaticana, Pal. lat. 50, fol. 67 v [*Katalog* Nr. X.21b]" besonders heraus. Diese Buchmalerei ist allerdings nur eine Kopie nach der motivgleichen Darstellung im Gero-Codex, Darmstadt, Hessische Landesbibliothek, HS 1948, fol. 4v [*Katalog* III, 608]. Im Gero-Codex trägt der Evangelist ein Untergewand, dessen Streifenmuster vom Obergewand teilweise verdeckt wird. Im Lorscher Evangeliar jedoch ist dieses Muster im Bereich der rechten Schulter zu einem Träger des Obergewands umgewandelt. Das ist nach der dargestell-

ten antiken Kleidertracht unsinnig. Im Gero-Codex stützt den Evangelisten im Rücken eine Sitzrolle. Im Lorscher Evangeliar erscheint eine Kissenform, die Johannes weder als Rückenstütze noch als Sitzkissen dienen kann. Dadurch ist die typische Sitzhaltung des Gero-Evangelisten, nämlich das Aufstützen des linken Arms auf der Kissenrolle, in der Lorscher Kopie nicht mehr nachvollziehbar. Dort sind die Proportionen der menschlichen Figur auch unorganisch verzerrt. Derartige Missverständnisse scheiden nach anerkannter kunstwissenschaftlicher Lehre die Kopie (Lorscher Evangeliar) vom Vorbild (Gero-Codex). Da der Gero-Codex unstreitig in ottonischer Zeit entstanden ist, kann das nachfolgende Lorscher Evangeliar nicht karolingisch sein.

Darüberhinaus ließen es die Verantwortlichen für den Paderborner Katalog zu, dass der Grafiker, der für die Schutzumschläge die mittelalterliche Buchmalerei bearbeitete, fast das gesamte Umfeld löschte und stattdessen einen blauen Hintergrund anlegte. So wurde die lehnenlose Sitzgelegenheit des Lorscher Johannes zu einer Bank mit geschwungenem Rückenteil umgeformt. Diese Verballhornung eines Kunstwerks durch einen Pop-Grafiker des 20. Jahrhunderts deckte der Paderborner Katalog an keiner Stelle ausdrücklich auf. Das macht die laxen Haltung der Verantwortlichen deutlich, die Fehleinschätzungen geradezu produzieren musste.

Die zweite Gruppe von Spezialisten, die Mediävisten, die es sich auch zur Aufgabe gemacht haben, historische Urkunden auf ihre Echtheit zu prüfen, bedienen sich der Diplomatik-Methode, d.h., sie üben Schriftvergleich, prüfen Signaturen und Siegel, untersuchen die Datatio und das Formelgut, das im wesentlichen auf Rechts- und Religionsbräuchen beruht. Es kann aber mit einer solchen Urkundenlehre, die eine begrenzte Betrachtung darstellt und die auch zwischen Original und Abschrift nicht ausreichend unterscheidet, die gekonnte Dokumentenfälschung nicht entlarvt werden.

1986 hielt Umberto Eco den Festvortrag im Rahmen des Kongresses "Fälschungen im Mittelalter" [1988, 69ff]. Der Redner empfahl, da man wisse, dass im Mittelalter viel gefälscht wurde, eine Erweiterung des Vergleichsfelds auf gesicherte historische Tatsachen und erhielt von der Festgemeinde, wie sich der Verfasser erinnert, regen Schlussbeifall. Demgegenüber vertrat Fuhrmann [1988, 83ff] eine entscheidende Gegenposition, als er im Schlussvortrag "Von der Wahrheit der Fälscher" sprach. Der Einbezug ethischer oder moralischer Wertungen ist stets ein Stolperstein für jede Erkenntniskritik oder Methodenlehre. Zu einer Abwägung der beiden

Grundeinstellungen, Eco versus Fuhrmann, kam es nicht. Die überwiegende Mehrheit der Kongressteilnehmer war, wie der Verlauf der Kongresses zeigte, nicht bereit, sich einer Urkundenprüfung etwa in der Art richterlichen Vorgehens zu öffnen. Es blieb beim Primat der Diplomatie, der formalen Wertung von Urkunden.

Aber selbst diese Methode begrenzter Aufklärungsmöglichkeiten wurde nicht ausgeschöpft. Brühl [1988 III, 12ff] legte den Finger auf die Wunde und prangerte die ungenügende Übung der Diplomatie durch die Historiker an,

"weil sie - bewußt oder unbewußt - die Besorgnis haben, sie könnten zu viele Spuria finden. Fälschungen zu entdecken ist nämlich nicht fein; fein ist es nachzuweisen, daß eine scheinbare Fälschung doch echt ist. Diplomaten, die bei ihren Fachgenossen in dem Ruf stehen, leicht - man sagt dann meist: voreilig - einen Fälschungsverdacht zu äußern, werden etwas über die Schultern angesehen und als 'Außensteher' gehandelt."

Doch selbst Brühl sprach dem mittelalterlichen Priesterstand, der massenhaft Fälschungen produzierte, "das Recht der Selbstverteidigung" zu. Tatsächlich dienten Fälschungen und Fiktionen nicht der Abwehr, sondern dem Aufbau und der Stärkung gotteskaiserlicher und päpstlicher Macht und den Interessen von Kirche und Priesterschaft. Hieraus darf kein Argument gegen die christliche Glaubensgemeinschaft an sich hergeleitet werden. Wenn man sich hütet, den Stab über eine vergangene Kultur zu brechen, wird eine lange andauernde Irreführungspolitik 'zu einem guten Zweck' erklärlich. Es ist zu bedenken, dass der Wortlaut des achten Gebots schlicht befiehlt: "Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten." Da die schreibkundigen Gottesmänner und Fälscher des Mittelalters die Norm wortwörtlich auslegten, gab es für sie kein Gebot, das eine Fälschung oder eine schriftliche Lüge zur Verwirklichung des christlichen Abendlandes oder engerer kirchlicher Ziele untersagte.

Und die Folgen? Nicht nur die Zeitgenossen, sondern Generationen von Mediävisten ließen sich täuschen. Letztere sahen immer wieder gefälschte, aber angeblich inhaltlich ethisch wertvolle Urkunden als wahrhaft echt = inhaltlich richtig an. So berief sich Borgolte [Bach 1999] auf "Einhard, Vita Karoli Magni" als die Hauptquelle für Kaiser Karl den Großen. Seit Ranke wurde die Authentizität der Biografie, die nur in 'Abschriften' des 10./11. Jhs. erhalten ist, wegen ihrer groben Ungereimtheiten bezweifelt. Nun ist ein Borgolte-Interview in einer Tageszeitung in einem wissenschaftlichen

Streit keine gewichtige Stellungnahme. Doch auch der Paderborner Katalog [Katalog Kat.Nr. I.1, 10f] übergang wortlos den Echtheitsstreit bezüglich der Einhard-Biografie. So formten die Historiker Karl den Großen und sein Quasi-Gottesreich zu einem realgeschichtlichen Vorbild aus.

Der Titel der Ausstellung "799 - Kunst und Kultur der Karolingerzeit - Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn" wollte keinen Zweifel an dem angeblich historischen Ereignis aufkommen lassen. Keck wurde in Fachzeitschriften behauptet:

"Am Schauplatz des damaligen Geschehens bieten drei Museen in der Nähe des Doms einen faszinierenden Blick in die Karolingerzeit" [Stiegemann/Wemhoff, die Geschäftsführer der Ausstellung, in *Antike Welt* 1999, 28].

Für den Katalog warb ein Werbespruch des Verlags: "Prachtvoller können die Thesen Illigs nicht widerlegt werden" [Zabern1]. Doch alle 125 Autoren, die am zweibändigen Katalog schrieben, mieden eine Auseinandersetzung mit Illigs Forschungsergebnissen. Das umfangreiche Literaturverzeichnis erwähnte keine seiner zahlreichen Schriften. In einem bereits erschienenen Ergänzungs- und Ergebnisband wurde die wissenschaftliche Nachschau ohne jede Diskussion vorweggenommen. Auf einem Werbeblatt verkündete der Verlag:

"Die von anerkannten Fachwissenschaftlern verfaßten Texte spiegeln den neuesten Forschungsstand und geben einen anschaulichen Einblick in die karolingische Epoche." [Zabern2]

Das trifft nicht zu. Es gab keine Auseinandersetzung mit den unzureichenden fachspezifischen Methoden, mit den daraus resultierenden Irrtümern und mit Illigs neuen Thesen. Warum?

Im Mittelalter ging man mit Häretikern nicht human um.

"Die wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt."

[Goethe, Faust. Der Tragödie Erster Teil, *Gespräch mit Wagner*].

Illig kann sich glücklich schätzen, in der Gegenwart zu leben; denn unsere freiheitliche Grundordnung präferiert eine andere Haltung. So schützt das Grundgesetz das Leben und die Würde des Einzelnen und garantiert die Freiheit der Wissenschaft.

"Es gehört zu den Kennzeichen des objektiven Wissens, daß es vorläufig ist und geprüft, ergänzt oder bestätigt werden kann, ohne daß man dazu in die Freiheit seiner Produzenten eingreifen muß" [Faber 1975, 28f].

Gegenüber der geschriebenen Verfassung hat leider die Verfassungswirklichkeit immer Defizite. Illigs Thesen wurden und werden boykottiert. Borgolte [Bach 1999] rief hierzu öffentlich auf: "Ich denke, nun ist es Zeit, über ihn [Illig] zu schweigen." Boykott strebt die Isolation und damit die geistige Vernichtung des Boykottierten an. Dieser wird nicht mehr gebannt oder geächtet, sondern hinter vorgehaltener Hand als geisteskranker Narr abqualifiziert. In öffentlichen Diskussionen rutscht gelegentlich eine Herabsetzung wie 'querköpfiger Spinner' heraus. Da es dem Außenseiter gelang, Teile des Publikums mit objektivem Wissen und Gedankenschärfe zu überzeugen, konstatierte Borgolte [Bach 1999] eine "pseudoreligiöse Gemeinde". All die Entgleisungen zeigen: Die Historiker haben den Krieg um das Reich Karls d. Gr. verloren. Illig eliminierte 300 Jahre angeblicher karolingischer Realgeschichte, eine Umwertung, die in den modernen Geschichtswissenschaften einmalig ist.

Zitierte Literatur

- Arnau, Frank (1959): *Kunst der Fälscher. Fälscher der Kunst*. Dreitausend Jahre Betrug mit Antiquitäten; Düsseldorf
- Bach, Ingo (1999): "'Eine pseudoreligiöse Gemeinde'. Michael Borgolte sieht Illigs Anhänger in der Nähe einer Sekte"; in *Der Tagesspiegel*. Geist & Wissen. 29.6.99, 27
- Baur, Karl (1975): *Der Bildhauer in seiner Zeit*; München
- Beisel, Stephan (1909): *Gefälschte Kunstwerke*; Berlin u. a.
- Börsch-Supan, Eva (1975): *Europäische Stilkunde von Karl dem Großen bis zur Gegenwart*; München
- Borgolte, Michael (1988): "Fiktive Gräber in der Historiographie"; in *Fälschungen I*, 205ff
- Braunfels, Wolfgang (1983): *Die Kunst im Heiligen Römischen Reich. Band IV. Grenzstaaten im Westen und Süden. Deutsche und romanische Kultur*; München
- (1989): *Die Kunst im Heiligen Römischen Reich. Band VI. Das Werk der Kaiser, Bischöfe, Äbte und ihrer Künstler. 750 -1250*; München
- Brühl, Carlrichard (1988): "Die Entwicklung der diplomatischen Methode im Zusammenhang mit dem Erkennen von Fälschungen"; in *Fälschungen III*, 11ff

- dtv = *dtv-Lexikon der Kunst*, Bde. 3 + 6 (1996); München
- Günther, Hubertus (1975): *Bruckmann's Handbuch der deutschen Kunst*; München
- Eco, Umberto (1988): "Tipologia della falsificazione"; in *Fälschungen I*, 69ff
- Faber, Karl-Georg (1975): "Objektivität in der Geschichtswissenschaft?"; in *Historische Objektivität* (Hg. Jörn Rüssen), Göttingen 1975, 9ff
- Fälschungen = *Monumenta Germaniae Historica*. Schriften. Band 33, I, *Fälschungen im Mittelalter*. 6 Teile (1988); Hannover
- Ferretti, Massimo (1991): "Fälschungen und künstlerische Tradition"; in Luciano Bellosi u. a.: *Italienische Kunst. Eine neue Sicht auf ihre Geschichte*; Bd. 1, 241 (ital. 1979)
- Feulner, Adolf/ Müller, Theodor (1953): *Deutsche Kunstgeschichte Band II. Geschichte der Deutschen Plastik*; München
- Feyerabend, Paul (1999): *Wider den Methodenzwang*; Frankfurt am Main (EA 1975, dt. Übers. 1976)
- Fillitz, Hermann (1984): *Propyläen Kunstgeschichte*. Band 5. Das Mittelalter I.; Berlin
- Fuhrmann, Horst (1985): "'Mundus vult decipi'. Über den Wunsch des Menschen betrogen zu werden"; in *Historische Zeitschrift* 1985, 529ff
- (1988): "Von der Wahrheit der Fälscher"; in *Fälschungen I*, 83ff
- Goethe, Johann Wolfgang v. (1999): *Faust. Der Tragödie Erster Teil* (Neuausg.); Stuttgart
- Hamann-MacLean, Richard (1939): *Frühe Kunst im Westfränkischen Reich*; Leipzig
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*. Die größte Zeitfälschung der Geschichte; Düsseldorf
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
- Jaenicke, Anselm/ Legner, Anton (1972): *Deutsche Bildwerke. Band 1. Mittelalter*; Krefeld
- Katalog = 799 - *Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn* (1999); Katalog-Handbuch 1 + 2 + Ergänzungsband der Ausstellung in Paderborn; Mainz
- Lill, Georg (1925): *Deutsche Plastik*; Berlin
- List, Claudia (1983): *Kleinbronzen Europas vom Mittelalter bis zur Gegenwart*; München
- Müller, Theodor (1961): *Frühe Beispiele der Retrospektive in der deutschen Plastik*; München
- Mütherich, Florentine (1965): "Die Reiterstatuette aus der Metzter Kathedrale"; in *Studien zur Geschichte der europäischen Plastik. Festschrift für Theodor*

Müller; München, 9ff

Neuburger, Albert (1924): *Echt oder Fälschung?* Die Beurteilung, Prüfung und Behandlung von Altertümern und Kunstgegenständen; Leipzig

Schümer, Dirk (1999): "Imperial noch im Winzigen. Welthistorie klug zurückgeführt aufs Lokale: Die grandiose Karolingerschau in Paderborn"; in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Feuilleton, 4.8.99, 39

Stiegemann, Christoph/ Wemhoff, Matthias: "Gipfeltreffen. Zur Ausstellung '799 - Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn'"; in *Antike Welt*. Zeitschrift f. Archäologie und Kulturgeschichte 1999, 267ff

Weisbach, Werner (1945): *Religiöse Reform und mittelalterliche Kunst*; Einsiedeln · Zürich

Zabern1 = Werbe- und Bestellkatalog Philipp von Zabern. Gegründet 1785 (Frühjahr 1999); München

Zabern2 = Prospekt des Verlages Philipp von Zabern Mainz für *Handbuch zur Geschichte der Karolingerzeit. Ergänzungsband*, 1 Seite (1999); München

Zeising, Gert (1998): "Zur kunsthistorischen Urheberermittlung"; in *ZS* X (4) 591ff

- (1999): "Über Deformationen historischer Wirklichkeit"; in *ZS* XI (2) 302ff

Dr. Gert Zeising 63916 Amorbach Amorphof 67

Ein sensationeller Fund

Ein privates Briefzeugnis aus den drei dunklen Jahrhunderten Paläodiplomatische Forschungsaußenstelle Split

Der Brief fand sich hinter einer Holzverkleidung der frühmittelalterlichen Kirche von Knin, nahe Vrlika. Er ist in einer blassblauen Frauenhandschrift auf Pergament niedergelegt, was stiltypisch für die karolingische Epoche ist. Der Schrifttyp, eine karolingische Minuskel, und insbesondere die Bezeichnungen "frouwe" und "magedin" wiesen auf das 9. Jh. hin. Gegen die Echtheit des Dokuments erhoben auch Diplomatiker keine Bedenken. Die Namen der Ehefrauen und Konkubinen Karls des Großen sind - soweit der Forschung bekannt - korrekt angegeben. Dass sich die Verfasserin bei der Schreibweise des Adressatennamens (Aegidius, Aegilius, Aelligus, Illigus) nicht festlegte, erschien der Forschung zeittypisch (sic!). Hier der transkribierte Text:

Lieber Autor Aegidius!

Hier meldet sich bei Ihnen keine Unbekannte, aber eine Namenlose, die Ihnen einen peinlichen Fall schildern muß. Kaiser Karl der Große hatte vier Ehefrauen: Desiderata, Hildegard, Fastrada und Luitgard. Bei diesem staatspolitischen Frouwe-Quartett konnte und kann es Kaiser Karl niemand verdenken, daß er auch noch sechs Konkubinen beschnuckelte. Bitte erschrecken Sie nicht über die Sechs. Das ist eine mythische Zahl, die der Gott Eros erfunden hat. Oder hieß er Sexus? So genau kenne ich mich da nicht aus. Die sechs Lustmagedins waren: Himmeltrud, Madelgard, Gerswinda, Regina, Adelind und ich, die Namenlose.

Jetzt, da man weiß, warum Kaiser Karl keine Kümmelkerne kauen konnte, weil es ihn nämlich nie gegeben hat, habe ich nichts mehr, nicht einmal einen Namen. Das Schicksal traf uns unvorbereitet, obwohl der Prophet Hinschied immer wieder warnte. Der orakelte, es werde einer kommen, der die Sekunden zählen, am Weltgebäude rütteln und die karolingische Melange zur größten Zeitfälschung klären würde. Die trübe Mischung habe das "Geistgesindel", ja das sagte Hinschied wirklich, aus Legende, Unwissen, Mythos, Pharisäerei, Wissenssimulation und Autosuggestion angerichtet. Also, sehr geehrter Herr Aegilius, Sie haben den

Schwindel mit Karlli platzen lassen, und so erwarte ich wenigstens, daß Sie sich gegenüber seiner 10. Quasiwitwe fränkisch-ritterlich verhalten.

Bitte, bitte machen Sie mir einen Namen! Ich bin im Reich der Geschichte heimatlos geworden. Nur was man benamsen kann, findet Einlaß in den großen Garten der Mythen. Da Männer selten das Gefühl haben, welcher Name einer Frau wirklich steht und so einfältige Bezeichnungen vom Bärenfell lallen wie "mein Rösslein", wohlgemerkt nicht "mein Röslein", oder noch blödsinniger "mein Schnuckiputz" oder gar "meine Schlägerparade", was bei Karlli hieß "mein Kriegsmarsch", mache ich Ihnen, hochgeschätzter Herr Magister Aelligus einen Vorschlag: Ich möchte Märlina heißen. Den Namen habe ich mir ausgedacht. Er paßt für eine Blonde mit blauen Augen und einer m-ä-r-chenhaften Figur. Wenn Sie die Taufe arrangieren, woran ich nicht zweifle, hochgelahrter, wortgewandter Doktor, dann erhalten Sie von mir als Dank mein Konterfei von Gröport Allzei, dem größten Porträtisten aller Zeiten, der in die Kunstgeschichte unter dem Notnamen Gert Zeising eingegangen ist, weil für Kunsthistoriker Namen Schall und Rauch sind. Sie verwechseln nämlich alles, wie mein Karlli, der seine zehn Frauen auch nicht auseinander halten konnte. So stehe ich zweimal nackt da, nämlich auf dem Porträt ohne Kleider und vor der Welt ohne Namen. Aber was macht das alles noch, wenn Sie, einmaliger Illigus, mir den Taufschein ausstellen. Bei dem Geburtsdatum können Sie ein kleines bißchen mogeln: 800 n. Chr. Ich verbleibe mit meinem süßesten Augenaufschlag und werde, falls Sie meine kleine Bitte erfüllen, auf immer und ewig ihre Schuldnerin sein. Märlina in spe.

Das bisher unbekannte Lebenszeichen der Konkubine "Märlina in spe" wurde von einem Außenseiter wohl etwas voreilig als Falsifikat verdächtigt: Der Ausdruck "Geistgesindel" soll eine Neuprägung von Karl Kraus (1874 - 1936) sein. Wie auch das endgültige Ergebnis der Forschung lauten möge, einen solchen lebensechten Brief kann man nicht fälschen. Zum einen offenbart er eine Frau aus einfachen Verhältnissen, die ins Hof- und Haremsleben hineingepreßt wurde. Zum anderen kennt die Konkubine, die von Eitelkeit nicht frei ist, ihre Lock- und Reizmittel. Doch ist der Brief zugleich das erschütternde Dokument einer sexuell Ausgebeuteten.

Zur Phantomzeit in Thüringen

Schriftquellen und archäologischer Befund (I)

Klaus Weissgerber

1. Vorbemerkung

Seit 1991 vertreten Illig und zunehmend mehr Autoren die These, daß die Berichte über Ereignisse, die im 7., 8. und 9. Jh. stattgefunden haben sollen, spätere Fälschungen sind und daß der Zeitraum, der konventionell auf etwa 614 bis 911 datiert wird, in Wirklichkeit eine "Phantomzeit" gewesen ist. Diese These wurde zunächst darauf gestützt, daß bei der Gregorianischen Kalenderreform 1582 nur 10 Leertage angesetzt wurden (13 Tage waren zu erwarten). In der Folgezeit wurde sie vor allem durch Illig in architektonischen Analysen und in grundsätzlichen Publikationen ["Das erfundene Mittelalter"; "Wer hat an der Uhr gedreht?"] weiter ausgebaut. Natürlich handelt es sich um ein weltweites Problem. Auch andere Autoren des *Bulletins Zeitensprünge*, wie Heinsohn, A. Müller, Rade und Zeller haben in Analysen zur Geschichte die 'Randgebiete' Europas und verschiedener Regionen Asiens recht überzeugende Lösungsvorschläge unterbreitet. (Nicht akzeptieren kann ich allerdings Toppers China-Thesen; die Fomenko-Konzeption lehne ich grundsätzlich als unwissenschaftlich ab.)

Nach langen kritischen Studien habe auch ich meine anfänglichen Zweifel überwunden und die grundsätzliche Richtigkeit von Illigs Konzeption erkannt. Am Beispiel meines Heimatlandes Thüringen möchte ich aufzeigen, daß auch hier im frühen Mittelalter drei Jahrhunderte nicht überzeugend mit archäologischen und schriftlichen Quellen abgesichert werden können. Ich möchte aber nicht einfach diese Zeit gänzlich als 'un-historisch' streichen, weil die Problematik m.E. komplizierter ist. Deshalb werde ich den mühsameren Weg beschreiten, die (wenigen) sich auf Alt-Thüringen beziehenden Schriftquellen (ich stütze mich, soweit möglich, nur auf Primärquellen) zu analysieren und vor allem in Beziehung zu dem archäologischen Befund zu setzen. Kaum prüfen kann ich den architektonischen Befund, weil in der gesamten nichtrömischen Germania vor dem 10. Jh. keine datierbaren Bauwerke auszumachen sind [vgl. Illig 1996b, 136ff].

Ganz verzichten möchte ich auf namenskundliche (Orts- und Flurnamen) und linguistische Untersuchungen, da diese bei der Lösung konkreter Chronologieprobleme nur in Ausnahmefällen hilfreich sind.

2. Das Thüringer Königreich

Der von Illig auf 614 bis 911 datierten Phantomzeit ging in Mitteldeutschland (zum Thüringer Kernland gehörte auch das südliche Sachsen-Anhalt) mehrere Jahrzehnte vorher das Thüringer Königreich voraus. Die Thüringer (Thuringii, Thoringii, beide Bezeichnungen auch ohne h) entwickelten sich aus den Hermunduren, die zwischen Elbe und Donau siedelten. Letztere sind archäologisch gut belegt [vgl. Behm-Blancke 1973a, 31ff] und, z.B. von Tacitus [*Germania*, Kap. 41; *Annalen*, Buch 13, Kap. 57] schriftlich bezeugt. Sie hatten schon Stammeskönige (z.B. Vitilius).

Aus der Verschmelzung der Hermunduren mit den im 3. Jh. aus dem Norden eindringenden Angeln und Warnen entstand der Stammesverband der Thüringer, deren Name erstmalig um 400 von Publius Vegetius Renatus genannt wurde und die 451 an der Seite Attilas an der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern teilnahmen (so Apollinaris Sidonius). 480 eroberten sie Batavis/Passau [Eugippus 27.3]. In der zweiten Hälfte des 5. Jhs. bildeten sie ein Reich, das von der Elbe bis zur Donau reichte und das als erster Staat auf dem Territorium des heutigen Deutschland betrachtet werden muß (Die Franken schufen etwa gleichzeitig ihren Staat auf dem Boden des heutigen Belgien und Nordfrankreich. Die Bayern drangen erst später, angeblich um 555, ins Gebiet des heutigen Freistaats ein).

In den Schriftquellen wurde als König der Thüringer namentlich zuerst Bisin(us) genannt, dem seine Söhne Baderich, Herminafrid (später Oberkönig) und Berthachar folgten. Nach dem Tode des Ostgotenkönigs Theoderich überfielen 531 die Franken Thüringen und zerstörten das Reich. Herminafrid wurde 534 heimtückig ermordet.

Das Thüringer Reich ist durch mehrere zeitgenössische Schriftquellen gut bezeugt. Es gibt zumindest zwei Überlieferungsstränge, die voneinander unabhängig sind: ein thüringisch-fränkischer und ein thüringisch-ostgotisch-ostromischer.

Der erste beruht auf der heiligen Radegunde, der Enkelin des Königs Bisin und Tochter des Teilkönigs Berthachar. Diese wurde nach dem Untergang des Thüringerreiches nach Gallien verschleppt, Ehefrau des Chlotar I. und schließlich, nachdem sie von diesem freigegeben wurde, Nonne in Poitiers. Sie beschrieb den Untergang in einem Klagelied "*De excidio Thuringiae*" [deutsch: Andert 213ff], das als Augenzeugenbericht gelten muß. In Verse gebracht wurde es von ihrem Vertrauten Venantius

Fortunatus, der auch eine Lebensbeschreibung der Radegunde (*"De vita sanctae Radegundis"*) veröffentlichte, in deren Einleitung [deutsch: Andert 112f] kurz die Geschichte und der Untergang des Thüringerreiches geschildert wurde. Der Großvater der Radegunde heißt hier Bessinus.

Venantius Fortunatus war eng befreundet mit dem 10 Jahre jüngeren Bischof von Tours, Gregor (ca. 540-594), der bis 591 an den *"Zehn Büchern fränkischer Geschichte"*, der einzigen relativ zuverlässigen Primärquelle der Geschichte des frühen Frankenreiches, arbeitete. In diesem Werk wurde ausführlich, wenn auch mit stark fränkischer Tendenz, die Geschichte und der Untergang des Thüringerreiches geschildert (II.12; III. 4, 7, 8). Gregor stützte sich zweifellos auf die Erinnerungen der Radegunde, aber auch auf andere fränkische Berichte. So schrieb er, daß Basina, die Mutter des eigentlichen Begründers des Frankenreiches, Chlodwig, die Ex-Frau des Thüringerkönigs Bisin(us) gewesen sei.

Gattin des Thüringerkönigs "Irminfrid" war auch bei ihm Amalaberga, die er als die einzige legitime Tochter des Frankenkönigs Huga bezeichnete. Letzterem folgte als Herrscher im Frankenreich dessen unehelicher Sohn Thiadrek (Theuderich).

Zum Krieg sei es wegen der Erbensprüche der Amalaberga gekommen. Die Thüringer wurden aber nicht von den Franken, sondern von den Sachsen besiegt, die blutige Entscheidungsschlacht habe an der Burg Skitingi an der Unstrut (allgemein mit der Burg Scheidungen identifiziert) stattgefunden. Topographische und archäologische Untersuchungen haben gezeigt, daß an dieser Stelle eine solche Schlacht mit Sicherheit auszuschließen ist [Andert 171ff]. Widukind berichtete weiter, daß der Frankenkönig Thiadrek nach der Schlacht den Irminfrid durch Iring, einem Gefolgsmann Irminfreds, der durch Thiadrek getäuscht worden war, ermorden ließ. Als Iring sich der Täuschung bewußt wurde, habe er noch an Ort und Stelle seinen Herrn durch Ermordung des Thiadrek gerächt. Hier kann es sich nur um eine Sage handeln. (Im Nibelungenlied - Strophen 2027 bis 2032 - treten bekanntlich Irnfrid von Thüringen und Iring von Dänemark als treue Bundesgenossen der Hunnen auf.)

Keine der zeitgenössischen Quellen weiß etwas von einer Beteiligung der Sachsen am Eroberungskrieg. Tatsache ist aber, daß das nördliche Sachsen-Anhalt danach von (Nieder-)Sachsen besiedelt wurde. Entsprechend seiner politischen Grundtendenz betonte Widukind die seitdem bestehenden engen freundlichen Beziehungen zwischen Sachsen und Franken,

obwohl nach den fränkischen Quellen, auf die ich noch eingehen werde, Sachsen und Thüringer gemeinsam gegen die Franken 555/556 gekämpft hatten (Allerdings sprach Widukind [I.14] ganz nebenbei von einem "Treubruch der Franken", ohne konkret zu werden).

Wichtig ist, daß das Thüringer Königreich auch archäologisch sehr gut bezeugt ist. Ich möchte hier nicht auf Einzelheiten eingehen und verweise auf das reich bebilderte Standardwerk von Behm-Blancke [1973a]. In den Grabfeldern in und um Mühlhausen, Erfurt (Gispersleben), Arnstadt (Dienstedt), Weimar, Oßmannstedt, Merseburg und Stößen/Elbe, um die wichtigsten zu nennen, wurden wertvolle Schmuck- und andere Kunstgegenstände gefunden, die zeigen, in welcher kultureller Blüte sich das Thüringerreich befand. Auch die Kontakte zu den Ostgoten sind gut belegt. In Weimar und Erfurt-Gispersleben wurden viele ostgotische Gewandspangen und anderer Edelmetallschmuck mit ostgotischen Stileinflüssen geborgen.

Daß die Funde in die Zeit des Thüringerreiches gehören, beweisen auch gefundene Zikaden-Fibeln, die denen gleichen, die im Grab des Frankenkönigs Childerich gefunden wurden [Behm-Blancke 45]. Die gefundenen Münzen stammen meist aus der späten Römerzeit, eine bei Eckolstädt gefundene Goldmünze (Solidus), die als Anhänger getragen wurde, ist vom oströmischen Herrscher Leo I. (457-474) geprägt worden [ebd., 163]. Ein Silberlöffel, der in einem Frauengrab in Weimar gefunden wurde, trägt die Aufschrift "Basinae", was auf die Ehefrau des Bisin und Mutter des Chlodwig hindeutet [ebd., 166f].

Hinzu kommen archäologische Funde (Fundamente größerer Gebäude) in der uralten Siedlung Weimar, wo auch die wertvollsten Schmuckgegenstände entdeckt wurden, so daß von vielen Archäologen vermutet wird, daß sich hier der Hauptsitz der Thüringer Könige befand. Andert [80ff, 189ff] sucht diesen im Unstruttal (Herbsleben hieß zunächst Herifridesleiben, was auf ein ursprüngliches Her-mina-frides-leiben hindeutet). Er bemühte sich sehr intensiv, aber leider erfolglos, um eine Ausgrabungserlaubnis [Andert 7ff]. Unter diesen Umständen möchte ich mich hier nicht auf Spekulationen einlassen.

3. Thüringen nach 531: Die Schriftquellen

Ich bin etwas ausführlicher auf das Thüringer Königreich eingegangen, um deutlich zu machen, daß die thüringische Geschichte bis 531 sehr gut

schriftlich und archäologisch belegt ist. Um so trostloser ist die Quellenlage für die folgenden Jahrhunderte.

Das beginnt schon mit dem Geschichtswerk des Gregor von Tours, das die Zeit bis 591 behandelt. Gregor gab zwar ein anschauliches Bild von den selbstzerstörerischen Bruderkriegen der Merowinger, wußte aber über die gleichzeitige Geschichte der Thüringer ab 531 so gut wie nichts zu berichten. Eigentlich erwähnte er nur einen Aufstand, der 555 stattgefunden haben soll:

"In diesem Jahre wurden die Sachsen aufständig, und der König Chlothar führte sein Heer gegen sie und verheerte den größten Teil ihres Landes, indem er auch ganz Thüringen durchzog und verwüstete, deshalb, weil sie den Sachsen Beistand gewährt hatten." [Gregor IV.10]

In der mir vorliegenden Gregor-Ausgabe kommentierte der Herausgeber Giesebrecht [Bd. I, 159, Anm.] diese Stelle wie folgt:

"Marius von Avenches, der eine Chronik, die mit dem Jahr 581 schließt, schrieb, Gregors Zeitgenosse, giebt [sic !] zwei Züge Chlothars gegen die Sachsen an, den ersten i.J. 555, den zweiten 556. Die Verheerung Thüringens setzte er mit dem zweiten Zug in Verbindung,"

Gregor [IV.18] schilderte den zweiten Sachsenfeldzug als sehr blutig, aber keineswegs erfolgreich für die Franken:

"Doch als es zur Schlacht kam, wurden sie [die Franken; K.W.] von den Feinden unter gewaltigem Blutvergießen auf das Haupt geschlagen, und eine so große Menge fiel auf beiden Seiten, daß niemand sie schätzen oder berechnen kann. Darauf bat der König sehr beschämt die Sachsen um Frieden, nicht aus seinem Willen, sagte er, sei er gegen sie in den Krieg gezogen. Und als er den Frieden erhalten hatte, zog er heim."

Es ist anzunehmen, daß es sich bei diesem Ereignis um den von Widukind [I.14] dezent angedeuteten "Treubruch der Franken" handelt. Meines Wissens ist dieser von Gregor geschilderte Sachsenkrieg in der kritischen Literatur noch nicht erörtert worden. Ich bin davon überzeugt, daß es sich hier um nichts anderes handelt als den, noch den Tatsachen entsprechenden, Urbericht, aus dem die Sachsenkriege Karls des Großen geformt worden sind.

Da diese Ereignisse, wenn man von 297 Phantomjahren ausgeht, sowohl in den Jahren 555/556 wie auch in den Jahren 852/853 stattfanden,

können die Erinnerungen an die blutigen Ereignisse im Volk noch lebendig gewesen sein, daß sie den Schöpfern der Karls-Viten als Bausteine gedient haben. Auch Wittekind könnte der damalige Sachsenführer gewesen sein; immerhin wird er schon im Geschichtswerk des Widukind von Corvey [I. 31], das vor den großen Fälschungen unter Otto III. entstanden ist, erwähnt.

Der zitierte Bericht des Gregor über die Jahre 555/556 macht deutlich, daß auch danach Sachsen ein selbständiges Stammesherzogtum blieb, und bestätigt die spätere Darstellung des Widukind von Corvey, daß das frühe deutsche Reich auf dem Weg der Vereinigung selbständiger Stammesherzogtümer (Sachsen, Franken, Thüringer, Bayern und Alemannen) entstanden ist. Zu ergänzen ist, daß Sachsen auch nach 555/556 Raubzüge nach Italien und Gallien unternommen haben [Gregor IV.42].

Während die Geschichte des Frankenreiches bis 591 dank Gregor von Tours noch einigermaßen glaubhaft überliefert ist, kann man dies für das 7. Jh. beim besten Willen nicht behaupten.

Als wesentliche Schriftquelle gilt eine Chronik, die seit dem 16. Jh. [Wattenbach-Levison I,109] einem "Scolasticus Fredegar", dessen Name vorher nicht bekannt war, zugeschrieben wird. Es ist ein sehr dubioses Geschichtswerk ("*Chronicarum quae dicuntur Fredegarii Scolastici*"), das auch von konventionellen Historikern durchweg abwertend eingeschätzt wird.

Der Inhalt ist verworren, nicht einmal die historische Reihenfolge des Geschehens ist eindeutig auszumachen (datiert wird nach den Regierungsjahren der fränkisch-burgundischen Könige), wozu noch viele innere Widersprüche kommen. Am Haupttext sollen nach textkritischen Analysen nacheinander vier Chronisten "gearbeitet" haben. Der erste Verfasser schrieb nach dieser Analyse lediglich ein "*Handbuch der Weltgeschichte*", das zeitlich etwa 613 endete. Der zweite fügte einen Auszug aus den ersten sechs Büchern des Gregor von Tours bei und setzte das "Werk" bis 642 fort, wobei er auch den Urtext durch allerlei Fabelgeschichten ergänzte. Der dritte fügte weitere Ergänzungen an, ohne über das Jahr 642 hinauszugehen. Der vierte tat das gleiche [Wattenbach-Levison 110f]. Die ersten drei Bücher behandelten den Zeitraum bis zum Ende des 6. Jhs., lediglich im 4. Buch wurde die erste Hälfte des 7. Jhs. behandelt.

Das Werk wurde später durch andere Autoren "fortgesetzt", d.h. um die Karolingerlegende ergänzt und noch mehrfach "bearbeitet", wodurch die "chronologische Verwirrung" [Wattenbach-Levison II.162] noch gesteigert wurde.

Illig [1996b, 142] betrachtet offenbar das gesamte "Werk", Pichard zitierend, als Fälschung:

"Fredegar und seine zwei, drei oder gar vier Fortsetzer sind so dunkel, daß sie auch schon als humanistische Arbeit des 16. Jahrhunderts angesprochen worden sind."

Ich betrachte die humanistischen Gelehrten als zu intelligent, um ein so primitives, verworrenes Machwerk herzustellen. Das ganze ist m.E., wie das Werk des Paulus Diaconus, eine Kompilation des 11. oder 12. Jhs., wobei echte Überlieferungen "überarbeitet" und durch Wiedergabe erfundener oder halbwarer Informationen "ergänzt" worden sind. Dabei wurde auch die Methode der 'Verdopplung' von Königen, die schon im Alten Orient gebräuchlich war, angewandt. Ich gehe aber davon aus, daß ein echtes Grundwerk vorhanden war und daß die "Fortsetzer" zwar ein erfundenes 7. Jh. boten, aber auch Ereignisse des 6. Jhs. in den neuen Text einbauten. Ich werde in den folgendenm Abschnitten dieses Beitrages versuchen, die sich auf Thüringen beziehenden Passagen des "Fredegar" unter diesem Aspekt zu analysieren,

Es gibt auch ein Parallelwerk zu Fredegar, die "*Taten der Frankenkönige*" (*Liber historiae francorum*), das bezeichnenderweise von der Wissenschaft kaum zur Kenntnis genommen wird, weil der Verfasser eine ganz andere Chronologie als "Fredegar" bietet:

"Fredegars Chronik war ihm nicht bekannt, und soweit diese reicht, ist sein Werk nicht zu benutzen. [...] Die wenige Zeitangaben bedürfen teilweise der Berichtigung aus den Königslisten, die namentlich in Verbindung mit der Lex Salica überliefert und für die Chronologie der späteren Merowinger wertvoll sind" [Wattenbach-Levison I.115].

Das herrschende Chronologiesystem des 7. bis 9. Jhs. beruht somit auf den in der Nach-Phantomzeit erfundenen Königslisten!

"Fredegar" und seine "Fortsetzer" wurden chronologisch ergänzt durch die fränkischen *Reichsannalen*, die faktisch eine "Familienchronik des Karolingischen Hauses" [ebd, II.162] darstellen und die getrost als Fälschung des 11. oder 13. Jhs. betrachtet werden können. Im übrigen enthalten diese Annalen auch kaum Hinweise auf Thüringen, sonst wären sie von den Thüringen-Historikern längst ausgewertet worden (Dobenecker brachte keine Auszüge). Das gleiche gilt für die folgenden Annalen des Einhard ("*annales Einhardi*"). Ab Ende des 7. Jhs. datieren die verschiedenen Klosterannalen [vgl. Wattenbach 1885, 135ff], die für die Anfangsjahre nur bruchstücksweise erhalten sind und kaum politischen Bezug haben (also auch im 6. Jh. ent-

standen sein können). In der Erstausgabe seines Werkes zeigte Wattenbach [1885, 134] am Beispiel der *Annales S. Amandi* auf, daß spätere Passagen, die politischen Bezug haben, dem Text erst nachträglich zugefügt worden sind.

"Die am Eingang stehende Nachricht von der Schlacht bei Tertri 687 ist nachträglich zugesetzt, die regelmäßig fortgesetzten Aufzeichnungen beginnen erst 708, und auch von da an möchte ich noch nicht behaupten, daß gleich von Anfang an alles gleichzeitig vorgetragen wäre."

Daß über 60 Prozent der Königsurkunden aus der Merowingerzeit und viele spätere Kaiserurkunden gefälscht sind, wird kaum noch bezweifelt [Spiegel 29/1998]. Soweit es um die Karolinger selbst geht, hat Illig in seinen zahlreichen Untersuchungen deren Fiktivität so überzeugend bewiesen, daß es hier genügt, auf diese zu verweisen.

Analysiert man die ersten Kapitel des Geschichtswerkes des Widukind, das im 10. Jh., also vor Otto III., entstanden ist, zeigt sich deutlich, daß dieser Autor, obwohl zeitlich nahestehend, die Ereignisse, die sich im 7., 8. und frühen 9. Jh. abgespielt haben sollen, gar nicht gekannt hat.

Zunächst berichtete Widukind, nach einer kurzen Einleitung über die Ursprünge der Sachsen (gemeint sind natürlich die heutigen Niedersachsen) sehr ausführlich in 11 Kapiteln [1.4-14] über die Kämpfe zwischen Sachsen und Thüringern, die mit dem Untergang des Thüringer Königreiches endeten. Ist dieser Bericht, wie dargelegt, auch stark verzerrt, so behandelt er jedenfalls ein Ereignis, das tatsächlich stattgefunden hat. Nach dieser ausführlichen Schilderung, die mit dem diskreten Hinweis auf einen "Treubruch der Franken" (555/556?) endete, ging Widukind fast übergangslos ab Kapitel I.16 auf die späten Ostfrankenkönige (Arnulf, Ludwig) und die Sachsenherzöge des späten 9. Jhs. und nachfolgend auf Konrad I. und Heinrich I. ein, als ob es die (konventionell) dazwischenliegenden 350 Jahre nicht gegeben hätte! Lediglich in dem kurzen, nur aus drei Sätzen bestehenden Übergangskapitel I.15 wird der "große Karl" erwähnt, der "teils durch sanfte Überlegung teils durch kriegerischen Angriff" es schaffte, daß die Sachsen, "welche einst Bundesgenossen und Freunde der Franken waren, nun Brüder und gleichsam ein Volk durch den christlichen Glauben" wurden.

Es handelt sich hier offensichtlich um eine spätere Interpolation, Dafür spricht schon, daß dieses Kurzkapitel in keinerlei Zusammenhang zu dem vorhergehenden 14. und dem folgenden 16. Kapitel steht. Das Werk des

Widukind ist nur in Handschriften zwischen 1220 und 1250 erhalten geblieben, die nicht identisch sind. Die Urfassung ging verloren, so daß nur Vermutungen über den ursprünglichen Inhalt des Kapitels 15 geäußert werden können. Es könnte Informationen über Chlothars Beziehungen zu den Sachsen enthalten haben, die dann auf den "großen Karl" übertragen worden sind. Das 16. Kapitel beginnt mit einer seltsam klingenden Bemerkung, die sich auf das Jahr 900 bezieht:

"Als der letzte der Karolinger, welche bei den Ostfranken herrschten, wurde Ludwig dem Arnulf, einem Brudersohn Karls, des Urgroßvaters Königs Lothars, der jetzt regiert, geboren".

Widukind (oder ein späterer "Bearbeiter") meinte den westfränkischen König Lothar (954-986), der als Urenkel von Karl dem Kahlen (konv. 840-877) gilt. Er identifizierte letzteren offensichtlich mit Karl dem Dicken (konv. 885-888), dem Onkel König Arnulfs (887-899). An anderer Stelle [I,28] nannte er Karl als einen der Söhne Kaiser Ludwigs (bei Widukind: "Hluthovichs, des Sohnes Karls des Großen"), dem nach der Reichsteilung und dem Wegsterben seiner Brüder das ganze Reich zufiel, ehe er vom Arnulf verdrängt wurde, der sich nach dessen Tod "sein ganzes Reich" aneignete. Er identifizierte auch Lothar I. und II. sowie Ludwig den Jüngeren mit Ludwig dem Kind, so daß hier offensichtlich eine frühe und chronologisch noch kurze Fassung der Ostfrankenlegende vorliegt.

Diese wurde wahrscheinlich geschaffen, um darzulegen, daß die ost-rheinischen Stämme schon vor ihrer Vereinigung in einem einheitlichen Reich gelebt hatten; das neue Reich wurde so auch historisch legitimiert. In der vorliegenden Fassung der "*Sachsengeschichte*" wird der "große Karl" noch zweimal kurz erwähnt. In beiden Fällen bin ich überzeugt, daß in der Urfassung ein anderer Name stand:

"Und diese [Mathilda, die zweite Frau Heinrichs I, und deren Ahnen; K.W.] waren aus dem Stamme des großen Herzogs Widukind, welcher einen gewaltigen Krieg gegen den großen Karl fast dreißig Jahre führte" [I.31].

Von einer Niederlage Widukinds (Wittekind's) ist nicht die Rede, so daß ich empfehle, den Namen Karl durch den Namen Chlothar (I.) zu ersetzen. Im Kapitel 19 heißt es, daß "Karl der Große" die Awaren besiegt habe. Auch diese Stelle erinnert an den Sieg des Königs Sigibert I. (angeblich nach 562), auf den ich noch zu sprechen komme. Der Fälscher, der Widukinds Werk "leicht" überarbeitet hat, war offensichtlich noch ungeschickt. Er

übersah Stellen, die gar nicht in seine Konzeption paßten. So wurde der Sieg Ottos I. 955 über die Ungarn am Lechfeld wie folgt gewürdigt: "Denn eines solchen Sieges hatte sich keiner der Könige vor ihm in 200 Jahren erfreut" [III.49]. Diese Feststellung besagt eindeutig, daß Widukind tatsächlich von der Existenz Karls des Großen nichts geahnt haben kann, sonst hätte er eine andere Zahl nennen müssen. Die Äußerung bekommt nur einen Sinn, wenn man von der Phantomzeit (297 Jahre) ausgeht. Dann kommt man auf das Jahr 458. Die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern, in der Aethius im Bunde mit germanischen Königen die Hunnen unter Attila schlug, fand bekanntlich 451 statt. (Geringfügige Abweichungen von seinen angenommenen Phantomjahren räumt Illig bekanntlich ein; auch hat Widukind offensichtlich eine "runde" Zahl genannt). Widukinds Charakteristik Ottos I. [III.36] ähnelt auffallend der des "großen Karls", so wie sie (Pseudo-)Einhard gezeichnet hat. Ansonsten hat letzterer fleißig römische Autoren, wie den Sueton, kopiert.

Diese grundlegenden Bemerkungen zu den einschlägigen Schriftquellen waren nötig, damit der Leser die Analysen in den folgenden Abschnitten dieses Beitrages nachvollziehen kann. Davor möchte ich jedoch noch grundsätzlich auf den archäologischen Befund für die Zeit nach 531 in Thüringen eingehen.

4. Thüringen nach 531 : Archäologischer Befund

Die 531 eindringenden Franken sollen in Thüringen Befestigungsanlagen errichtet haben. Der Archäologe Berthold Schmidt [1983, 547] schrieb hierzu folgendes:

"Durch archäologische Funde sind die Hasenburg bei Großbodungen, Kreis Worbis, und die Sachsenburg, Kreis Artern als fränkische Befestigungen ausgewiesen."

Die Hasenburg wurde um 1070 an der alten thüringisch-sächsischen Stammesgrenze von Kaiser Heinrich IV. errichtet. Es wurden auf dem Hasenbergplateau Siedlungsspuren aus urgeschichtlicher und fränkischer Zeit gefunden [Hoppe/John 75].

Es ist anzunehmen, daß wegen der strategischen Lage hier schon eine germanische Befestigungsanlage bestand, die von den Franken übernommen, also nicht errichtet worden ist. Behm-Blancke [73] erwähnte auch ganz allgemein, daß sich hier eine fränkische Militärstation befand, ohne dies konkret zu begründen (Stattdessen verwies er auf einige fränkische Krieger-

gräber, die an anderen Orten Thüringens ausgegraben wurden). Greifbar ist für mich nur der Schatz, der in einem Kartoffelacker bei Großbodungen gefunden wurde und der aus römischen Münzen, geprägt zwischen 350 und 423, und Resten von zerhackten römischen Silbergefäßen und einer Silberplatte besteht [Andert 34; B. Schmidt, Tafel 59]. Die Sachsenburgen (Hakenburg und Sachsenburg) an der Thüringer Pforte (nördlich der Unstrut) waren ebenfalls Grenzfestungen, die erstmals 1247 urkundlich erwähnt wurden. Das Gelände um die Sachsenburgen wurde von Zschische untersucht und vermessen, wobei er feststellte, daß das gesamte, 136 Morgen große Gebiet durch Gräben und Wälle eine einzige, in sich geschlossene Anlage bildete. In dem von ihm geöffneten Grabhügel stieß er, wie andere bereits vor ihm, auf Funde (Scherben und Waffenreste) aus allen zeitlichen Epochen, von der Steinzeit bis ins hohe Mittelalter [Andert 120 ff]. Es handelt sich somit um eine uralte Befestigungsanlage, die aber nachweisbar auch von den Franken zeitweilig besetzt worden war:

"Neben zahlreichen fränkischen Waffenresten auf der Burg fand man am Fuße der Sachsenburgen zwei merowingische Goldmünzen. Auf der einen ist ein sonst unbekannter Münzmeister aus Constantio, dem heutigen französischen Coutanes [wohl Coutances; K.W.], vermerkt, die zweite Münze trägt das Portrait des Merowingerkönigs Childebert III., der in den Jahren 695 bis 711 regierte" [Andert 122f].

Natürlich trug die Münze keine Ordnungszahl des Herrschers, so daß genausogut Childebert II. (575-595/596) oder (für mich wahrscheinlicher, da ich einen Zusammenhang zu dem noch zu erörternden Feldzug des Sigibert gegen Herzog Radulf sehe) Childebert I. (511-558) in Betracht kommen. Umweit der Sachsenburgen befindet sich die Monraburg, wo ebenfalls fränkische Kriegerspuren gefunden wurden. In einer Kiesgrube bei Steinhalleben, auch in der Umgebung, wurden 1959/1960 Gräber fränkischer Krieger mit voller Waffenausrüstung gefunden [Andert 123]. Solche fränkische Kriegergräber sind auch aus anderen Stätten Thüringens überliefert, so in Mühlhausen [Andert 56], in Niederwillingen bei Arnstadt [Caemmerer 1956, 78, Anm. 503] und in Wandersleben bei Gotha [ebd, 78, Anm. 503a]. Umweit der Altenburg bei Weißensee wurde sogar ein kleiner fränkischer Friedhof mit acht Kriegergräbern ausgegraben [Andert 111ff]. Die fränkischen Kriegergräber ließen sich leicht von thüringischen unterscheiden:

"Der fränkische Krieger trug zwei dem Thüringer Krieger ungewohnte typisch fränkisch-merowingische Waffen: die lange, dem römischen

Pilum nachgebildete Hasenlanze (ango) und die Wurfaxt (francisca)"
[Caemmerer 1956, 76; vgl. Andert 56].

Diese Gräber und Fundstücke bestätigen, daß Thüringen im 6. Jh. zeitweilig von Franken besetzt war; eine weitere Besetzung noch im 7. und 8. Jh. kann mit ihnen aber nicht bewiesen werden. Verfechter der letztgenannten Behauptung können sich nur auf Vermutungen stützen, die letztlich nur mit falsch datierten Dokumenten gerechtfertigt werden. So stellte B. Schmidt [1983, 547] Vermutungen an, wo sich noch fränkische Befestigungen befinden haben könnten. Er wies auf Schriftquellen, insbesondere auf die Heden-Urkunde von (angeblich) 704 und die Bonifatiusbriefe (alle diese Urkunden werde ich noch analysieren) hin, kam aber zu seinem offensichtlichen Bedauern zu dem Ergebnis, daß diese schriftlichen Hinweise keine archäologische Bestätigung gefunden haben. Auch sonst konnte er nicht auf archäologische Funde hinweisen, die eindeutig dem 7. und 8. Jh. zuzuordnen sind. Wie alle anderen Archäologen betonte er die ausgesprochene Fundarmut, soweit es um diese Jahrhunderte geht, wobei er besonders auf Erfurt, auf das ich noch zu sprechen komme, hinwies [ebd].

Aufschlußreicher sind die mir vorliegenden Berichte über entdeckte Grabfelder, besonders in und um Mühlhausen und Weimar. Wie aus den kostbaren Grabbeilagen hervorgeht, war Mühlhausen ein bedeutender altthüringischer Adelssitz, möglicherweise sogar der Sitz eines Thüringer Teilkönigs. Wegen seiner strategischen Bedeutung (Unstrutfurt) ist dieser bestimmt nach 531 von den Franken besetzt worden. Der heutige Ortsname ist fränkisch. In einer allerdings stark umstrittenen Schenkungsurkunde, angeblich auf 775 datiert (sie wird Karl dem Großen zugeschrieben und gilt als Ersterwähnung der Stadt) heißt es "mulinhuso, ubi franci homines commanent" (Mühlhausen, wo Franken wohnen). Es wurde hier auch das Grab eines fränkischen Kriegers, erkennbar an der Francisca, gefunden. Ihm hatte man den Schädel eingeschlagen [Andert 56].

Umweit von Mühlhausen, insbesondere bei Ammern und bei Görmar wurden mehrere Grabfelder entdeckt. Alle Archäologen ordnen sie der Zeit des Thüringer Königreiches zu. Dafür sprechen der Bestattungsstil (z.B. Reihengräber) und die reichlichen Grabbeigaben [Abbildungen bei Behm-Blancke 1973a passim]. Bei Ammern wurden zwei typisch altthüringische Gräberfelder gefunden, die zusammen über 30 Gräber bargen. Nur einige Meter entfernt entdeckte man ein anderes, wesentlich größeres Gräberfeld, das aus über 150 Gräbern besteht. Es wird als "thüringisch-fränkisch"

bezeichnet und, ohne weitere Begründung, dem 7./8. Jh. zugeordnet [Andert 54]. Als einzigen Beleg für den "fränkischen" Charakter des letzten Grabfeldes fand ich in der Literatur die Angabe, daß dort eine "große, mit Glassteinen sowie mit Filigran üppig verzierte fränkische Goldscheibenfibeln" gefunden wurde, die ähnlichen Fibeln entsprach, die im Gräberfeld Kaltenwestheim und auf der Bockhornschanze bei Quedlinburg geborgen wurden (Behm-Blancke [1973a, 68; 180, dazu Abb. Nr. 138, 139] betonte allerdings, daß es sich um ein "aus dem Westen importiertes Schmuckstück" handele). Das Grabfeld selbst trug allerdings eindeutig thüringischen Charakter:

"Ein Vergleich dieser drei Gräberfelder ergibt aber über zweihundert Jahre keine wesentliche Änderung der Grabsitten, der Beschaffenheit der Skelette und der Beigaben. [...] Auf allen drei Friedhöfen fand man Gräber, die wertvolle Waffen und kostbaren Schmuck enthielten. Das zeigt, daß im Lebensstandard des Thüringer Adels nach der Eroberung durch die Franken sich zunächst [? K.W.] nicht viel geändert haben kann" [Andert 54].

Auch die anderen Grabstätten in und um Mühlhausen bieten kein anderes Bild. Zu erwähnen ist, daß in den Grabfeldern auch Münzen gefunden wurden (Es war Sitte, den Toten Münzen in den Mund zu legen). Es fand sich keine einzige fränkische Münze. Im Mühlhäuser Gräberfeld wurde ein Solidus des Honorius (393-423) und ein Solidus des Anastasius (491-518) gefunden [Andert 56]. All dies erhärtet meine These, daß es sich nur um Grabfelder des 6. Jhs. handeln kann. Weitere Funde wurden in und um Mühlhausen bis ins 10. Jh. nicht gemacht.

Aufschlußreich sind auch die Ausgrabungen, die in Weimar, von dem dort ansässigen Thüringer Museum für Ur- und Frühgeschichte durchgeführt wurden (schon aus diesem Grund ist anzunehmen, daß sie besonders sorgfältig waren). Wie schon dargelegt, wurden auf dem Nordfriedhof ausgedehnte Gräberfelder des Thüringer Königreiches mit wertvollen typischen Grabbeilagen gefunden. Diese Bestattungen wurden auch nach dem Untergang des Thüringerreiches fortgesetzt und trugen weiterhin eindeutig thüringischen Charakter. Dann kam das Ende:

"Auf dem Gräberfeld Weimar-Nord brach im frühen 7. Jahrhundert die Belegung ab" [Behm-Blancke 1975, 47].

Auch im übrigen Weimar wurden keine Grabstätten mehr gefunden. Weimar ist eine der ältesten Siedlungen Thüringens, die bis zum Anfang des 7.

Jhs. archäologisch sehr gut belegt ist. In der Folgezeit müssen aber die Bewohner ihre Stadt verlassen haben, denn sie hinterließen keinerlei späteren Spuren. Nur widerstrebend weisen die Archäologen hierauf hin, wobei sie diese Besiedlungslücke nur mühsam zu kaschieren versuchen:

"Nur einige im Bereich der Jakobsvorstadt gefundenen Scherben aus dem achten bis neunten Jahrhundert deuten an, daß die völkerwanderungszeitliche Siedlung am Brühl und längs der Ilm bis zur frühdeutschen Zeit weiterbestand" [Behm-Blancke 1975, 47].

Unerwähnt ließ aber Behm-Blancke, warum er diese Scherben gerade ins 8. und 9. Jh. datiert hat! Nach dem Ende der Phantomzeit wachte auch Weimar aus seinem Dornröschenschlaf wieder auf. Nunmehr fanden sich auch wieder archäologische Spuren und Grabstätten, die urkundliche Erst-erwähnung erfolgte allerdings erst 975. Anscheinend hatten die Fuldaer und Hersfelder Klosterverwaltungen kein Interesse an Gütern in Weimar.

Auf die Keramikfunde bin ich noch nicht eingegangen; hierzu werde ich mich kurz fassen. Behm-Blancke ging ausführlich auf die zahlreichen Keramikfunde bis zum Ende des Thüringerreiches ein. Schmidt [1983, Tafel 57] beschrieb noch thüringische Keramik des 6. Jhs., die in und um Merseburg, Naumburg und Hohenmölsen (heute südliches Sachsen-Anhalt) ausgegraben wurde.

Dann brachen auch diese Funde ab. Als einziger Beleg für die folgenden Jahrhunderte gelten doppelkonische Schalen und Krüge, die als typisch fränkisch bezeichnet werden und die allorts in Thüringen gefunden wurden. Allerdings wird auch angegeben, daß es sich um Importe aus dem Westen handeln muß, die von einheimischen Töpfern nachgeahmt wurden [Behm-Blancke 1983, 173]. Es gibt keinen überzeugenden Grund, diese dem 8. oder 9. Jh. zuzuordnen, zumal solche genauen Zuordnungen gar nicht möglich sind. Keramikforscher sind längst zu der Erkenntnis gekommen, daß zwischen (angeblich) Jahrhunderte auseinanderliegenden Stücken nicht unterschieden werden kann. (Zur Fragwürdigkeit der chronologischen Einordnung von Keramikfunden der Frankenzeit vgl. Niemitz [1994, 40ff].)

Um eine gewisse Seitenzahl nicht zu überschreiten, konnte ich mich nur auf Schwerpunkte beschränken, hoffe aber, überzeugend aufgezeigt zu haben, daß archäologisch gesehen auch Thüringen im frühen 7. Jh. in eine Phantomzeit eingetreten ist.

5. Thüringen um 600 (= 900)

Der archäologische Befund läßt nur den Schluß zu, daß Thüringen nur relativ kurz unter unmittelbarer fränkischer Herrschaft stand. Auch die Schriftquellen besagen nichts anderes, so daß manche (wenn ich zwischen den Zeilen lese, fast alle) Historiker nur noch von einer nominellen Oberherrschaft über das sonst selbständige Thüringen sprechen. Tille [3] brachte diese Erkenntnis wie folgt zum Ausdruck:

"Aber im ganzen kann von Bedrückung und starkem fränkischen Einfluß nicht die Rede sein, und ausgesprochen fränkische Funde sind nicht gemacht worden."

Mitunter wird als Gegenargument der "Schweinezoll" erwähnt, der den Thüringern 531 auferlegt und erst 1002 durch Kaiser Heinrich II. erlassen worden sei. Jonscher [12] schrieb z.B.:

"Zum Zeichen der Unterwerfung war ein jährlicher Tribut an die Franken in Form von Schweinen zu entrichten, was als besonders demütigend galt".

Es erstaunt schon, daß ein solcher Tribut über fast 500 Jahre ununterbrochen entrichtet worden sein soll. Tatsächlich gibt es vor 1002 auch keinen einzigen Beleg für einen solchen Zins, so daß davon auszugehen ist, daß es sich um eine reine Erfindung handelt. Diese Mär wurde wahrscheinlich aus politischen Gründen in die Welt gesetzt. Ekkehard I., seit 995 Herzog von Thüringen und Markgraf von Meißen [vgl. Thietmar von Merseburg V.7], hatte sich gegen Heinrich II. 1002 vergeblich um die Kaiserkrone bemüht und wurde anschließend ermordet.

Die politische Situation im Frankenreich des späten 6. Jhs. wird sehr eingehend in der vor 613 entstandenen Grundversion des "Fredegar" geschildert. Enge Verwandte und sogar Brüder kämpften in blutigen Kriegen gegeneinander, wie nach 600 Theuderich II. und Theudebert II., beide als Brüder Enkel der Brunehild, sowie Chlothachar/Chlothar II., der Sohn der Fredegunde.

Illig [1992b, 79] sprach zu Recht von einer "Selbstvernichtung der Merowinger". Zum 16. Regierungsjahr des Burgunderkönigs Theuderich (konvent. 610/611) heißt es bei "Fredegar" :

"Theuderich marschierte nun gegen Theudebert, der auf der Walstatt von Toul besiegt wurde und floh. Hierauf brachte Theudebert aus

Sachsen, Thüringern und anderen Stämmen von der anderen Seite des Rheines ein zweites Heer zusammen, erlag aber wiederum" [IV.39].

In der Folgezeit (613 ?) sandte Brunehild

"den Sigibert, Theuderichs ältesten Sohn, nach Thüringen. Sie ließ ihn den Hausmeier Warnacher sowie Alboin und andere Großen dorthin nachkommen. Diese sollten die Stämme jenseits des Rheins zum Widerstand gegen Chlothachar aufreizen." [IV.41]

Ich möchte es hier dahingestellt sein lassen, ob diese Geschehnisse richtig dargestellt wurden (ein Bearbeiter fügte hier Arnulf und Pippin, die Urahnen der Karolinger ein) und ob die Chronologie stimmt (es wurden im Urtext noch keine absoluten Jahreszahlen genannt). Wichtig ist in unserem Zusammenhang, daß auch nach diesem Text Thüringen um 600 als ein selbständiger, den Sachsen ebenbürtiger Stamm galt. Die Franken konnten in Thüringen keine Krieger aufbieten, sondern waren gezwungen, Söldner anzuwerben. Geht man von dem Phantomzeit-Konzeption aus, bestand die gleiche Situation unmittelbar vor dem Beginn und unmittelbar vor dem Ende der Phantomzeit, worauf, im Hinblick auf das gesamte Frankenreich, Illig [1992b] schon mehrfach hingewiesen hat. Dies geht auch deutlich aus den Urkunden der letzten "ostfränkischen" Königen hervor. So heißt es in einer Urkunde, die König Ludwig (das Kind) 903 ausgestellt haben soll, daß eine Einziehung von Grundbesitz "nach dem Urteil der Franken, Alamanen, Baiern, Thüringer und Sachsen" erfolgt sei [Dobenecker Nr. 307]. Diese Stammesherzogtümer bestanden schon im 6. Jh. und schlossen sich nach 919 zum "Ersten Reich" der Deutschen zusammen.

6. Herzog Radulf von Thüringen

Ich gehe davon aus, daß im "Fredegar"-Text auch historische Ereignisse geschildert werden, die sich tatsächlich schon im 6. Jh. ereignet haben. Um die Phantomzeit mit Ereignissen zu 'füllen', erfolgte m.E. auch eine Verdopplung von Herrschern und es wurden Taten der im 6. Jh. tatsächlich wirkenden Frankenherrscher in die folgenden Jahrhunderte versetzt. (Jeder Phantasie sind immerhin Grenzen gesetzt !) Dazu rechne ich alle Texte des "Fredegar", die sich auf den Slawenkönig Samo und den Thüringerherzog Radolf beziehen. Interessant sind drei Passagen des Buches IV. In der ersten Passage [IV.48] wird berichtet, daß im 40. Regierungsjahr des Frankenkönigs Chlothaher (konvent. Chlothar II., also 623/624) sich die

Slawen "gegen die Hunnen (Chuni), die man Awaren (Abari) nennt", erfolgreich erhoben und in Böhmen "unter dem "fränkischen Kaufmann" Samo ein Königreich errichtet hätten.

Die Sorben in Ostthüringen unter Dervan(us) hätten sich ihnen angeschlossen [IV.68]. Geht man davon aus, daß dies im 40. Regierungsjahr des Chlothar I. (511-561), also nicht unter Chlothar II., geschehen ist, kommt man auf das Jahr 551 ! Gab es aber damals schon Slawen in Böhmen und Ostthüringen ?

Im Standardwerk "Die Slawen in Deutschland" [Herrmann 1970] wurden zahlreiche archäologische Belege für die ersten Slawensiedlungen vorgelegt, aber nicht datiert. Der Herausgeber Herrmann [ebd, 14ff] vertrat die Ansicht, daß eine Datierung nur nach den Schriftquellen erfolgen kann und hielt deshalb ein Eindringen von Slawen vor Mitte des 7. Jhs. für ausgeschlossen. Seine einzige Richtschnur bildete natürlich die dubiose Chronologie des "Fredegar". Im gleichen Band [25ff] meldete jedoch Walther gegen die Auffassung seines Herausgebers gelinde Zweifel an und hielt sogar eine Ansiedlung von Slawen in der Mitte des 6. Jhs. für möglich! Hätte Herrmann den "Fredegar" besser studiert, hätte schon er merken müssen, daß auch in dessen Text davon ausgegangen wird, daß "ansässige" Slawen sich gegen die Awaren erhoben hatten. Es heißt sogar wörtlich, daß die Sorben,

"die seit alters zum fränkischen Reich gehört hatten, unter ihrem Herzog (dux) Dervanö sich Samo angeschlossen hätten" [IV.68] !

Nicht unerwähnt soll in diesem Zusammenhang bleiben, daß schon zur Zeit des Kaisers Justinian (527-565) slawische Stämme Byzanz angriffen und die Balkanhalbinsel zu großen Teilen besiedelten [Ostrogorsky 1952, 59ff]. Herrmann hat auch keinerlei Verwunderung darüber geäußert, daß der Stamm der Sorben, der in Thüringen östlich der Saale siedelte, schon so früh in einer Schriftquelle auftauchte, selbst wenn man wie "Fredegar" vom 7. Jh. ausgeht. In den anderen Quellen wird dieser Stamm erst ab dem 9. Jh. erwähnt ([Herrmann 202]; natürlich beziehen sich alle Belege auf das 6. und das 10. Jh., ohne daß es eine Zwischenzeit gab).

In der zweiten einschlägigen Passage des "Fredegar" [IV.68] wird berichtet, daß zum Kampf gegen die Sorben unter Derwan im 8. Regierungsjahr des Dagobert I. (konvent. 630/631; den Namen gab es auch im 6. Jh., vgl. Gregor [V.34]) ein Sigibert (III.) zum Mitregenten im östlichen Frankenreich ("Austrasia") bestimmt worden sei. Dieser war nach der Fredegar-Legende zwar nur Mitregent, gebärdete sich aber bald wie ein Alleinherr-

scher (vgl. z.B. die Unterwerfung des Fara [IV.77]). Ich setze ihn mit Sigibert I. (561-575) gleich. Gleichzeitig mit Sigibert wurde der Adlige Radulf zum Herzog (dux) der Thüringer eingesetzt. Nach dem Bericht besiegten Sigibert und Radulf dann auch die Sorben [IV.68]. Anschließend gelang es Radulf, der sich auf den thüringischen Adel stützte, eine selbständige Machtbasis aufzubauen. Er hatte viele Sympathisanten im Frankenreich, seine Beziehungen reichten bis zum Königshof [IV.77]. Hochinteressant ist die sehr lange dritte einschlägige Passage des "Fredegar" [IV.77]. Hier heißt es, daß sich der Thüringerherzog Radulf bald unabhängig vom Frankenreich gemacht hat. Dies soll im 8. Regierungsjahr des Sigibert (stets ohne Ordnungszahl), nach meiner These also etwa 569, geschehen sein:

"Als Sigibert im 8. Jahr König war, empörte sich der Herzog Radulf von Thüringen mit Macht gegen ihn. Da entbot Sigibert alle seine austrasischen Mannen ins Feld und zog mit ihnen über den Rhein."
[IV.77]

Dieser Sigibert hatte somit seinen Königssitz westlich des Rheins, wie es auch bei Sigibert I. der Fall war. Zunächst zog er aber nicht nach Thüringen, sondern kämpfte gegen "Fara, Chodoachs Sohn, der mit Radulf im Einverständnis war", den er schließlich besiegte und tötete. Erst dann drangen seine Mannen in Thüringen ein:

"Die Großen und alle Leute des Heeres gaben sich die Hand darauf, daß keiner dem Radulf das Leben schenken wolle. Daraus wurde jedoch nichts. Wie Sigibert mit seinem Heer in Eile durch die Buchonia zog, verschanzte sich Radulf in einem durch Holz befestigten Lager auf einem Berg über dem Fluß Unstrut in Thüringen, zog von allen Seiten soviel Mannschaft, wie er konnte, hier zusammen und setzte sich mit Weib und Kind in seinem Bollwerk fest, zur Verteidigung bereit. Als Sigibert mit seinem Heer dahin kam, schloß er die Festung von allen Seiten ein. Radulf saß drinnen, vortrefflich zum Kampf gerüstet."

Sigibert war aber der Lage nicht gewachsen:

"Doch dieser Kampf wurde planlos begonnen, daran war die Jugend König Sigiberts schuld; denn die einen wollten noch am gleichen Tag zur Schlacht rücken, die anderen erst am nächsten, und so kam es nicht zum gemeinsamen Entschluß."

Wie üblich, wurde Radulf sein schließlicher Sieg nicht nur seiner Tüchtigkeit zugerechnet. Es soll Verräter in den eigenen Reihen gegeben haben:

"Der Herzog Bobo von Arverna mit einem Teil von Adalgisels Mannschaft, Anovalans, der Graf des Sogiontinischen Gaus, mit seinen

Leuten und ein großer Teil des übrigen Heeres rückten sofort an das Tor der Festung gegen Radulf zum Kampfe vor. Dieser aber hatte von einigen Herzögen in Sigiberts Heer die Zusage erhalten, daß sie ihn nicht ernsthaft angreifen, und brach nun aus seiner Festung hervor, fiel über Sigiberts Heer her und brachte ihm eine furchtbare Niederlage bei. Die Mainzer hatten sich in diesem Kampf als treulos erwiesen."

Die Heerführer unterstanden somit nicht der Kommandogewalt des Königs. Ihre Namen zeigen, daß auch Adlige aus dem westlichen Frankenreich dabei waren, Die heutige Auvergne hieß damals "Arverna". Gregor [V.39; VI.45] nannte mehrfach einen Herzog Bobo, der allerdings im 6. Jh. gewirkt hat. Grimoald könnte des Urbild des Grimoald (Sohn Pippins des Älteren) der Karolingerlegende gewesen sein. Die Größe der Niederlage Sigiberts kommt im Text sehr deutlich zum Ausdruck:

"Viele tausend Menschen sollen durch das Schwert gefallen sein. Radulf kehrte siegreich in seine Festung zurück. Sigibert aber mit seinen Getreuen war schwer betrübt, er saß auf seinem Pferd, und mit Tränen in den Augen jammerte er über seinen Verlust, denn der Herzog Bobo, der Graf Anovalans und sonst noch die tapfersten Ritter seines Adels und ein großer Teil seiner übrigen Mannen waren unter seinen Augen bei diesem Treffen niedergemacht worden. Auch Fredulf, der Haushofmeister, der als Radulfs Freund galt, fiel im Kampf."

Damit sein Restheer nicht völlig vernichtet wurde, blieb Sigibert nichts anderes übrig, als um Abzug zu bitten:

"Da man erkannte, daß nichts gegen Radulf auszurichten sei, wurden am anderen Morgen Gesandte zu ihm geschickt und ein Abkommen mit ihm getroffen, wonach Sigibert mit seinem Heer unbelästigt an den Rhein und nach Hause zurückkehren konnte."

Radulf war nunmehr nicht mehr irgendein Herzog, wie es einige in Sigiberts Heer gab, sondern wurde de facto vom Frankenreich unabhängig, was im Bericht auch eindeutig zum Ausdruck kommt:

"Radulf aber, voll Übermut, gebärdete sich als König von Thüringen, schloß Freundschaft mit den Wenden [= Sorben; K.W.] und knüpfte auch mit den übrigen benachbarten Völkern ein friedliches Verhältnis an. Dem Namen nach erkannte er zwar Sigiberts Oberherrschaft an, aber in der Tat widersetzte er sich ihr kräftig." [alle Zitate aus IV.77 nach Andert 145 ff]

Ich habe an der inhaltlichen Richtigkeit dieses Berichtes keinen Zweifel. Warum sollte ein Fälscher gerade eine fränkische Niederlage erfinden? Die teilweise zitierten Passagen heben sich im Stil deutlich vom übrigen Fredegartext ab. Ich neige der Ansicht zu, daß es sich ursprünglich um einen Text des Gregor von Tours gehandelt hat, der in das Werk des Pseudo-Fredegar übernommen wurde. Gregor hat sich immerhin auch nicht gescheut, die Niederlage Chlothars I. 555/556 gegen die Sachsen freimütig einzugestehen. Auch andere Indizien, auf die ich noch eingehen werde, sprechen dafür, daß hier Ereignisse des 6. Jhs. geschildert wurden.

Die Entstehung des selbständigen Thüringer Herzogtums paßt auch in die politische Gesamtsituation Mitteleuropas in der zweiten Hälfte des 6. Jhs. Immerhin hatten bereits 555/556 die Sachsen nach einem entscheidenden Sieg über die Franken ihre Unabhängigkeit erkämpft. Es entstanden in dieser Zeit auch andere, vom Frankenreich unabhängige Stammesherzogtümer. Bereits 536 machten die Alemannen, die von Chlodwig unterworfen worden waren, sich wieder selbständig. Ihr erster Stammesherzog war Garibald (536-554). Etwas später schufen auch die Bayern ihr Herzogtum. Ihr erster Herzog hieß auch Garibald (ca. 555-594). Im späteren Deutschland beherrschten die Franken nur noch das Rheingebiet ("Herzogtum Lothringen", vielleicht nach Chlothar benannt) sowie das spätere Hessen und Ostfranken ("Herzogtum Franken"). Wir haben somit genau die Situation vor uns, die ich bereits im Abschnitt 5 dieses Betrages für die Zeit vor 600/900 rekonstruiert hatte!

Der historische Sigibert I. des 6. Jhs. hielt sich vorwiegend im Westfrankenreich auf. Sein Leben war, wie das aller Merowinger (und wie auch das des sog. Sigibert III.) blutigen Bürgerkriegen gewidmet. Gregor von Tours berichtet aber auch von zwei Feldzügen, die er gegen die "Hunnen" geführt hat:

"Nach dem Tod König Chlothars brachen aber die Hunnen in Gallien ein und Sigibert zog mit seinem Heere gegen sie aus, und als es zum Kampfe kam, wurden sie besiegt und in die Flucht geschlagen. Danach schloß der König derselben mit Sigibert durch Gesandte Freundschaft." [IV.23]

"Die Hunnen wagten wiederum nach Gallien zu kommen. Gegen sie zog Sigibert in das Feld, und es folgte ihm eine große Schar tapferer Männer" [IV.29].

Diese "tapferen Männer" ereilte aber dasselbe Schicksal, das die "Mannen"

des Sigibert III erlitten hatten: Die Hunnen "schlugen sie hart auf das Haupt":

"Als nun das Heer Sigiberts floh, wurde er selbst von den Hunnen umzingelt. Und er würde in ihrer Gewalt geblieben sein, wenn er nicht, feig und verschlagen, wie er war, sie durch Geschenke gewonnen hätte, da er sie durch Waffengewalt nicht hatte unterwerfen können. Denn als er dem König Geschenke gemacht hatte, führten sie Zeit ihres Lebens keinen Krieg mehr miteinander.[...] Auch dem Hunnenkönig gab König Sigibert viele Geschenke. Dieser hieß Gagan [= Kagan, ein Titel; K.W.], denn alle Könige dieses Volkes führten denselben Namen."
[IV.29]

Beide Berichte entsprechen auffallend den Berichten der beiden Feldzüge des Sigibert III.: des ersten zusammen mit Radulf gegen die Slawen und des zweiten gegen Radulf, der sich mit den Slawen verbündete. Nur der Namen Radulfs fehlte in dem Bericht des Gregor. "Hunnen" war damals eine Gesamtbezeichnung für bis dahin unbekannte Völker, die, von Osten kommend, ins Reich eindrangen. So wurden die Awaren und später auch die Ungarn noch von Widukind als Hunnen (Chuni) bezeichnet. Aus Gregor [IV.29] ergibt sich eindeutig, daß zwei Stämme sich miteinander verbündet hatten. Der zweite war eindeutig der der Awaren, die von einem Kagan geführt wurden, der erste wurde nicht näher bezeichnet. Es könnten die verbündeten Thüringer und Sorben unter der Führung Radulfs gewesen sein. Fraglich erscheint, ob diese Feldzüge in Gallien stattfanden. Paulus Diaconus [II.10] - oder sein Kompilator - kannte zweifellos das Werk Gregors und verwertete es für sein Werk. Er schrieb:

"Zu der Zeit fielen die Ungarn oder Awaren, bei der Nachricht von König Lothars Tode, über dessen Sohn Sigibert her. Dieser stieß in Thüringen auf sie an der Elbe mit Macht und bewilligte ihnen dann Frieden, um den sie ihn baten." [II.10]

Ich schließe nicht aus, daß der Autor die Elbe mit der Saale verwechselt hat. Nach dem vorliegenden Text des Paulus Diaconus räumten die Langobarden, "nachdem seit der Menschwerdung des Herrn 568 Jahre verflossen waren" [II.7] das Karpatenbecken ("Pannonien"), das sie dann "ihren Freunden, den Hunnen" (Awaren = Ungarn) überließen. (Die Datierung "568" ist bei Paulus die einzige "n. Chr." und insofern mit Vorsicht zu behandeln.) Der zweite Feldzug des Sigibert wurde in der Langobardengeschichte nicht erwähnt.

Schon jetzt möchte ich dem möglichen Einwand entgegentreten, daß trotz allem Radulf archäologisch nicht belegt sei, d.h. daß er als Person keine Bauinschriften hinterlassen habe. Natürlich beweisen diese in der Regel auch nicht viel, weil sie, wie die Urkunden, gefälscht sein können. (Mit diesem Argument könnte man auch viele Herrscher der Weltgeschichte streichen. Z.B. wurde von den vielen Burgen, die König Heinrich I. errichtet haben soll, nicht eine einzige archäologisch gesichert.) Ich habe aber belegt, daß die archäologischen Funde eindeutig beweisen, daß der thüringische Stammesadel bis zum Ende des 6. Jhs. (nachfolgende Funde sind in der Regel dem 10. Jh. zuzuordnen) seine Macht und seinen Reichtum bewahrt hatte, während die fränkische Herrschaft nur kurz gewesen sein kann. Dieser Stammesadel brauchte aber in der Regel, um seine Macht gegen außen und innen zu sichern, ein Oberhaupt. Wer soll dies aber gewesen sein? Da immerhin eine, zudem noch gegnerische Schriftquelle von Radulf als erstem Thüringerherzog berichtet, sollte man dieser, nur zeitlich versetzt, Glauben schenken. Um beim archäologischen Befund zu bleiben: Ich neige dazu, die bei den Sachsenburgen gefundenen zwei merowingischen Goldmünzen, von denen eine m.E. von Childebert I. (gest. 558) geprägt wurde, und die dortigen Kriegergräber als Überreste der "Mannen" des Sigibert zu betrachten. Andert vermutet auf Grund der topographischen Angaben im "Fredegar", daß eine der Burgen in und um Wiehe (im Unstruttal) das "vigi" (Bollwerk) des Radulf gewesen sein könnte:

"Am ehesten könnte man Radulfs Burg oberhalb des Schlosses vermuten, der 'villa', dem 'festen Haus' der ottonischen Könige, das von Thietmar erwähnt wurde." [Andert 147]

Archäologische Ausgrabungen sind hier noch nicht erfolgt! Über das weitere Schicksal Radulfs ist nichts bekannt. Manche Historiker behaupten zwar, daß er später von den Franken unterworfen worden sei, ohne den geringsten Beleg hierfür beizubringen. Eigentlich geht es ihnen hierbei nur darum, die angebliche spätere Zugehörigkeit Thüringens zum Frankenreich irgendwie plausibel zu machen. Andere behaupten, auch ohne jeden Beleg, daß Radulf 641/642 (konvent. Zeitrechnung) verstorben sei. Hier geht es darum, Radulf als Vorfahren der Herzöge von Würzburg vorstellen zu können, die dann von den Franken abgelöst worden seien (hierzu im nächsten Abschnitt). Wenn man von einer Phantomzeit von 297 Jahren ausgeht, wurde Radulf 858 Herzog der Thüringer und schlug 864 die Franken unter Sigibert. Im

den folgenden Abschnitten dieses Beitrages werde ich aufzeigen, daß nur die thüringischen Markherzöge des späten 9. Jhs. Nachfolger des Radolf gewesen sein können. Als früher Markherzog wurde in einer Urkunde Radulf genannt, der die Sorben (mit diplomatischen Mitteln!) unterworfen hat und der - wegen des angeblichen Zeitabstandes von 200 Jahren - als Radulf II. bezeichnet wird.

Mit Überraschung stellte ich fest, daß ein Herzog Radulf auch bei "Einhard" erwähnt wird, nämlich als Vater von Karls vierter Ehefrau, der Fastrada. Während es in der "*Vita Caroli Magni*" [Kap. 18] nur schlicht heißt, daß der Vater Fastradas "zum Volke der Ost- oder deutschen Franken" gehörte, ohne seinen Namen zu nennen, wurde "Einhard" in seinen Annalen ("*Annales Einhardi*") konkreter. Zum Jahre 783 heißt es hier:

"Nun kehrte er in sein Frankenland zurück und heiratete Fastrada, die Tochter des Herzogs Radolf. Sie gebar ihm zwei Töchter" [Bühler 224]. Schon der Titel "Herzog" verwundert, denn unter "Karl dem Großen" soll es nur Grafen, aber keine Herzöge gegeben haben. Mit diesem Titel wurden in den einschlägigen Werken (Einhard, Notker, Nithart) sonst nur Stammesfürsten vor ihrer Unterwerfung (z.B. Tassilo in Bayern) bezeichnet. Wie Illig nachgewiesen hat, gehören sowohl Karl der Große als auch sein Biograph Einhard eindeutig in das Bereich der Legende. Fälscher haben mitunter Probleme, ihre fiktiven Erzählungen mit lebenden Menschen oder Namen zu füllen. Dem Fälscher, wohl aus dem 11. Jh., war der Name des Thüringerherzogs Radulf, schon aus der Volksüberlieferung, durchaus noch geläufig und er scheute sich nicht, diesen Herzog Radulf zur weiteren Verherrlichung des "großen Karl" zu dessen Schwiegervater zu erklären !

Literatur

- Andert, Reinhold (1998): *Der Thüringer Königshort*; Querfurt
Apfelstedt, H.F.Th. (1883) : *Ergänzungen und Nachträge zu der Stammtafel des kevernburg-schwarzburger Hauses*; Sondershausen (Reprint: Arnstadt 1994)
Bartmuß, Hans-Joachim (1966): *Die Geburt des ersten deutschen Staates*; Berlin
Bauer, Hans (1974): *Reise in die Karolingerzeit*; Leipzig
Behm-Blancke, Günter (1961): "Aufgaben und erste Ergebnisse der Stadtkernforschung in Erfurt"; in *Ausgrabungen und Funde*. Band 6.; Berlin (256-266)
- (1973a): *Gesellschaft und Kunst der Germanen. Die Thüringer und ihre Welt*; Dresden

- Behm-Blancke, G. (1973b): "Neue Erkenntnisse zur fränkischen Binnenkolonisation in Thüringen"; in *Berichte über den II. Internationalen Kongreß der Slawischen Archäologie. II*; Berlin (427ff)
- (1975): "Ur- und frühgeschichtliche Kulturen im Stadtgebiet. 100 000 v.u.Z. bis zum 10. Jahrhundert"; in *Geschichte der Stadt Weimar* (Hg. Gitta Günther und Lothar Wallraf); Weimar (1-64)
- Bleiber, Waltraut (1988): *Das Frankenreich der Merowinger*; Berlin
- Böttche, Julius (1956): *Die Geschichte Ohrdrufs*; Ohrdruf
- Breysig, Kurt (1869): *Jahrbücher des fränkischen Reichs 714 - 741*; Leipzig [in Meyers Lexikon und bei Dobenecker als Quelle genannt, trotz Bemühens konnte ich bis jetzt dieses Werk nicht einsehen.]
- Büchner, Rudolf (1953): "Die Rechtsquellen"; Beiheft zu Wattenbach-Levison; Weimar
- Bühler, Johannes (Hg; 1923): *Das Frankenreich. Nach zeitgenössischen Quellen*; Leipzig
- Busch, O. (1940): *Vorgeschichte unseres Heimatgebietes Mühlhausen-Langensalza*; Eisenach
- Caemmerer, Erich (1936): "Bemerkungen zu den Örtlichkeiten der Hedanurkunde des Jahres 704"; in *Alt-Arnstadt XXXVI* (11) 7ff.
- (1956): *Vor- und Frühgeschichte Arnstadts und seiner weiteren Umgebung bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts*; Jena
- Devrient, Ernst (1907): *Thüringische Geschichte*; Leipzig
- Dobenecker, Otto (Hg; 1896): *Regesta diplomata necnon epistolaria historiae Thuringiae. I*; Jena
- Eggert, Wolfgang (1973): *Das ostfränkisch-deutsche Reich in der Auffassung seiner Zeitgenossen*; Wien · Köln · Graz
- Einhard (1850): *Kaiser Karls Leben*; Berlin
- Eugippus (1963): *Das Leben des heiligen Severin*; Berlin
- Fredegar (1987): *Die Chronik des Fredegars und der Frankenkönige* (Grundwerk und Fortsetzung bis 768); Essen · Stuttgart
- Götze u. a. (1909) = Götze, A./ Hofer, P./ Zschische, P.: *Vor- und frühgeschichtliche Altertümer Thüringens*; Würzburg
- Gregor (1851): *Gregorius von Tours. Zehn Bücher fränkischer Geschichte* (Hg. Wilhelm Giesebrecht) I-II; Berlin
- Grosse, B. (1927): "Zur Hedanurkunde vom 1. V. 704"; in *Alt-Arnstadt* (7) 3ff
- Heckmann, Hermann (1986): *Thüringen. Historische Landeskunde Mitteldeutschlands*; Würzburg
- Heden-Urkunde (1984): "Erste urkundliche Erwähnung Arnstadts vor 1280 Jahren. Übersetzung der Schenkungsurkunde von 704 aus dem Lateinischen"; in *Beiträge zur Heimatgeschichte. Stadt und Kreis Arnstadt*, (2) 46

- Heinsohn, Gunnar (1991): "Jüdische Geschichte und die Illig-Niemitzsche Verkürzung der christlichen Chronologie des Mittelalters"; in *VFG* III (5) 37
- (1996): "Die Wiederherstellung der Geschichte Armeniens und Kappadokiens"; in *ZS* VIII (1) 38
 - (1998): "Byblos von +637 bis +1098 oder Warum so spät zum Kreuzzug ?"; in *ZS* X (1) 113
- Herrmann, Joachim (Hg; 1970): *Die Slawen in Deutschland. Ein Handbuch*; Berlin
- Hoppe/John (1978) = Hoppe, G./ John, J.: *Historischer Führer. Stätten und Denkmäler der Geschichte in den Bezirken Erfurt, Gera, Suhl*; Leipzig · Jena · Berlin
- Huth, Robert (1932): *Die Mühlburg*; Erfurt
- Illig, Heribert (1991a): "Die christliche Zeitrechnung ist zu lang"; in *VFG* III (1) 4
- (1991b): "Väter einer neuen Zeitrechnung: Otto III. und Silvester II."; in *VFG* III (3-4) 69
 - (1992a): *Karl der Fiktive, genannt Karl der Große*; Gräfelting
 - (1992b): "614/911 - Europas direkter Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert"; in *VFG* IV (4-5) 79
 - (1992c): "Vom Erzfälscher Konstantin VII. Eine 'beglaubigte' Fälschungsaktion und ihre Folgen"; in *VFG* IV (4-5) 132
 - (1993a): "Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose Städte"; in *VFG* V (2) 41
 - (1993b): "Kalender und Astronomie. Marginalien zu antiker und mittelalterlicher Chronologie"; in *VFG* V (3-4) 46
 - (1994a): *Hat Karl der Große je gelebt? Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit*; Gräfelting
 - (1994b): "Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt"; in *VFG* VI (2) 20
 - (1996a): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düsseldorf
 - (1996b): "Zur Abgrenzung der Phantomzeit. Eine Architekturübersicht von Istanbul bis Wieselburg"; in *VFG* VIII (3) 132
 - (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
- Illig/Niemitz (1991) = Illig, H./ Niemitz, Hans-Ulrich: "Hat das dunkle Mittelalter nie existiert?" in *VFG* III (1) 36
- John u. a.(1995) = John, Jürgen/ Jonscher, Reinhard/ Stelzner, Axel: *Geschichte in Daten. Thüringen*; München · Berlin
- Jonscher, Reinhard (1993): *Kleine thüringische Geschichte. Vom Thüringer Reich bis 1945*; Jena
- Jordanis (1913): *Gotengeschichte* (Hg. Wilhelm Mertens); Leipzig

- Knochenhauer, T. (1863): *Geschichte Thüringens in der karolingischen und sächsischen Zeit*; Gotha
- Könnecke, Max (1893): *Das alte thüringische Königreich und sein Untergang*; Querfurt
- Lappe, Ulrich (1982): "Münzfunde im Kreis Arnstadt"; in *Beiträge zur Heimatgeschichte Stadt und Kreis Arnstadt* (1) 25
- Leisner, Silke (Hg; 21998): *Ilmenau*. Beiträge zur Geschichte einer Stadt; Ilmenau-Hildburghausen
- Löwe, Heinz (1973): "Deutschland im fränkischen Reich"; in Gebhardt: *Handbuch der deutschen Geschichte*; München
- Meyers Lexikon (1876) = *Meyers Konversations-Lexikon*. Bd. 9 (Stichwort: Karl Martell); Leipzig
- Mildenberger, G. (1959): *Mitteldeutschland, Ur- und Frühgeschichte*; Leipzig
- MG.SS = *Monumenta Germaniae Historiae*. Script. rer. Germanicarum; 30 Haupt- und viele Nebenbände (konnten von mir bis jetzt nicht kritisch analysiert werden)
- Mühlberger, Engelhardt (1896): *Deutsche Geschichte unter den Karolingern*; Stuttgart
- Müller, Angelika (1992): "Karl der Große und Harun al-Raschid. Kulturaustausch zwischen zwei großen Herrschern?"; in *VFG IV* (4-5) 104
- Müller-Mertens, Eckhard (1955); *Das Zeitalter der Ottonen*; Berlin
- Müllerott, Hansjürgen (1991): *Vom Cyriakskloster zur Cyriaksburg über Erfurt*; Arnstadt
- (Hg, 1996): *Quellen zur Geschichte der Stadt Ohrdruf (Monhore)*; Arnstadt
 - (Hg, 1997): *Sagen, Fabeln und romantische Geschichten im mittleren Thüringer Wald und dessen Vorland*; Arnstadt (enthält zahlreiche quellenkundlich begründete Erläuterungen)
 - (1998): siehe "ott"
- Niemitz, Hans-Ulrich (1991): "Fälschungen im Mittelalter"; in *VFG III* (1) 21
- (1994): "Dauerkrise frühmittelalterlicher Keramikforschung"; in *VFG V* (2) 40
- Ostrogorsky, Georg (1952): *Geschichte des byzantinischen Staats*; München
- "ott" (1998): "Noch einige Fragezeichen um die 'curtis Arnestati'. Bis heute gibt es noch keinen echten archäologischen Nachweis"; in *Freies Wort*; Ilmenau, 25. April 1998, (Kürzel für Hansjürgen Müllerott)
- Patze u. a. (1968) = Patze, Hans/ Schlesinger, Walter: *Geschichte Thüringens. I. Grundlagen und frühes Mittelalter*; Köln · Graz
- (1989) = Patze, Hans/ Aufgebauer, Peter (Hg): *Thüringen, Handbuch der historischen Stätten*. Band 9; Stuttgart
- Paulus Diaconus (1992): *Geschichte der Langobarden*; Kettwig
- Prokop (o.J.): *Der Vandalenkrieg. Der Gotenkrieg* (Hg. A. Heine/ A. Schaefer);

Essen

- Rade, Claus Dieter (1997): "Gedanken zu 'geschichtlichen' Größen Indiens und zugleich eine Besprechung von J. Bernhards *Yestermorrow*"; in *ZS* IX (1) 118
- (1998): "Indonesiens mittelalterliche Chronologielücken"; in *ZS* X (2) 434
 - (1999a): "Das ceylonesische Mittelalter im Spiegel der 'Großen Chronik' I; in *ZS* XI (1) 97
 - (1999b): *dass. II*; in *ZS* XI (2) 279
- Reichsannalen* (o.J.) = *Annales regni Francorum* (Hg. Reinhold Rau); Berlin
- Schmidt, Berthold (1983): "Die Thüringer"; in *Die Germanen. Geschichte und Kultur der germanischen Stämme in Mitteleuropa*. Ein Handbuch; Berlin, II, 502ff
- Schmidt-Kallenberg, L. (1913): "Die Lehre von den Papsturkunden"; in *Urkundenlehre* (Hg. R. Thommen); Leipzig · Berlin, 56ff
- Schneider, Ute und Johannes (Hg; 1976): *Von Chlodwig zu Karl dem Großen. Historische Erzählungen und Novellen aus dem frühen Mittelalter*; Berlin
- Schultz, Walther (1933): *Vor- und Frühgeschichte Mitteldeutschlands*; Halle
- (1940): "Die Thüringer"; in *Vorgeschichte der deutschen Stämme* II, 401ff; Leipzig · Berlin
- Schultze, Walther (1896): *Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern*. II: Das merowingische Frankenreich; Stuttgart
- Spiegel (1998): "Schwindel im Skriptorium"; in *Der Spiegel* (29)
- Staub, F. (1988): "Die Gründung der Bistümer Erfurt, Bürburg und Arnstadt durch Bonifatius im Rahmen der fränkischen und päpstlichen Politik"; in *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte*, 40; Mainz
- Tangl, M. (1912): *Die Briefe des heiligen Bonifatius*; Leipzig
- Thiele, Andreas (1993): *Erzählende genealogische Stammtafeln zur europäischen Geschichte*. Band I, Teilband 1. Deutsche Kaiser-, Königs-, Herzogs- und Grafenhäuser I; Frankfurt/M.
- Tille, Armin (1931): "Thüringens staatliche Entwicklung"; in *Einleitung in die thüringische Geschichte* (Hg. F. Schneider, A. Tille); Jena, 1-60
- Topper, Ilya Ullrich (1994): "300 Jahre Phantomzeit? Kritische Anmerkungen"; in *VFG* VI (4) 64
- Topper, Uwe (1994): "Zur Chronologie der islamischen Randgebiete"; in *VFG* VI (3) 50
- (1996): "Hinweise zur Neuordnung der Chronologie Indiens"; in *VFG* VIII (4) 436
 - (1998a): "Chinas Geschichtsschreibung. Prüfstein für oder gegen Illigs Mittelalterkürzungsthese?"; in *ZS* X (2) 259
 - (1998b): "Ein neues Bild des mittelalterlichen Spanien"; in *ZS* X (3) 466
- Unger, Peter (1979): *Zeittafel der Geschichte der Stadt Arnstadt 704 - 1977*;

Arnstadt

VFG = *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, Gräfelfing (vorherige Bezeichnung der Zeitschrift *Zeitensprünge*)

Wagner, Gerhard (1999): *Verwehte Spuren. Die Anfänge der Thüringer Landesgeschichte*; Gehren

Wattenbach, W. (1885): *Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. I - II*; Berlin

Wattenbach-Levison (1952): *Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Vorzeit und Karolinger. I - III*; Weimar

Widukind (1852): *Widukinds Sächsische Geschichten* (Hg. W. Wattenbach und Reinhold Schottin); Berlin

Wiegand, Fritz (1978): *Erfurt*; Berlin · Leipzig

Willibald (1905): *Vita Bonifatii auctore Willibaldo* (Hg. W. Levison); Hannover

Wölfing, Günther (1992): *Geschichte des Henneberger Landes zwischen Grabfeld, Rennsteig und Rhön*; Hildburghausen

- (1995): *Kleine Henneberger Landeskunde. Südthüringen*; Hildburghausen

Zeller, Manfred (1993a): "Die Steppenvölker Südost-Europas in der Spätantike und im Frühmittelalter"; in *VFG V* (1) 55

- (1993b): "Das Kalifat der Omaiaden"; in *VFG V* (3-4) 69

- (1994): "Zentralasien im frühen Mittelalter. Auswirkungen der Rekonstruktion bis nach China"; in *VFG VI* (3) 72

- (1996a): "Die Landnahme der Ungarn in Pannonien. 895 findet dasselbe statt wie 598"; in *ZS VIII* (2) 196

- (1996b): "Die Nordwestslawen im frühen Mittelalter"; in *ZS VIII* (4) 499

ZS = *Zeitensprünge. Interdisziplinäres Bulletin*; Mantis Verlag, Gräfelfing

(Grundfassung abgeschlossen am 17. 5. 1998; überarbeitete und ergänzte Fassung am 26. 7. 1998; teilweise Aktualisierung am 18.8. 1999. Der abschließende zweite Teil erscheint im nächsten Heft.)

Dr. Klaus Weissgerber 98693 Ilmenau, Herderstrasse 6

Zur Karlsruferfindung

Gisela Albrecht

Die folgenden Überlegungen gehen auf einen Briefwechsel mit Dr. Illig zurück, in dem er anregte, meine Gedanken in den *Zeitensprüngen* zur Diskussion zu stellen. Dabei setze ich Illigs Thesen voraus:

1. In die europäische Geschichte sind ca. 300 Jahre zusätzlich eingeschoben und mit fiktiven Ereignissen gefüllt worden.
2. Karl der Große und seine Vor- wie Nachfahren sind Fiktion.
3. Karls Pfalzkapelle zu Aachen ist ein salischer Bau des 11. Jhs.

Als ich die Überlieferungsgeschichte von Suetons *"Caesarenleben"* überprüfte, stellte ich fest, daß nach einer kurzen (fiktiven) Blütezeit im 'karolingischen' 9. Jh. die erhaltenen Handschriften erst ab 1100 entstanden sind. Einhard konnte bei der Abfassung seiner Karlsbiographie sein Vorbild Sueton also erst im 12. Jh. lesen, eine weitere Bestätigung für Einhards Umdatierung ins Hohe Mittelalter [Illig 1998, 346, 406]. Suetons Augustusvita gilt aber auch als Vorlage für die Chronik von Novarese [Illig 1999, 193f], die die Öffnung des Karlsgrabes durch Otto III. detailreich schildert [Althoff 149f]. Somit dürfte auch dieser 'Augenzeugenbericht' ins 12. Jh. zu datieren sein.

Illig zeigt, wie Otto III. und Gerbert v. Aurillac, die zu den gebildeten Männern ihrer Epoche gehörten, die Kalenderrechnung manipulierten, um mit dem Jahr des Heils 1000 Ottos Endzeitkaisertum anbrechen zu lassen [Illig 1999, 205ff]. Die komplizierten Berechnungen sind dem Mathematiker Gerbert ebenso zuzutrauen, wie dem tiefreligiösen Otto das Streben nach der Weltherrschaft als verheißener Friedenskaiser. Gleichwohl gibt es außer zwei auffälligen Änderungen der Kaisertitulatur um 1000 [Illig 1998, 88] in den Kaiserurkunden und Chroniken keinen Hinweis auf derartige Bestrebungen.

Um den Anspruch auf das Endzeitkaisertum zu begründen, erfanden Otto und sein Papst einen "Überkaiser" - Karl den Großen, von dem Otto die Würde des Endzeitkaisers übernehmen sollte [Illig 1998, 336; 1999, 206]. Für die Chroniken, für die ältere und die moderne Mediävistik sind die Verbindungen zwischen Otto III., Karl dem Großen und seinem Aachen selbstverständlich: Krönung in Aachen (983), Reisen nach Aachen (995,

997, 1000) und eine Synode (1000) dort, Auffindung und Öffnung des Karlsgrabes und schließlich die Karlsreliquien aus dem Grab: Evangeliar [Illig 1998, 89, 306], Brustkreuz [Illig 1999, 190] und Gewandreste [Illig 1991, 73]. Man lobt "den Ernst [...], mit dem Otto III. sich in die Karlstradition stellte" [Althoff 149] - eine Tradition, die er nach Illig gerade selbst erfunden hatte.

Beginnen wir mit der Aufindung des Karlsgrabes. Schon die Suche nach dem Grab in der Pfalzkapelle wird zu einem unmöglichen Unterfangen, wenn die Pfalzkapelle im Jahr 1000 noch nicht erbaut war, "die Nichtauffindbarkeit seines (Karls) Grabes ist dann zwangsläufig" [Illig 1998, 287].

Von den Reliquien, die Otto aus dem Grab entnommen haben soll, sind nur die Stoffreste vergangen. Das erhaltene Brustkreuz Karls des Großen wird heute als maasländische Arbeit des 11. oder 12. Jhs. angesehen [Illig 1998, 190]. Otto kann es nicht getragen haben. Dagegen gilt das Krönungsevangeliar als byzantinische Buchmalerei aus dem Ende des 10. Jhs., also aus ottonischer, nicht aus karolingischer Zeit [Illig 1998, 306f].

Merkwürdig ist, daß der allerchristlichste Kaiser Karl mit reichen Grabbeigaben bestattet wurde - wie ein Heide. Sollte schon Otto einen Reliquienkult geplant oder den Reliquienkult späterer Zeit vorbereitet haben? Doch für die vielleicht beabsichtigte Heiligsprechung Karls d.Gr. durch Otto [Althoff 151] fehlt jede Grundlage.

Von den angeblichen materiellen Zeugnissen für Ottos Karlsverehrung bleibt nichts übrig. Auch das Portrait Karls auf Ottos Bleibulle von 998 - sie zeigt "auf der Frontseite einen bärtigen Männerkopf, der nach einer Bulle Karls des Großen kopiert ist" - [Althoff 117] konnte "erst dank der ottonischen 'Kopie'" [Illig 1999, 193] identifiziert werden. Wenn Otto seinen erfundenen Karl mit einer Bulle ehren wollte, dürfte man einen deutlicheren Hinweis in der Devise erwarten.

Aber warum ist Otto in seinem kurzen Leben mehrfach nach Aachen gereist? "Die Ansiedlung tritt erst im 11. Jh. allmählich ins Licht der Geschichte" [Illig 1999, 220]. Ohne Karolingerpfalz, ohne Dom mit Pfalzkapelle ist es schwer vorstellbar, wie der Kaiser mit seinem Hof "in der Regel 1000 bis 2000 Menschen" [Bookmann 60] dort 995 das Osterfest feiern [Althoff 76f] oder um 1000 eine Synode abhalten konnte [Althoff 148]. Auch seine in Rom geplante Pfalz konnte Otto schwerlich anlegen als "eine Parallele zu Karl

und seinem Sitz in Aachen" [Illig 1999, 210]. Unter den oben genannten Voraussetzungen halte ich es für unwahrscheinlich, daß Otto und Gerbert einen Karl den Großen mit Residenz und Grab in Aachen erfunden haben sollen.

Warum gilt Otto III. trotzdem als der erste große Karlsverehrer?

Eine mögliche Antwort finden wir beim späteren Karlsanhänger Friedrich I. Barbarossa. Auch er öffnet das Karlsgrab [Illig 1998, 45f], läßt Karl heiligsprechen und trägt mit der Einrichtung eines Reliquienkults zum 'Aufschwung' Aachens bei. Möglicherweise wird auch die Kuppel der Pfalzkapelle erst unter Barbarossa fertiggestellt [Illig 1999, 244].

Ich vermute, daß bei Barbarossa selbst oder in seinem Umfeld der eigentliche Karlserfinder zu suchen ist. (Der Einfachheit halber nenne ich im folgenden nur Barbarossa, obwohl auch einer seiner Vorgänger oder jemand aus seiner Umgebung Karl erfunden haben kann). Um den selbstgeschaffenen großen Vorfahren in eine angemessene Tradition zu stellen, läßt Barbarossa den jung verstorbenen Otto zum Karlsverehrer ausstaffieren mit Karlsreliquien, Reisen nach Karls Aachen und schließlich mit der ersten Graböffnung. Der Bericht in der Chronik von Novarese (s.o.) paßt in dieses Konzept. In der Hildesheimer Chronik zum Jahr 1000 wurde Otto als Grabschänder verdammt [Althoff 149], daher liegt der Verdacht nahe, daß Barbarossa Otto als 'Sündenbock' vorschob, um der geplanten, für den Reliquienkult wichtigen 'Graböffnung' und 'Umbettung' die Spitze zu nehmen. Auch der Karlskult selbst brauchte zu seiner Legitimierung eine Tradition, in die man Otto mit seinen Reisen nach Aachen einbinden konnte. Vielleicht war die Tatsache, daß Otto in seiner kurzen Regierungszeit zwei Päpste eingesetzt hatte, für die Kaiser im Investiturstreit so wichtig, daß Barbarossa gerade auf ihn zurückgriff.

Möglich wurde das Vorgehen nur, wenn die entsprechenden Nachrichten über 'Otto den Karlsanhänger' in den Chroniken und Dokumenten erschienen. Das bedingt Änderungen in vorhandenen Texten oder Neuschreibung. Wissen wir genau, wann die einzelnen Chroniken abgefaßt worden sind, etwa die Otto nicht wohlgesonnene Hildesheimer Chronik [Althoff 149]?

Zahlreiche Fälschungen und Anachronismen im angeblichen Schrifttum des 8. und 9. Jhs. lassen sich auf die Zeit Barbarossas zurückführen [Illig

1998, 338]. Gleichzeitig blüht im 12. Jh. die Karlsdichtung in Deutschland und Frankreich auf [Illig 1998, 344]. Auch dies legt es nahe, die Karlsruferfindung im 11./12. Jh. zu erwarten.

Karl der Große hat wohl viele 'Väter', wie Illig zeigt [Illig 1998, 336ff]. Anders lassen sich die Diskrepanzen in den Legenden zur Graböffnung kaum erklären: Otto findet im Jahr 1000 die gut erhaltene Mumie sitzend in einer Gruft, Barbarossa läßt 1165 die Gebeine im neu angefertigten Karlschrein beisetzen, den sein Enkel Friedrich II. 1215 zeremoniell verschließt [Illig 1998, 338]. Dabei haben diese drei frühen Karlsverehrer den antiken Marmorsarkophag völlig übersehen, den Karl für seine Beisetzung herbeischaffen ließ. Der Proserpinasarkophag, renoviertes Prunkstück der Paderborner Ausstellung, war wohl nie die letzte Ruhestätte des großen Karl.

Zum Schluß einige ketzerische Überlegungen. Wenn Otto III. als früher Karlsruferfinder ausscheidet, stellt sich die Frage nach Karls Nationalität. Ist Karl der Große wirklich 'unser'? Oder ist der erste große Europäer als EU-Produkt von Deutschen und Franzosen gemeinsam erdacht worden [Illig 1998, 344f]? Oder wurde der Frankenkaiser Charlemagne im Frankenland erfunden und von Deutschland adoptiert?

Es darf weiter gerätselt werden.

Zitierte Literatur:

Althoff, Gerd (1996): *Otto III.*; Darmstadt

Boockmann, H./ Schilling, H./ Schulze, H./ Stürmer, M. (1999): *Mitten in Europa*; Berlin

Illig, Heribert (1991): "Väter einer neuen Zeitrechnung. Otto III. und Silvester II."; in *VFG III* (3-4) 69

- (1998): *Das erfundene Mittelalter*; München

- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?*; München

Gisela Albrecht 49716 Meppen Buchenweg 16

(Eine erste Antwort zu Gisela Albrechts Fragestellung siehe S. 527.)

Die Minne in vielfachem Elend

Angelika Müller

Den herzerfrischenden Beitrag von Franz Siepe über das karolingische Schicksal der innigen Liebe [3-98] möchte ich unterstützen und ergänzen mit Gedanken zu einem Text, den ich kürzlich auf den *Wege[n] der Etymologie* fand. In dieser Sammlung verschiedener älterer Artikel des Sprachwissenschaftlers *Jost Trier* wird auf den S.148 - 157 unter dem Titel: *Soziale und erotische Liebe die Geschichte des Wortes Minne* betrachtet [im folgenden zitiert: T.].

Gewöhnlich nehmen wir an, *Minne* und *Liebe* seien austauschbar; das eine sei lediglich der mittelalterliche, das andere der neuzeitliche Begriff für das erotische und sexuelle Empfinden und Handeln der Menschen miteinander. Dass es sich um weit mehr handelt als einen Begriffsunterschied, werden wir sehen bei einer Betrachtung der Wandlung von *Minne* in *Liebe*.

Ebenso werden wir besser verstehen, warum Siepe und die von ihm unter die Lupe genommenen Autoren bei ihrer Suche nach hingebungsvoller Liebe der menschlichen Einzelseele zum Liebsten (Mensch oder Gott) vor dem 11./12. Jh. nicht fündig werden konnten [Siepe 457]. Ganz unbeabsichtigt wird die *Minne* dabei um 300 Jahre verjüngt.

Trier bezieht sich in der Frage, wie das Wort zu seinen "erotischen Anwendungsmöglichkeiten" [150] gelangte, auf das von ihm selbst angeregte Buch (s. Vorwort) von Dorothea Wiercinski: *Minne. Herkunft und Anwendungsgeschichten eines Wortes* [nachfolg. zitiert: W.]. Ihr ausführliches Werk enthält zusätzlich die schriftlichen Quellenbelege, die ich hier ausspare.

1.

Zunächst weniger etymologisch als historisch interessiert, beginne ich mit dem Schluss, um den Leser durch das Argumentationsgeflecht des von mir unter den Indogermanisten höchstgeschätzten (wenn schon, dann dieser [Anm. 1]) *Jost Trier* zu führen (ich behalte hier entsprechend den zitierten Texten den von meinen Gewährsleuten verwendeten Begriff Indogermanen bei, ohne damit eine Wertung zu verbinden):

"Wenn wir heute *Minne* im Bereich des Eros anwenden, so bedienen wir uns [...] eines Wortes, das nicht kontinuierlich vom Mittelalter an

bis heute weitergelebt hat, sondern im Zuge der Wiederentdeckung der mittelalterlichen lyrischen und epischen Dichtung in den Anfängen der deutschen Philologie um die Mitte des 18. Jahrhunderts in den Kreisen der Gelehrten [...] und der gelehrten Dichter der Klopstocknachfolge [...] erneuert worden ist. Bei dieser Erneuerung wird das Wort auf seine hochhöfische Bedeutung eingeschränkt." [T. 153]

Es ließe sich auch sagen, die "Teilnahme der Gelehrten" wurde dadurch geweckt, dass die *minne* im erotischen Sinn in der mittelhochdeutschen Dichtung der ritterlich-höfischen Zeit eine beherrschende Rolle spielt [T. 150].

Damit ist die Zeit vom Dahinscheiden des Wortes bis zu seiner Renaissance gelungen überbrückt, denn es verstarb eben am Niedergang jener "hochhöfischen" ritterlichen Kultur im Spätmittelalter auf höchst unschöne Weise: seine "derbere[n, älteren] Bestände" [T. 152f] verstärkten sich nämlich, "da sie nun von oben her keine Überformung mehr erfahren". Daraufhin depriviert [T. 153] das Wort und "erleidet das Schicksal, das allzu groben Wörtern des geschlechtlichen Bereichs droht: es wird gemieden, geht unter und wird durch *Liebe* ersetzt..." [T. 153].

Abgesehen davon, dass diese Entwicklung offenbar nicht immer so zuverlässig einsetzt - mir fallen aus der Kindergartenzeit meines Sohnes etliche Wörter ein, denen sie längst hätte wiederfahren müssen - ist Triers Erklärung hier deprimierend unhistorisch. Ich komme darauf zurück.

Neugierig geworden, von welcher Art die älteren und ältesten Bestände dieses Wortes sind, welches ohne höfische Kultur so jämmerlich eingehen mußte, gehen wir an den Anfang des Textes zum ältesten Bestand und sind überrascht: *Minne* gehört zu *meinen*, und beide sind "von Haus aus nicht emotional und nicht erotisch". Sie gehören zum "Umkreis des Rechts, [...] dem großen Bereich des inneren, in einer Gemeinschaft herrschenden Friedens" [T. 149]. *Meinen* heißt soviel wie "Ansicht aussprechen" und "lieben" [T. 148].

"Der Mensch *meint* oder soll *meinen* seine Gemeinschaft und die Glieder seiner Gemeinschaft. Die Gruppe, innerhalb derer *gemeint* wird oder *gemeint* werden soll (denn es bedarf da der ständigen Ermahnung, deren es im erotischen Falle keineswegs bedürfte), ist eine Genossenschaft, Körperschaft, Einung, irgendein übersehbarer wirtschaftlicher, handwerklicher, familiärer, politischer Verband. Das brüderlich lieben-

de *meinen* gehört also ebenso wie das beratende *meinen* in die große Sippe von *gemein* und *Gemeinde*." [T. 148]

Die "Einung", um die es hier geht, war ursprünglich mit Sicherheit die Sippe und Stammesgemeinschaft als Trägerin einer auf Gemeinschaft und Transzendenz beruhenden Weltauffassung, die einst weltweit verbreitet war [Anm. 2]. Es wird sich zeigen, dass wir sie in der Bedeutung der beiden Begriffe *minne* und *meinen* aufs beste bewahrt finden.

Hören wir zunächst von der ***minne in Bezug auf Gemeinschaft***: *Minne* ist die "freundliche Gesinnung, die in einer Gemeinschaft herrschen soll", "die Gesinnung des gegenseitigen Wohlwollens und Helfens", der "Friedenszustand und die Friedensstimmung, ohne die kein Gemeinwesen leben kann", sowie das Mittel, diesen anzubahnen [T. 150]. "Eines der wichtigsten und lebenskräftigsten dieser Mittel ist das in vorgeschriebenen Formen sich vollziehende gemeinsame Essen und Trinken." [T. 154] (Auf das Trinken komme ich später zurück.)

Minne ist auch das "Geschenk zur Herstellung eines Bündnisses", denn feodus = Vertrag, Bündnis entwickelt sich in *minne*, weil darin auch Fremde oder Feinde aufgenommen werden können [T. 150]. Minne-Recht hatte einst der Stammeskönig zu pflegen, notfalls unter Einsatz seines Lebens (in der Feudalzeit geht dies auf den Dienstherrn über).

Wann und aus welchem Grunde an Stelle dieser minne-Verpflichtung des Stammesherrn oder neben sie die Blutsbrüderschaft trat, die als eine der ersten *minne*-Beziehungen zwischen frei wählenden Individuen erscheint - also Erfüllung des Blutrechts nicht durch den Stamm oder dessen Führer, sondern einen Einzelnen -, müßte untersucht werden [Anm. 3].

Bis jetzt konnten wir am ältesten Bestand des Wortes nichts Derbes oder Unanständiges entdecken, dafür eine moralisch hochstehende und durchaus innige Hinwendung zur Gemeinschaft.

Bezüglich Siepes Feststellung: "nichts Inniges vor dem 12. Jh." [Siepe 457] gilt deshalb hervorgehoben zu werden, dass dies eben nur für "Liebe in unserem Sinne" gilt [ebd]. Und wir können vorwegnehmen, dass diese Hervorhebung genauso wichtig für die (mystische) Gottesliebe [ebd] ist. Statt uns aber direkt auf den Aspekt der Transzendenz in der *Minne* zu stürzen, lassen wir uns von Trier auf einem *Umweg* dorthin führen.

2.

Er betont ganz nüchtern, dass er nur "vom deutschen und niederländischen Wort *minne* [redet], nicht vom nordischen Wort *minne* (anord. *minni*), das in schwed. *minne* 'Erinnerung, Gedächtnis, Andenken' vorliegt" [T. 150]; die Schicksale dieser beiden müßte der Etymologe "durchaus getrennt halten" [T. 150]. Da ich des von Trier und ausgiebiger Wiercinski [W. 49ff] hier als "Beleg" für diese Ansicht angeführten indogermanischen Wort-Salates durchaus nicht mächtig bin, kann ich zunächst nur grübeln, wieso zwei so gleiche Wörter schier gar nichts miteinander zu tun haben dürfen, "nichts als die Lautgestalt gemeinsam haben" [W. 53] sollen.

Immerhin ist *Erinnerung* und *Gedächtnis* doch auch in unserem Sprachgebrauch noch mehr als das Einhalten von Verabredungen und Terminen. Nicht umsonst gibt es "Gedenkfeiern" zu Ehren von..., wenn es hoch kommt, sogar als Gottesdienst. Es geht also um das rituelle Gedenken an die Toten, die Ahnen, und hat - oder soll haben - religiöse (= rückbindende) gemeinschaftsstiftende, einende Qualität. Je mehr dabei der transzendente Aspekt abhanden kommt und je größer die zu einenden Gemeinschaften werden, desto mehr tritt Geschichtsschreibung als "Erinnerung" bzw. einigendes Band auf.

Das *Andenken*, sofern wir es nicht ebenfalls auf diesen Gemeinschafts-aspekt beziehen, kann ein Gegenstand sein, der dafür sorgen soll, dass Menschen sich, wenn aus den Augen, so doch nicht aus dem Sinn verlieren (z.B. der Ehering). Es kann auch eine rechtliche Vereinbarung sein, heute bindend durch die Unterschrift auf einem Papier, einstmals moralisch verpflichtend durch einen Schwur (z.B. die Blutsbrüderschaft).

All diese Überlegungen bestärken mich in der Ansicht, dass diese beiden gleichen Wörter durchaus ursprünglich dasselbe Wort sind. Obwohl Wiercinski das gar nicht wahrhaben möchte, bestätigt ihre Argumentation gegen einen Zusammenhang doch gerade diesen: Das *Minne-Geschenk* z.B. hat ihrer Ansicht nach nichts mit einem Andenken (*minni*) zu tun, vielmehr habe es "einen realen Zweck: es soll das Gegenüber zum Freunde machen oder bestehende Freundschaft festigen" [W. 4]. Was aber heißt das anderes, als die Erinnerung, das Andenken, das Gedächtnis aneinander zu bewahren? Wiercinski überzeugt dergleichen nicht. Sie wird mich wohl für einen philologisch interessierten "Sprachbraucher" [W. 37] halten, der "den Blick für den wirklichen Inhalt des deutschen Wortes zu trüben" versucht. Schließlich

ist *minne* "Einung" und *minni* "Erinnerung, Gedächtnis" doch etwas sehr Verschiedenes.

Im Dienst der Minne lenken wir deshalb ein und geben zu, dass dies Wort auf jeden Fall hier und dort ganz unterschiedliche Bereiche seiner "beträchtlichen Breite der Bedeutungen" [W. 36] jeweils stärker ausgeformt hat.

Auf unsere Frage, warum das so ist, finden wir bei Wiercinski [54] den Hinweis, dass es altnordisch *minni* erst seit dem 12. Jh. gibt - während wir unser *minne* schon im 7. und 8. Jh. finden! -, es also aus dem Deutschen entlehnt wurde und nicht die Bedeutung *Liebe* angenommen hat. Sie läßt es dahingestellt sein, ob vollständig entlehnt oder nur die Bedeutung entlehnt, jedenfalls gelehnt, pardon: entliehen. Das deutsche Wort hat das nordische beeinflusst, und daraus folgt messerscharf, dass sie "nicht urverwandt sind." [W. 54] Basta!

Gelegentlich scheint es so, als lenke auch Wiercinski ein: es gibt nämlich im Schwedischen ein Wort *minne* in der Bedeutung "Übereinkommen", "Verständigung", das dem deutschen *minne* als Bestandteil der Rechtssprache "recht nahe kommt" [W. 50]. Sie haben "inhaltliche Gemeinsamkeiten", stehen "irgendwie in Verbindung", jawohl!, aber "um ein und dasselbe Wort handelt es sich" nicht - da sei der unterschiedliche Genus vor [W. 50] und natürlich die nachweisbare Entlehnung.

Diese Beweisführung der Indogermanistik - sie möge den Vergleich verzeihen - erscheint mir so, als würde jemand zur Klärung der Frage, ob zwei Kürbisse auf seinem Beet miteinander verwandt seien, beide zerhacken und an Hand der Stückchen feststellen, dass sie es nicht sind, weil keins dem andern völlig gleicht und einige noch hart, andere dagegen schon matschig sind.

Wir kommen damit nicht umhin, uns für die *ersten literarischen Auftrittsorte* [T. 150f] des Wortes, nämlich die althochdeutsche Literatur, zu interessieren. Diese beginnt angeblich in der "karolingischen Epoche", um sich dann bei auffälliger Unterbesetzung bis ca. 1060 hinzudehnen [Illig 63]. Vor der karolingischen Zeit, also dem 7./8. Jh. gibt es keine deutschsprachigen Texte, sondern nur lateinische [T. 150].

Die *minne*-gebrauchenden althochdeutschen Texte aus Wiercinski sind z.B. die Wessobrunner Beichte, Notker, Otfried von Weissenburg, das Freisinger Paternoster, die althochdeutsche Benediktinerregel... Sie müssen aus dem Buch erst mühsam zusammengesucht werden, da die Autorin

weder Datierungsangaben macht noch althochdeutschen *minne*-Gebrauch vom späteren klar abgrenzt. Dies erklärt sich möglicherweise aus dem nicht eingestandenen Problem des auffallend geringen Fundus althochdeutscher Literatur im 7./8. Jh. und der Tatsache, dass diese "nennenswert überhaupt erst ab 1060 in Erscheinung tritt" [Illig 66].

Nochmal bestätigt sich damit Siepes Feststellung, dass aus Frühmittelalter und karolingischer Zeit kein erotischer Vers erhalten ist [Siepe 447]. Wiercinskis Argument für die "Entlehnung" ist nicht mehr standfest, wenn althochdeutsch *minne* erst im 11. Jh. auftaucht, nordisch *minne* im 12. Jh. Ob zwischen beiden tatsächlich eine hundertjährige Differenz besteht, bliebe nachzuweisen. Für einen entwickelten Bedeutungsunterschied reicht die Zeit allemal nicht. Eine "Entlehnung" ist also nicht bewiesen.

In "Althochdeutsch" wird Literatur verfasst, während rechtliche Texte weiter in Latein geschrieben werden. Dies erklärt aus sprachwissenschaftlicher Sicht, warum in der karolingischen Zeit das ganze rechtliche Bedeutungsspektrum des Wortes *minne* "kaum Gelegenheit hatte, aufs Pergament zu kommen" [T. 151].

Die althochdeutsche Rechts-*minne* muss jedoch gar nicht zu spät kommen, wenn wir nach Illigs These die Zeit von 614 bis 911 als fiktiv aus der Chronologie herausnehmen. Dann könnten Rechtstexte wie bspw. das lateinisch geschriebene Langobardengesetz von 643 *Edikt Rotharis* [Metke, 15], das bereits einzelne deutsche Rechtswörter nennt (ich habe nicht nachgeprüft, ob *minne* darunter ist), einen direkten Übergang bilden, dicht gefolgt von - und bald Seite an Seite mit - Dichtung, Glosse und Gebeten.

3.

Wenn Trier sich schließlich im letzten Teil seines Textes dem *Minnetrunk* (oder *-trunk*) widmet, so liefert er uns unfreiwillig die schönsten Belege dafür, dass deutsche und nordische *minne* die gleiche Bedeutung, die gleiche Weltsicht zeigen und *meinen* und führt uns damit zugleich vom rechtlichen in den *transzendenten Bereich der Minne*.

Wir hörten oben schon, welche wichtige Rolle dem gemeinsamen Essen und Trinken bei der Friedens- und Gemeinschaftsbildung zukommt. Darüberhinaus wird die Minne beim Abschied getrunken, um die "innige Verbundenheit" des oder der Wegreitenden mit dem oder den Zurückbleibenden zu sichern [T. 154].

"Der Scheidende trinkt zusammen mit den Daheimbleibenden oder er trinkt allein: dann aber wird ihm der Trank immer von den Zurückbleibenden dargereicht. Nie nimmt er ihn selbst oder trinkt ihn außerhalb jeder Gesellschaft. Die minne nämlich ist das Symbol für seine innere Bindung an die Gemeinschaft" [W. 25].

Das alte Talionsrecht [Lüling, s. Anm. 1] verlangt, dass

"auch gescheiterte Verhandlungen kein Grund sind, dem Scheidenden den Minnetrunk vorzuenthalten. Zum völligen Zerwürfnis will man es eben nicht kommen lassen" [T. 155]. "Der Weg zu ihm soll nicht verstellt sein" [W. 25].

Oft wird beim Minnetrunk die *minne* eines Heiligen getrunken, man "befiehlt [den Dahinziehenden] dem Schutz eines Heiligen, der sozusagen sein Weggenosse sein soll" [W. 24]. Auch wird die Unterstützung eines Heiligen erfleht, z.B. vor einer Reise oder einem Kampf, und durch "seine Mitwirkung und durch sein Miteingeschlossensein in den Bund [wird] die Kraft des Minnetranks [erhöht]" [T. 154].

Der Ritus der Heiligenminne zeigt noch weitgehend unverfälscht das alte Denken [Anm. 4]. Ursprünglich wurden wohl Segen, Schutz und Kraft der Ahnen oder Götter gewünscht, die mit der Christianisierung zunehmend durch Heilige ersetzt werden. Ein weiterer Akt beim Todesstoß gegen das alte Weltbild und seine Religion ist die kirchliche Sanktionierung durch Weiheformeln [W. 27]: "Trinke die Stärke des heiligen (Soundso) im Namen des Vaters...". Schließlich geht die Heiligenminne ganz im Abendmahl auf [W. 28].

Damit stehen Minnetrunk und auch Heiligenminne als religiöser Volksbrauch keineswegs im Gegensatz zu "Erinnerung" (minni), wie Trier [T. 155] und Wiercinski [W. 4] meinen, sondern das Gedenken an den Heiligen und aneinander unter seinem Namen (oder Segen) stärkt die Verbindung, die Fürsorge und damit die Minne der Gemeinschaft. Deren Wesen ist ja gerade stetiges Zusammenkommen und Wiederauseinandergehen, so dass Gemeinschaft und damit Minne erhalten bleibt durch Erinnerung und Gedächtnis.

Wiercinski [W. 4] vertritt die Ansicht, der Minnetrunk sei kein Erinnerungstrunk gewesen, weil sich in lateinischen Quellen "nirgends die Vokabel *memoria* findet, sondern stets *amor* und *cupido*. Sie erklärt dies damit, dass man ja im Moment der Ausübung des Brauchs noch nicht getrennt war

und insofern keine Erinnerung *i. u. S.*" [Hvhg. Müller] vorliegen kann. Dies ist richtig, wenn Erinnerung verstanden wird als das Zurückdenken an Gewesenes/Vergangenes. Aber einem Denken, dem Abschied nahe bei Tod und Vergessen und diese in vertrauter Nähe zum Leben liegen, begreift das Festigen des Bandes der Erinnerung als das, worum es beim Abschied geht.

An anderer Stelle [W. 86] betont sie, dass *amor* als Wort gar nicht eindeutig ist; es enthält das ganze Spektrum der Liebe zu Gott, einer Tugend, einer Sache, einem Menschen, bis hin zur sinnlichen Liebe. Man kann deshalb auf die Idee kommen, dass in den Klosterstuben, wo die althochdeutsche Literatur produziert wurde, schon kein Verständnis mehr für den eigentlichen Sinn des Ritus erhalten war.

Umgekehrt hat *minni / memoria*, Erinnerung sehr wohl mit der "Spendung von Gaben" [W. 5] zu tun, denn die Geschenke - auch solche für die Götter und von ihnen - drücken meine Verbundenheit aus und werden (den anderen an) mich erinnern, fördern also das Andenken und damit wiederum die Minne.

Wir sehen also, dass deutsches und nordisches *minne* uns den gleichen tiefen Einblick in das archaische Weltbild gewähren. Rechtlicher, emotionaler und religiöser Bereich sind nicht in neuzeitlicher Weise voneinander getrennt, sondern gewinnen ihre Notwendigkeit und Berechtigung wechselseitig auseinander durch jene über Leben und Sterben des Einzelnen hinausweisende Bedeutung von Gemeinschaft. Damit ist begreiflich, dass die Bildung von Staaten und von Staatsreligion den Untergang dieser Weltsicht vorantreiben mussten [vgl. Lüling 1981, bes. S. 261-277].

Hier lohnt die Erwähnung, dass sich Trier und Wiercinski in einem Punkt nicht einig sind. Während Trier das Wort *minne* von der indogermanischen Wurzel *men* "denken, im Sinn haben" ableitet, sieht Wiercinski dazu "keinerlei Veranlassung" [W. 36]. "Men - Abkömmlinge" treten nämlich auf, wenn von einer Verbindung des Menschen zur Gottheit die Rede ist [W. 44]. Sie möchte es lieber von der "indogerm. Basis" *mein* ableiten [W. 36]. Warum auch nicht? Dass sowohl *meinen*, *minne* wie auch *minni* ursprünglich eine ungetrennte Einheit sind von Transzendenz und Gemeinschaft aus der Wurzel *men*, hoffe ich gezeigt zu haben.

4.

Wir haben nun den moralisch erbaulichen Anfang dieses "Friedenswortes" [T. 150] kennengelernt und von seinem Sterben und seiner Wiederauferstehung gehört. Was aber geschah ihm zwischen Anfang und Ende, dass es zu so jämmerlichem Absterben verurteilt war?

Die Antwort ist banal und birgt doch tiefe Tragik: Der Eros hat sich eingenistet, und das gleich zweimal im mittlerweile vertrauten 300-Jahresabstand. Da wir die historische Problemlage schon beleuchtet haben, können wir darauf aufbauen.

"In zwei zeitlich auseinanderliegenden Schüben ist die Eroberung des Wortes durch den Eros erfolgt. *Das erste Mal schon in vorliterarischer, will sagen voralthochdeutscher Zeit, vor dem 8. Jahrhundert.* Bei seinem frühesten Auftreten im althochdeutschen Schrifttum zeigt das Wort schon die erotischen Bedeutungen." [T. 151; Hvhg. A.M.]

Wir finden hier die absurde Situation, dass das Volk natürlich die ganze Zeit deutsch sprach, seine alten Wörter in ihrer Bedeutung aber rückschlossen werden müssen aus Entsprechungen in lateinischen Texten. Neben Bedeutungen aus dem Bereich des gemeinschaftlichen Zusammenhalts taucht *Minne* im Deutschen sofort in Bedeutungen auf, die vorher *amor* und *cupido* hießen, also geistige und sinnliche Liebe. (Im Nordischen ist es die Bedeutung von *memoria*).

Triers Frage, wie denn ein solches Wort in den Bereich des Eros "übergreifen kann" [T. 151] - er kann sich offenbar nicht entscheiden, von wem der Übergriff ausgeht: Wort oder Eros - erfährt eine unbefriedigende Antwort mit dem Hinweis, "der Eros [sei] ein Verschlinger von Wortstoff" [ebd]. Ich glaube, dass eine historische Antwort möglich ist.

Amor und cupido vor dem 10. bzw. 7. Jh. spiegeln griechisch-römisches d.h. byzantinisches Gedankengut in lateinischer Sprache. Seit dem 4. Jh. ist dies Denken geprägt vom Staatschristentum als *militia dei* [Lange 105]. Dieser Geist konnte nach der Unterwerfung des europäischen Heidentums an diesem nicht spurlos vorübergehen, aber wir haben keinen Grund zu glauben, es hätte weniger Erotik gekannt als die Lateiner. Wir wissen nicht, ob ihre erotischen Umgangsformen feiner und moralisch hochstehender waren als die der Eroberer. Wir könnten es annehmen, da das Gefühlsleben des Einzelnen im archaischen Weltbild der Träger der Werte der Gemeinschaft war. Wir wissen auch, dass die Christianisierung Europas

und die Einführung der Feudalstruktur mit der Zerschlagung bestehender Felderbewirtschaftungs- und Bewässerungssysteme und damit der Gemeinschaften einherging, so dass Hungersnöte, Epidemien und ein allgemeiner Verfall der Sitten eintraten.

Die Verschriftlichung deutscher Volkssprache taucht scheinbar aus dem Nichts in einer Zeit auf, die kurz nach der Besiegung des europäischen Heidentums liegt [Müller 506]. Ob ältere Texte in den Runeninschriften vorliegen, vernichtet wurden oder tatsächlich nie existiert haben, müsste untersucht werden.

Als das archaische Weltbild seiner Kraft, die u.a. in der Stammesgemeinschaft lag, beraubt und damit der Bedeutungsraum eines Wortes wie *minne* weitgehend zerstört war, mussten deutschsprachige Dichtung und Rechtstexte in "lateinischer Anlehnung" unter Kontrolle der Kirche (Klöster) produziert werden. Wenn die Kirche sich als Staatsmacht formieren wollte, mußte sie auch für ein neues Sittenbild sorgen. Dass dies für das einfache Volk anders aussah als für Klerus und Adel, versteht sich fast von selbst.

Die Minne innerhalb der Stammesgemeinschaft wird im Feudalstaat umgedeutet als "Hingabe zum Lehnsherrn" und dessen Fürsorge [T. 152], so wie die Heiligenminne zur Hingabe an Gottes Fürsorge.

Ich würde nicht so weit gehen, bei diesen Texten von Trophäen [Müller 507] zu reden, aber in ihrer bloßen Existenz und ihrer sprachlichen Assimilation stellen sie zweifellos den Triumph der Sieger dar.

Weiteres historisches Verständnis des Minne-Verfalls verschafft uns *der im 12. Jh. stattfindende "zweite Schub ins Erotische"*. "An die Stelle des Lehnsherrn tritt die Lehnsherrin, die domina..." Neu ist hier "das dienende Werben des Mannes um die Neigung der Dame (frouwe)" [T. 152]. Bedenkt man, dass der erste Schub bei revidierter Chronologie kaum hundert Jahre zurückliegt, muß die Frage erlaubt sein, ob es sich nicht nur um eine einzige Entwicklung handelt. Damit würden sich immerhin zwei Dinge erklären, die Trier erstaunen lassen [T. 152]:

Die ältere derbere Schicht, "die triebhaft-zwanghafte Liebe (Venus-Minne)" besteht in der Dichtung fort, wird nur "vom höfisch-ritterlichen Wesen überlagert und von ihm her mitbestimmt". "Die Einheit des Wortes bleibt für das Sprachbewußtsein der Epoche [...] in erstaunlichem Grade bewahrt" [T. 152]. Dies erklärt sich nun leicht aus zwei verschiedenen Moralkodizes, die fast zeitgleich propagiert werden.

Fürs Volk existiert im 11./12. Jh. christliche Ehe- und Vermehrungspflicht. Die Liebe gehört Gott [Lange 98f]. Fleischeslust befriedigt der Mann auf dem Hetärenmarkt. Die Bildvorlagen für die Phantasie konnten sich alle am Skulpturenschmuck der Kirchen holen. Dort prangte die vor allem mit Obszönitäten operierende antiislamische Kriegspropaganda [ebd], die sich von den "Ketzer" Südfrankreichs zu den "Christen" ganz Europas ausbreitete.

Um dem heimatlichen ökonomischen und sexuellen Elend zu entkommen, ließen sich viele zum ersten Kreuzzug verlocken und fanden dann (angeblich oder tatsächlich) im Heiligen Land bei den Andersgläubigen den langersehnten Genuss derart, dass sich 1099 bereits eine Synode mit der Sexualität der Kreuzfahrer beschäftigen musste [Lange 103].

Deswegen wurde (ausgehend von Rom?) für den Adel und die Ritterschaft die völlige Sublimierung der sexuellen Liebe in der höfischen Liebeskunst propagiert. Diese war keineswegs unerotisch. Vielmehr stand sie im Zusammenhang mit der "Explodierung des Marienkultes im Westen" [Lange 99] und dem "Heiligen Krieg" gegen die Mauren im Namen der domina Maria. Hier wurden Kriegeshymnen als erotisierendes Mittel eingesetzt und die sublimierte Energie im Blutausch voll ausagiert.

So wird begreiflich, dass die lateinische Dichtung bereits ab dem 10. Jh., die volkssprachliche erst ab dem 12. Jh. das "Liebesthema in abendländisch sublimierter Gestalt" aufgreift [Siepe 441, 449].

Gleichzeitig ist das 11./12. Jh. die Blütezeit des Sufismus. Dessen Gottesliebe ohne Sublimierungsgestus beeinflusst über die Sufi-Orden auch christliche Mönchsorden. Sie führt seit dem 12. Jh. zu der von der Forschung entdeckten, "so oft bezeugten gefühlstiefen Gottes- und Christusliebe" [Siepe 453].

An dieser Stelle können wir die Vermutung einschieben, dass die Entwicklung des Wortes in Skandinavien deshalb anders verlief, weil all diese römisch-christlichen und antiislamischen Entwicklungen dort keinen gravierenden Einfluss hatten. Die Bedeutung des nordischen *minni* legt den Gedanken nahe, dass hier *im Wort selbst Erinnerung, Gedächtnis und Andenken* an die alte Zeit und Ordnung bewahrt blieben.

"Noch merkwürdiger [als die Einheit des Wortes erscheint], dass die rein rechtlichen Inhalte neben den erotischen sich erhalten..." [T. 152]
Uns wundert das nicht, da das "Rechtswort" minne laut demselben Autor in dieser Zeit überhaupt erstmals Gelegenheit hatte, aufs "Pergament" zu

kommen (s.o.). Auch nach dem Zerfall der alten Rechtsordnung brauchte sich die Bedeutung des Wortes - Friedenszustand, Vertrag usw. - nicht ändern; es ändert sich der rechtliche Rahmen, in dem es seine Funktionen weiter erfüllt. Deshalb lebt minne im aufkommenden Bürgertum mit seinen Gilden und Zünften als "Fachwort für Sühne-, Schied- und Vergleichsverfahren, als Bereitschaft der streitenden Parteien zu gütlicher Einigung bis tief in die Neuzeit" hinein [T. 153].

Wo Minne ursprünglich eine einheitliche Weltsicht meinte und Einung sich untrennbar auf Liebe und Recht bezog, tritt nun eine immer stärker werdende Trennung der beiden Begriffsbereiche ein.

Wir schließen den Kreis zum Anfang: Nach Kreuzzügen und großer Pest ist es aus mit der hochhöfischen Sublimierung der Liebe, und das Recht spricht die Sprache der Hexenverfolger. Es geschieht keine "vergrößernde Einengung der Bedeutung [von minne] auf die rein körperliche Vereinigung" [W. 8], sondern nichts anderes bleibt mehr von ihr übrig! Die höfische Minne wird mit Ende der Kreuzzüge als Erziehungsideal überflüssig; sie wird von der Gotik aufgenommen, dem Königtum angepaßt [Lange 107] und vom Bürgertum abgeschafft.

Von der minne bleibt dem einfachen und verfolgten Volk die sexuelle Fortpflanzung, nach Trier der "vergrößerte actus sexualis" [T. 153], die bessergestellten Volksteile gehen zur *Liebe* über. Dass die minne depriviert, eingeht - das kann man nun verstehen. Alle möchten an der Freude der Liebe teilhaben und am besseren Leben. Vom Minnetrank der Gemeinschaft bleibt - durch Mittelalter und Neuzeit bis in die moderne Welt hinein - das gemeinsame Saufen.

Anmerkungen:

1) "wenn schon, dann dieser". Triers Texte zeichnen sich m.E. unter anderen indogermanistisch-etymologischen Arbeiten durch ihre anregende Darstellungsweise aus. Bei seinen Fragestellungen zum Leben und Denken der Germanen kommt Trier der Weltvorstellung der Frühzeit [vgl. Anm. 2] so nahe wie sonst m.W. keiner in seiner Zunft.

2) Nach Günter Lülings Auffassung [1981, 263, 328] hat sich das sympathetisch-religiöse, moralisch verpflichtende Weltbild am längsten in Arabien gehalten und wurde im Islam konserviert. Er sieht hierin - bei Aufbrechen der orthodo-

nen Verkrustung - ein noch zu gewinnendes Potential für zu lösende Zukunftsprobleme.

3) Über "Blutrecht als intertribales Recht" vgl. Lüliling [1981, 36 ff] sowie *Das Passahlamm und die altarabische "Mutter der Blutrache", die Hyäne* [Lüliling 1985, 113-133, hier insbes. S.120; ZS 2/99, 217-227].

Den "Sinn der Blutsbrüderschaft" sieht Heino Gehrts [1993, 2-7] vor allem darin, dass sie die Racheverpflichtung und damit den "Schaden" des Stammes auf die jeweils zu Heldentaten hinausziehenden jungen Männer begrenzt. Dies steht nur dann nicht in Widerspruch zu Lülilings Beweisführung (wonach ursprünglich eben nicht der ganze Stamm, sondern dessen Führer sein Leben zu geben hatte), wenn wir annehmen, dass diese "Blutsbrüder" (für eine gewisse Zeit?) keine Stammesbindung (mehr) hatten oder sich die Durchführung des Talionsrechts historisch gewandelt hat. Hier besteht Klärungsbedarf.

4) Ein Ritual ist eine zu bestimmten Anlässen regelmäßig durchgeführte Handlung in festgelegter Form mit gemeinschaftlichem Konsens. Es dient der Unterscheidung zwischen der Orientierung nach "außen" und nach "innen" bzw. "oben", ist also Nahtstelle zwischen Gemeinschaft und Transzendenz und damit zugleich die "Pforte in die andere Welt".

Die Geschlossenheit der Form bewirkt seine starke Verwurzelung und Widerständigkeit gegen Veränderungen und verlockt zugleich, ihre Kraft für andere Zwecke zu gebrauchen. Indem die Kirche die weltlichen Funktionen des Minnetranks für das Gemeinschaftsleben verunmöglichte und ihn ihrer Vorstellung von Transzendenz völlig einverleibte, verschwand das alte Ritual in einer magischen Handlung: der Eucharistie.

Literatur

Gehrts, Heino (1993): "Der Sinn der Blutsbrüderschaft"; in *Märchenspiegel*, Nov. 93, 2-7

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf

Lange, Claudio (1994): "Plastischer Kirchenschmuck und Islam"; in *Liebesfreuden im Mittelalter* (Hrsg. G. Bartz, A. Karnein, C. Lange); Stuttgart

Lüliling, Günter (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad*; Erlangen

- (1985): *Sprache und archaisches Denken*; Erlangen

Mettke, Heinz (1987): *Altdeutsche Texte*; Leipzig

Müller, Angelika (1998): "Leserbrief"; in ZS X (3) 506

- Siepe, Franz (1998): "Keine Liebe unter Karl? Ein mentalitäts- und literargeschichtlicher Exkurs"; in *ZS* X (3) 440
- Trier, Jost (1981): "Soziale und erotische Liebe"; in: *Wege der Etymologie*; Berlin
- Wiercinski, Dorothea (1964): *Minne. Herkunft und Anwendungsgeschichten eines Wortes*; Köln · Graz

Angelika Müller 12059 Berlin, Elsenstr. 43

*

Eine erste Antwort zu Gisela Albrechts Fragestellung (von S. 510)

In der allemal schlecht belegten Zeit Ottos III. ist ein 'ottonisches Karlsbegräbnis' gleichwohl vorstellbar. Erhalten hat sich davon jener zweite "Elefantentoff", der im Karlsschrein gefunden wurde; Fasern von ihm hafteten unmittelbar an den dort aufbewahrten Gebeinen und beweisen lange gemeinsame Lagerung. Das sogen. *Brustkreuz Karls d. Gr.* aus dem 11./12. Jh. könnte laut Aachener Schatzkammerkatalog jenes sein, das Otto III. beim angeblichen Grabbesuch an sich genommen hat. Das in Paderborn gezeigte "karolingische" *Wiener Krönungs-Evangeliar*, das Otto III. bei Karl gefunden haben soll, ist m.E. eine byzantinische Arbeit aus Ottos Zeit [vgl. *Das erfundene Mittelalter*, 306]. Insofern könnte hier ein Toter mit ottonischen Gegenständen ausgestattet worden sein, um später für eine Graböffnung des Jahres 1000 zu bürgen. Daß diese - wenn überhaupt - nicht wie geschildert stattgefunden hat, ist unstrittig (Einbalsamierung, Sitzposition, unbekannter Fundort). Aus meiner Sicht mußte das 'Begräbnis' noch auf seine Aachener Grabkirche warten, für die Otto III. immerhin die Weichen in Richtung Bistumsgründung stellte [Schneidmüller/Weinfurter (1997): *Otto III. - Heinrich II. Eine Wende?*; Sigmaringen, S. 196].

Karl d. Gr. scheint bei Otto III. ab 998 in den Urkunden genannt zu werden, so der Zwischenstand meiner Recherche. Aber es genügt der Hinweis, daß Heinrich II. 1002 an 16 Empfänger die Bitte sandte, Otto III. zu commemorieren. Diese Diplome stellen einen Bezug zwischen Karl und Otto her [ebd., 18f]. Sie müßten in Albrechts Sicht genauso wie alle anderen Karlsnennungen vor ca. 1150 Fälschungen sein — ein großer zusätzlicher (Ver-)Fälschungsaufwand zu einer Zeit, in der sich bei weitaus größerem Verschriftlichungsgrad grundsätzlich neue Erfindungen viel schwerer eingliedern ließen.

Heribert Illig

Leserbriefe und Diverses

Fried baut seinen Fluchtweg weiter aus

Der historisch interessierte Fernsehzuschauer konnte am 14. 8. um 20.50 im Kultur-Kanal *arte* Zeuge eines merkwürdigen Schauspieles werden. In der Reihe "Sphinx" wurde mit wissenschaftlicher Beratung durch Prof. Johannes Fried fast eine geschlagene Stunde lang über Karl den Großen hergezogen, was das Zeug hielt. Die Botschaft war: Alles an dieser Gestalt ist fragwürdig und der Fälschung verdächtig. Die ganze Sendung wirkte wie eine gut gelungene filmische Dokumentation von Dr. Illigs Karlsbüchern. Ich war fest davon überzeugt, daß am Schluß der Sendung H. Illig selbst auftreten und als Resümee seine Karlsthese formulieren würde. Stattdessen kam — überhaupt nichts. Der Name Illig wurde in der gesamten Sendung nicht ein einziges Mal erwähnt! [Was der Kritiker ahnte, aber nicht wissen konnte: Das erwartete Statement von H. Illig war für diese Sendung gedreht, aber aus naheliegenden Gründen gestrichen worden / Die Redaktion].

Der paragraphentreue Jurist würde von keinem Plagiat, allenfalls von Prioritätsverletzungen sprechen, aber mein gewöhnlicher Hausverstand findet es schlichtweg schäbig. Man könnte über diese Erbärmlichkeit zur Tagesordnung übergehen, wenn da nicht noch etwas wäre.

Wie Illig in seinem neuesten Buch "Wer hat an der Uhr gedreht?" auf S. 235-240 klar dokumentieren konnte, hält sich Fried seit Jahren ein Hintertürchen offen für den Fall, daß Illig doch recht behalten sollte. Im Laufe der Jahre wurde dieses Hintertürchen mehr und mehr zum Fluchtweg ausgebaut, so daß in mir schon vor Jahren ein abgründiger Verdacht aufkeimte, der sich hoffentlich nicht bestätigen wird: Sollte es wirklich möglich sein, daß die edle Zunft der etablierten Historiker zuerst jahrelang Illigs These als "absurd" und "diskussionsunwürdig" vom Tisch kehrt, um dann schließlich eines Tages, nach Jahren der Diskussionsverweigerung, selbst mit dieser These aufzuwarten und dabei nebenher Illigs Arbeiten als lediglich medienwirksame Ausschachtung von längst bekannten Sachverhalten abzutun? Sollte es wirklich möglich sein, daß die Garde nicht stirbt, sondern mit wehenden Fahnen die Seite wechselt, indem sie behauptet, solches schon immer und schon früher vertreten zu haben, und dabei die "Außenseiter" einfach übergeht?

Sollten die Herren - quod Deus avertat - tatsächlich einen solchen Handstreich in Erwägung ziehen, dann sei ihnen bereits jetzt versichert, daß dieses Manöver, soviel an mir liegt, nicht gelingen wird.

Nicht gerade zur Abkühlung meines Gemütes noch ein Detail. In der Sendung führte uns Prof. Theo Kölzer eine seiner Methoden vor, mit denen er gefälschte Karlsurkunden entlarvt. Während der Fälscher versucht, eine jahrhundertealte Schriftart nachzuahmen, ermüde er irgendwann und schreibe dann versehentlich einzelne zeitgenössische Buchstabenformen, woran man heute das Falsifikat erkennen könne. Hier schließt sich nun meine einfache Frage an: Und was ist dann mit den Dokumenten, die der Fälscher nur in ausgeruhtem Zustand anfertigte oder dreimal Korrektur gelesen hat? Müssen diese demnach als echt gelten?

Wohl noch nicht ganz, denn der Diplomatiker verfügt ja wahrscheinlich auch noch über andere Prüfmethode, wovon er in der Kürze einer Fernsehsendung nur diese eine demonstrieren konnte. Man darf aber annehmen, daß er uns eine seiner besten Methoden vorgeführt hat, so daß der Schluß erlaubt ist, daß die anderen Methoden auch nicht griffiger sind. Kölzer bestätigt damit indirekt, was Illig schon seit Jahren behauptet, daß nämlich die noch nicht entlarvten Karlsurkunden in Wahrheit nur die besonders sorgfältig angefertigten Fälschungen sind!

Prof. Fried wird schon wissen, warum er so eifrig an seinem Fluchtweg baut...

Remigius Geiser A-5020 Salzburg St.-Julien-Str. 2 / 314

Die Redaktion ergänzt:

Last not least hat sich Kölzer in der Sendung als unbestechlicher Prüfer der Karlsurkunden vorstellen lassen. Doch hat er mit ihnen überhaupt etwas zu tun? Der von ihm genannte Fälschungsanteil von 37 % bei Karlsurkunden ist nicht etwa sein aktuelles Arbeitsergebnis, sondern wurde von Wisplinghoff bereits 1986 vorgetragen (101 von 270 Urkunden [Illig 1996, 140]). Auch das hat Methode. Kölzer hat sich - das Stichwort "Schwindel im Scriptorium" fiel auch in der *arte*-Sendung - bereits bei den merowingischen Königsurkunden vom SPIEGEL als eminenter Fälschungsaufdecker feiern lassen, ohne seinen eigenen, marginalen Anteil klarzustellen [vgl. ZS 1998, 462ff].

Diverses

Karl Poppers Antwort auf Michael Borgolte:

"Es kann keine Geschichte »der Vergangenheit« geben, wie sie tatsächlich gewesen ist. Es kann nur historische Interpretationen geben, und von diesen ist keine endgültig; und jede Generation hat das Recht, sich ihre eigenen Interpretationen zu schaffen. Aber sie hat nicht nur ein Recht dazu, sondern fast auch eine Pflicht; denn hier ist wirklich ein dringendes Bedürfnis zu erfüllen. Wir möchten nicht nur wissen, in welcher Beziehung unsere Schwierigkeiten zur Vergangenheit stehen, sondern wir brauchen dieses Wissen dringend. Und wir möchten den Weg sehen, auf dem wir zur Lösung der von uns gewählten Hauptaufgaben fortschreiten können."

Karl Popper (⁸1996, S. 187): "Alles Leben ist Problemlösen";

München · Zürich

Ein Fund von Robert Lischke, Neustadt/Sachsen

Neu aufgelegt wurden zwischenzeitlich "*Der Bau der Cheopspyramide*" (unverändert) und "Wann lebten die Pharaonen?" (mit wenigen Druckfehlerberichtigungen). Derzeit arbeitet Gunnar Heinsohn an einer Aktualisierung von "*Wie alt ist das Menschengeschlecht?*", das somit ebenfalls der Neuauflage entgegenieht.

Alfred Tamerl's "*Hrotsvith von Gandersheim*" mußte leider eine Verzögerung hinnehmen, weshalb der Titel erst Anfang September zur Auslieferung gelangt ist. Nachdem es auch hier um eine fundamentale Neubewertung geht und nicht um eine Tagesmeldung, war das hinzunehmen.

Der Verlag weist auf den Umstand hin, dass heuer der Weihnachtsabend auf den 24.12. fällt. Denken Sie bitte daran, daß selbst Geschenkabonnements und Buchpräsente auf positive Resonanz beim Betroffenen stoßen können.

Nachdem die gesamte deutsche Presse zum 1.8. die reformierte Rechtschreibung in meist individuell nachreformierter Form einsetzt, finden sich auch hier im Heft erste, unsichere Ansätze für ein Befolgen der neuen Regeln. Der Herausgeber hätte allerdings gute Lust, in Eigenreform nach Schweizer Vorbild der Pseudo-Ligatur "ß" Lebewohl zu sagen, außerdem dem "th", damit wir nach der Orthographie nicht jetzt mit Orthografie auf halbem Wege stecken bleiben, sondern bis zur Ortografie vordringen.

Mantis Verlag (Preise incl. Versandkosten)

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim.

Eine Entmystifizierung

ca. 330 S. 14 Abb. Paperback 39,90 (für Abonnenten 36,- DM)

Christian Blöss · Hans-Ulrich Niemitz (1997): C14-Crash

Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und
Dendrochronologie datieren zu können

459 S. zahllose Abb. Paperback 48,- DM (für Abonnenten 43,- DM)

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (³1999): Wann lebten die Pharaonen?

Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung
der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt (¹1990)

503 S. 192 Abb. Paperback 54,- DM (für Abonnenten 48,- DM)

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher !

Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich (¹1992)

276 S. 85 Abb. Paperback 36,- DM (für Abonnenten 32,-)

Gunnar Heinsohn (³1999): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit (¹1991)

146 S. 42 Abb. Paperback 22,- DM

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indusl?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser (¹1993)

102 S. 43 Abb. Paperback 20,- DM

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?

(für Abonnenten nur noch 12,50 DM !; ¹1994)

Heribert Illig · Franz Löhner (⁴1999): Der Bau der Cheopspyramide

nach der Rampenzeit (¹1993)

erweit. Aufl. 270 S. 127 Abb. Pb. 36,- (für Abonnenten 32,-)

**Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt
in archaischen Gesellschaften**

131 S. 25 Abb. Paperback 22,- DM

Egon Friedell: Abschaffung des Genies (Hg. H. Illig) 19,- DM (geb.)

Egon Friedell: Selbstanzeige (Hg. H. Illig) 19,- DM (geb.)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 11, Heft 3, September 1999

- 355 Editorial
- 356 Gunnar Heinsohn: Jüdisches Leben im frühmittelalterlichen Palästina. Ist die von den Kreuzfahrern 1099 zerstörte Synagogenkultur archäologisch wirklich unauffindbar?
- 389 H. Illig: Sperrfeuer vor Paderborn. Methodische Korrektheit und emotionale Begleiterscheinungen
- 403 H. Illig: Paderborns prachtvolle Phantomzeit
Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen
- 439 Michael Bohrer: Karolingerpfalz in Paderborn?
- 459 Gert Zeising: "Zwischen den Zeiten" oder Zeiteinsparung?
Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer Forschung
- 480 Ein sensationeller Fund: ein privates Briefzeugnis
- 482 Klaus Weissgerber: Zur Phantomzeit in Thüringen.
Schriftquellen und archäologischer Befunde (I)
- 510 Gisela Albrecht: Zur Karlsruferfindung
- 514 Angelika Müller: Die Minne in vielfachem Elend
- 527 H. Illig: Erste Antwort auf G. Albrechts Fragestellung
- 528 Leserbrief von Remigius Geiser und Diverses
-
- 354 Impressum
- 531 Verlagsinformationen

ISSN 0947-7233